germ.
1944 v 13 Hahn

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . . fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.

28055.

Hohenzollern und Welfen.

Historisch-politischer
Roman aus der Gegenwart
in 3 Abtheilungen
von

Edmund Hahn.

Motto: Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
Und neues Leben blüht aus den Ruinen.
Schiller.

III. Band.

Das Uebersetzungsrecht behält sich der Verfasser vor.

Würzburg.
Verlag von F. A. Julien.
1868.

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck der Stahel'schen Buchdruckerei in Würzburg.

Bayerische Staatsbibliothek München

III. Abtheilung.

König Georg V. vor und nach der Schlacht von Langensalza.

Capitel I.

Wien.

Es war am Dreikönigstage des Jahres 1859, als aus einem großen Hause am Graben zwei elegant gekleidete Damen in Mäntel und Schleier gehüllt heraustraten, um den Weg zur Augustinerkirche einzuschlagen.

Auf den in der Regel sehr belebten Straßen war es noch still, denn es war zur Zeit der ersten Messe. Die der eleganten Welt angehörenden Damen und Herren schlummerten noch, die Kaufläden blieben heute geschlossen und sogar der von früh Morgens bis in die Nacht hinein gequälte Lehrling des Spezerei- oder Cigarrenladens dehnte sich heut behaglich im Bett, denn heute war, o Glückseligkeit, das was in Wien ein gesperrter Tag heißt.

Vielleicht war so mancher dieser untergeordneten Schützlinge Merkurs glücklicher bei seiner Tasse Kaffee und dem Roman, den er heute im Bett genießen konnte, als der reiche Graf, welcher jeden Tag erst nach neun Uhr sein elegantes Frühstück einnimmt und dazu in einer Zeitung lesen muß, was ihm, dem Aristokraten, nicht gefällt.

Die beiden Damen schritten schweigsam, jede in ihre eigenen Gedanken versunken, neben einander hin. An der Kirchenthür besprengte sich die jüngere der Damen, indem sie sich bekreuzte, mit Weihwasser, die andere that es nicht, sie mußte also nicht zu den Bekennerinnen des römisch-katholischen Glaubens gehören.

Unweit des unvergleichlich schönen Marmordenkmals von Canovas Meisterhand, welches Maria Theresia bekanntlich ihrer Lieblingstochter, der Herzogin von Sachsen-Teschen, setzen ließ, kniete die jüngere Dame nieder und betete mit Inbrunst. Die andere Dame betrachtete indeß mit tiefer Theilnahme das Kunstwerk, sie schien ihre Augen nicht von demselben losreißen zu können, sei es nun aber, daß entweder eine Aehnlichkeit zwischen einer ihr theuern Person oder eine andere Regung ihr Herz ergriff, auch sie ließ sich jetzt auf ein Knie nieder und versank in Andacht.

Als die stille Messe zu Ende war, erhob sich die jüngere Dame, störte aber ihre Freundin nicht, sondern wartete, bis diese ihr Gebet beendet hatte und nun ebenfalls aufstand.

„Der Morgen ist so frisch und klar," begann die jüngere, „wollen wir nicht, statt direct zu Hause zu gehn, einen kleinen Umweg machen, liebe Emilie?"

„Ich bin bereit dazu, meine Gabriele, aber wird man uns nicht zu Hause zum Frühstück erwarten?“ antwortete Emilie.

„O nein, Mama wird, noch müde von der gestrigen Soiree bei der Baronin Waldberg, schlafen und Papa frühstückt an solchen Tagen allein. Du bist freilich erst eine Woche bei uns, solltest aber doch bereits wissen, daß in unserm Hause jeder die vollständigste Freiheit genießt, in diesen Nebensachen allerdings nur, in Hauptsachen führt mein Papa ein sehr strenges Regiment!“

„Wie soll ich das verstehn, Gabriele? Ich habe Deinen Vater niemals anders als sanft, gütig und gerecht gesehn. Als er damals, es sind jetzt sieben Jahre, vor unserm Hause aus dem Wagen geschleudert wurde, Du weißt ja, daß die Pferde mit ihm durchgingen, trugen ihn mein Bruder Eugen und unser Diener bewußtlos und blutend in unser Haus. Du kennst ja diesen Vorfall, ich erwähne ihn nur, um zu sagen, daß man wohl Niemanden so leicht kennen lernt, als wenn man ihn auf dem Krankenlager sieht. Ein volles Vierteljahr haben wir Deinen Papa in unserm Hause gehabt, ihn, der hülflos da lag, Tag und Nacht beobachtet, und ihn stets von gleicher Liebenswürdigkeit gefunden. Bei den größten Schmerzen entschlüpfte kaum ein Klagelaut seinen Lippen und obgleich später, als er halb genesen an den Unterredungen der Freunde unsers Hauses Theil nahm, ließ er jedem seine Meinung, ohne sie zu bestreiten, wenn er auch ganz anders dachte, denken mußte, denn Dein Vater ist mit Leib und Seele Oesterreicher, Katholik und wir sind Hannoveraner durch und durch und Protestanten.“

„Beſte Milly," erwiederte Gabriele, „mein Papa war Deiner guten Eltern Gaſt, er dankte der Wiſſenſchaft Deines gelehrten Vaters und der Pflege, die ihm von Dir und Deiner Mutter zu Theil ward, ſein Leben, wie konnte er anders, als von der innigſten Dankbarkeit durchdrungen ſein? Auch iſt mein Vater, obgleich er alle Gebote ſeiner Kirche hält, durchaus nicht intolerant und wenn auch Oeſterreicher, doch nicht undeutſch geſinnt, ſeine Mutterſprache iſt ja die deutſche, aber bei aller Liebe zu Mama und uns Kindern führt er doch ein ſtrenges Regiment. Zu Dir geſagt, liebes Herz, Papa iſt ſehr reich, aber Mama darf keinen Gulden mehr für ihre oder meine Toilette ausgeben, als er ausgeſetzt hat. Jede Rechnung muß ſogleich bezahlt werden, und obgleich mein Bruder, der ein leidenſchaftlicher Theaterfreund iſt, ſich gern zum Schauſpieler ausbilden wollte, trat doch mein Papa mit einem Machtſpruche gegen ihn auf, er mußte die Rechte ſtudiren."

„Er ſoll ja auch, wie ich ſchon von vielen urtheilsfähigen und glaubwürdigen Perſonen gehört habe, ſeine Fähigkeit zum Juriſten auf das Glänzendſte bewieſen haben und vielleicht ſieht er es jetzt ein, daß er als Schauſpieler nicht ſo glücklich geworden wäre, wie er ſich jetzt fühlt. Ich nehme, beſtes Kind, nämlich an, daß Dein Bruder glücklich iſt, ich kenne ihn ja noch nicht."

„Wirſt ihn, wie ich hoffe, noch heute kennen lernen, er ſollte ſchon zum Chriſtfeſt Mailand verlaſſen, um bei uns zu ſein, aber ein leichtes Unwohlſein und Großmama's Wunſch hielten ihn dort," erwiederte Gabriele, „ich ſage nicht, daß mein Bruder unzufrieden iſt, wenn Du ihn aber

ſehn, ſeine ſtattliche Geſtalt, das ausdrucksvolle Geſicht, wenn Du ſein wohllautendes Organ vernehmen wirſt, dann ſagſt Du gewiß, daß er ein Ludwig Löwe, ein Carl oder Emil Devrient hätte werden können!“

„Möglich, liebſte Gabriele, aber was mögen dieſe großen Künſtler gelitten haben, ehe ſie wurden, was ſie ſind, und dann, liebes Herz, wenn ein ſo bedeutender Schauſpieler ſich ſelbſt ſagen muß, daß mit der ſchneller oder langſamer dahin ſchwindenden Jugend auch ſeine Darſtellungen an Glanz und Friſche verlieren. Wenn der Tag kommt, wo ein ſolcher Mann ſich ſagen muß, heute bin ich zum letzten Male Romeo oder Oreſt, denn Künſtler, wie Du eben genannt, ſind es, indem ſie Shakeſpeare's und Goethe's Dichtungen interpretiren, muß ein ſolcher Tag nicht für ſie ſo ſchwer ſein, wie einem Regenten das durch Verhältniſſe beſtimmte Niederlegen ſeiner Krone?“

„Vielleicht haſt Du Recht, Emilie. Hier ſehn wir auch einen Kaiſer, welcher zwar die Krone bis zum letzten Hauche behielt, aber trotz allen Glanzes tief unglücklich war. Wenn ich an dem Standbild Kaiſer Joſeph II. vorbei gehe, denke ich ſtets: Unglücklicher Mann! Gequält und ſtreng gehalten als Kind, bevormundet als Mann, unglücklich in erſter Ehe, wo er liebte und nicht wieder geliebt ward, gepeinigt in der zweiten, wo er angebetet wurde und Widerwillen gegen ſeine Gemahlin empfand. Ohne Kinder, unverſtanden, ohne Freund, nicht einmal von ſeiner Mutter geliebt und vielleicht heimlich belächelt von Friedrich II., den er bewunderte, der Habsburger beſiegt von dem Hohenzollern. Ich glaube, Dein blinder König von Hannover iſt glück-

licher, als es Kaiser Joseph ungeachtet seiner scharfen Augen war.“

Emilie blickte auf die Statue des Kaisers, vielleicht, um das Erröthen zu verbergen, das ihr edles, nicht mehr ganz jugendliches Antlitz jetzt um mehrere Jahre jünger erscheinen ließ.

„König Georg V., oder wie Ihr hier sagt: mein König, ist auch glücklich,“ entgegnete Emilie. „Er liebt seine Gemahlin, eine fromme Dame, er freut sich an dem heitern Geplauder seiner Kinder, er liebt und übt die Künste, die Tonkunst vor allen, und genießt mit Verständniß die Schönheiten der Dichtung in mehreren Sprachen. Man sagt, daß er selbst reizende Verse macht.“

„Ist er zugänglich, gutmüthig, Emilie?“ fragte Gabriele.

„Ich glaube Beides in Wahrheit bejahen zu können!“

„Nun, dann — aber halbes Vertrauen ist kein Vertrauen und wenn Du mir beistehen sollst, mußt Du Alles wissen. Wirst Du mich geduldig anhören? Mir Schweigen geloben, mir rathen?“

„Liebes Herz, Du stehst noch auf der Schwelle des Lebens, bist kaum achtzehn Jahre, ich bin mehrere Jahre älter, also — bedächtiger. Ich verspreche Dir, Dich nicht nur geduldig, sondern mit warmer Theilnahme anzuhören und zu schweigen, aber Deine besten Rathgeber sind Deine Eltern und Dein eigenes unverdorbenes Herz,“ sagte Emilie.

„Du sprichst sehr besonnen, willst Du mir eine Frage beantworten?“

„Wenn es mir möglich ist, ja!“

„Haſt Du jemals geliebt, ſo ganz mit vollem Herzen, lebte für Dich ein Mann, den Du, ich will nicht ſagen, mit wärmerer und treuer, aber mit poetiſcherer Liebe liebteſt, als wie Du Deine Eltern liebſt? Gab oder giebt es Einen für Dich, mit dem Du oder für den Du mit freudiger Begeiſterung in den Tod gehen würdeſt? Einen, durch den Welt und Leben Dir erſt bedeutungsvoll und ſchön erſcheinen?“

„Ja, Gabriele, ich kenne dieſe Liebe, ſie iſt das Licht, das ſchönſte Glück meines Lebens, und wenn Du eine ſolche Liebe im tiefſten Herzen hegſt, dann bewahre ſie Dir und bleibe ihr getreu,“ ſagte Emilie mit hohem Ernſte.

„Und — aber zürne mir nicht, meine Milly, wurdeſt Du nicht wiedergeliebt, doch, das iſt nicht möglich, wer ſollte Dich kennen und nicht lieben? Iſt jener Mann nicht unter den Lebenden, was iſt es, das Dich von ihm trennt?“

„Der Mann, dem mein Herz gehört, lebt noch, aber er kennt mich nicht, nur einige Mal, gleich einem Traumbild, erſchien ich ihm. Er ſteht mir fern, wird mir immer fern ſtehn, er iſt ſeit Jahren vermählt und ich freue mich ſeines Glückes. Vielleicht werde ich ihm niemals wieder begegnen, ſollte er aber jemals meiner bedürfen, denn Alles auf Erden iſt möglich, dann — o dann bin ich zu jeder Stunde bereit, für ihn zu leben und zu ſterben!“ Emilie ſchwieg, Gabriele drückte innig die Hand der Freundin, ohne noch ein Wort zu wechſeln, legten die Mädchen den kurzen Weg vom Michaelerplatze nach dem elterlichen Hauſe Gabrielens zurück.

Gabriele hatte richtig prophezeit, als ſie und ihre

Freundin die Ueberkleider abgelegt hatten und in den kleinen Salon traten, in welchem im Hallenstein'schen Hause das Frühstück eingenommen wurde, befand sich noch Niemand da. Erst nach einigen Minuten, nachdem der Kaffee schon aufgetragen war, erschien Gabrielens Mutter, Frau von Hallenstein, im geschmackvollen Morgenanzuge, und Mademoiselle Birnot, die Gouvernante der Hallenstein'schen Kinder, welche, obgleich ihre Zöglinge ihrer Fürsorge entwachsen waren, noch immer die Wintermonate bei Hallensteins verlebte, da sie ein gern gesehener Gast war. Herr von Hallenstein ließ sagen, daß er bereits gefrühstückt habe und in seinem Cabinet mit Briefschreiben beschäftigt sei.

Frau von Hallenstein hatte sich sehr jung verheirathet, sie war, obgleich in den ersten Jahren der vierzig, eine noch immer angenehme Erscheinung, auch verstand sie, durch eine ausgesuchte Toilette die entschwundenen Reize der Jugend zu ersetzen. Sie hatte bisher nur den Sonnenschein des Lebens kennen gelernt, ihre Wünsche waren ihr in der Kindheit von zärtlichen Eltern und später vom Gemahl erfüllt worden. Kämpfe des Herzens hatte sie nie bestanden, für Gabrielens Empfindungen fehlte ihr das Verständniß. Frau von Hallenstein hatte ihren Gatten herzlich lieb und ihm vor vierundzwanzig Jahren auf Befehl ihrer Eltern gern die Hand gereicht, sie würde aber damals auch, wie sie oft scherzend eingestand, einem andern jungen, liebenswürdigen Manne ihres Standes das Jawort gegeben haben.

In bester Laune begrüßte sie ihren lieben Gast aus Hannover und ihre Tochter, nahm ihren Kaffee und das vortreffliche Wiener Backwerk und erzählte der Mademoiselle

Birnot von der gestrigen Soiree. „Es war sehr amüsant,“ plauderte sie heiter, „wundervolle Toiletten, besonders fielen zwei schöne Ungarinnen auf. Ander sang mit vielem Ausdruck, doch schien seine Stimme etwas fatiguirt, er sollte sich einige Monate schonen und nicht die anstrengenden Heldenparthieen singen. A-pro-pos, meine liebe Emilie, Sie haben ja gewünscht die Rettich kennen zu lernen, sie wird in den nächsten Tagen einen Abend bei uns zubringen. Ich werde aber dann keine andern Bekannten einladen, damit wir die interessante Frau so recht für uns haben.“

„Sie bereichern mich täglich mit Erinnerungen, welche für meine Zukunft ein unvergänglicher Schatz sein werden,“ schaltete Emilie ein.

Frau von Hallenstein schien Emiliens Rede überhört zu haben, sie fuhr gut gestimmt fort: „Wissen Sie schon, liebe Hortense, daß Franz sich brieflich zu heute angemeldet hat, ich hoffe, der Zwölf-Uhr-Zug wird ihn bringen. Mein Mann wird auf den Bahnhof fahren, ihn zu begrüßen, ich bleibe zu Hause, ich liebe Bahnhofsbegegnungen nicht, oder um richtig zu sprechen, damit die liebe Hannoveranerin mich nicht heimlich kritisirt, Begegnungen auf dem Bahnhofe.

Uebrigens, meine jungen Damen, machen Sie heute zum Diner recht famose Toilette. Wir haben einige Gäste. Ich wünschte, Gabriele, Du legtest das blaue Sammetkleid an und nähmst einige frische Blumen in das Haar. An jungen Mädchen sehe ich frische Blumen so gern.“

„Wer kommt denn heute, liebe Mama?“ fragte Gabriele und rührte mit dem Löffel in ihrer leeren Tasse herum, um ihre innerliche Unruhe zu verbergen.

„Franzens Pathe, die Baronin Caravaglio, Baron Altenbruck, Edward Trevanion und ein Herr, dessen Name mir wieder entfallen ist. Er ist ein reicher Banquier draußen aus Deutschland.“

„Verzeihen Sie eine Frage, gnädige Frau, warum sagen die Oesterreicher immer, wenn von Deutschland die Rede ist: draußen in Deutschland? Wien ist doch eine deutsche Stadt, überhaupt sind die Oesterreicher, Steyermärker, Tyroler und Salzburger doch Deutsche, wie z. B. die Sachsen, Hannoveraner, Bayern, Schwaben u. s. w., und die Ahnherrn des jetzt regierenden Kaisers, ja selbst dessen Großvater noch, waren Erzherzöge von Oesterreich und Kaiser von Deutschland und Oesterreichs Kaiser präsidirten beim deutschen Bundestage.“

„Ganz Recht, mein liebes Herz, allein es ist so Sprachgebrauch bei uns geworden. Wie sollen wir auch anders sagen? Es ist doch allzu umständlich, jedesmal zu sprechen: (wenn wir von allen deutschen Staaten reden) in Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover u. s. w. Wir sprechen dann um der Kürze willen: draußen in Deutschland, auch sind wir doch durch Zollschranken und so manche staatliche Einrichtung, z. B. durch das Concordat, von Deutschland getrennt und durch unser ganzes Wesen. Ihr Deutschen mögt recht intelligent, gründlich gebildete Menschen sein, aber gegen die Oesterreicher kommt, was Grazie, poetischer Schwung und Leichtlebigkeit betrifft, keine Nation der Welt auf. Wo sind Künstler und Dichter so hochgeehrt und von Herzen geschätzt, wie hier? Ich spreche nicht nur von Wien, ich meine damit ganz Oesterreich. Wo spricht man so viele

Sprachen und zwar gut, wie in Wien? Ihr Norddeutschen kritteln an Allem, bis Ihr glücklich alles Schöne zerlegt habt und es folglich nicht mehr schön sein kann, aber was haben Sie, liebe Hortense? Sie sehn ja ungewöhnlich ernst aus, freuen Sie sich nicht, daß Ihr ehemaliger Zögling, unser Franz, kommt?"

„Gewiß, und zwar von Herzen, liebe Freundin, aber ich bin besorgt, wenn ich an die Neuigkeiten denke, die er aus Italien bringen kann. Gestern habe ich Briefe aus Paris erhalten von meinem Schwager, er fürchtet für Oesterreich. Man spricht sehr laut in Paris davon, daß Napoleon heimlich rüstet, um mit dem König von Sardinien gegen Oesterreich zu gehn."

„Pah! Wieder eins Ihrer Gespenster, liebe Virnot, haben sie, ich meine die Italiener, nicht schon oft Versuche gemacht, sich von unserm Kaiserhause loszureißen? Wie sind diese Empörungen unterdrückt worden? In einer Weise, daß von den Italienern gewiß nichts zu befürchten ist. Wurden Kaiser und Kaiserin im Jahre 1857 nicht mit Enthusiasmus im ganzen venetianischen Gebiete aufgenommen, und mit den italienischen Truppen wird die herrliche österreichische Armee fertig."

„Zugegeben, beste Freundin, aber wenn die Franzosen mit Victor Emanuel gehn, so wird Oesterreich verlieren, vergessen Sie nicht, daß die Armee, welcher Vorzüge sie sich auch rühmen kann, gegenwärtig keinen Radetzky besitzt und daß in der kaiserlichen Armee neben Deutschen und Ungarn, auf deren Treue der Kaiser rechnen kann, wie wohl auch auf die Czechen, Polen und Italiener dienen."

„Pah! Es kommt nicht zum Kriege, Sie vergessen ganz, daß unser Gesandter in Paris, Fürst Metternich, ein besonderer Liebling Napoleons ist, daß die geniale Fürstin wegen ihrer drolligen Einfälle dem Kaiserpaare in Paris unentbehrlich, Napoleon III. soll oft trübe Stunden haben, und daß er unserm jungen Kaiser durch Fürst Metternich die wärmsten Glückwünsche zum neuen Jahre sandte."

„Ich bezweifle das nicht, aber ich nehme an, daß der Enkel Josephinens weniger Anspruch darauf macht, für einen geraden Mann, als für einen klugen Politiker zu gelten," entgegnete Mademoiselle Virnot, „und was den Fürsten Metternich betrifft, so weiß ich nur, daß die Söhne großer Dichter fast niemals ebenfalls große Dichter sind, ob Fürst Richard Metternich ein eben so kluger Diplomat ist, wie es Fürst Clemens seiner Zeit war, das steht noch zu erwarten, ich möchte wissen, was der greise Fürst jetzt denkt?"

„Nun, was kommen soll, kommt doch, wir können es durch unsere Vermuthungen, mögen wir sie aussprechen oder für uns behalten, nicht zurückschieben. Im Grunde nennen wir arme Menschenkinder doch nur den Augenblick unser. Lassen Sie uns diesen unverkümmert, liebe Hortense, der Carneval hat begonnen, ich habe meine jungen Damen auf die Bälle zu führen, zum Klagen ist noch immer Zeit, wenn das Unglück da ist und endlich ist es ja noch sehr die Frage, ob wir nicht, falls es zum Kriege käme, glänzend siegen?" sagte heiter Frau von Hallenstein und verließ mit einer gracieusen Verbeugung den Salon.

Mademoiselle Virnot seufzte und sagte zu Emilien, deren ernstes, geistvolles Wesen sie anzog: „es scheint, daß man

in den höchsten und allerhöchsten Regionen ebenso leichtsinnig über die geheimen Rüstungen Frankreichs und Sardiniens denkt. Ich habe doch Augen und Ohren überall, lese Zeitungen, spreche mit unterrichteten Männern und stehe mit meiner Meinung nicht allein. Wenn man in der kaiserlichen Familie die Gefahr vermuthete, würde man sich doch nach Bundesgenossen umsehn. Oesterreich steht im Falle eines Krieges ganz allein und hat obendrein Rußland noch zum offenen Gegner und durch das Concordat und andere Handlungen England, wenn auch nicht gegen sich, doch nicht für sich."

„Sie scheinen Oesterreich mehr zu lieben als Frankreich, ich meinte doch, sie seien Französin?" sagte Emilie.

„Ja, ich habe die Ehre Französin zu sein, ich bin keine Schweizerin, was Ihr feines Ohr wohl an meiner Aussprache gemerkt haben wird. Gern gestehe ich, daß Oesterreich mir theuer ist, dennoch ist es nicht mein Vaterland und die Liebe zum Vaterlande ist in jedem Menschen von Charakter doch die tiefste, heiligste, nicht wahr? Allein, mein bestes Fräulein, ich bin Legitimistin, eine für das französische Heer verlorene Schlacht stürzt Napoleon, folglich wünsche ich den Fahnen des Kaisers Franz Joseph aus voller Seele den Sieg, ich kann es, ohne mit mir selbst in Widerspruch zu gerathen. Bei mir sind König und Vaterland in Eins verschmolzen, aber vielleicht verstehen sie mich nicht ganz, die Deutschen sind jetzt fast alle Republikaner, sie lieben ihren König nicht."

„O doch, wenigstens wir Hannoveraner, Georg V. ist

der Sohn eines vom ganzen Lande hochgeachteten Regenten, er selbst ist sehr geliebt," rief Emilie mit Begeisterung.

Die alte Französin warf einen forschenden Blick auf Emilien und lächelte ein wenig, aber gutmüthig.

„Bleiben Sie bei dieser Gesinnung, pflegen Sie diesen Enthusiasmus, mein Kind," rief sie warmherzig, „das irdische Leben ist ohnehin voll Prosa, der wachsende Reichthum, der Sieg des Practischen über das Ideale — und ich fürchte, er steht uns nahe bevor — mehrt diese Prosa. Da stößt sich der Fuß des feineren Menschen bald an diesen, bald an jenen Stein, wohl dem, den die Schwingen edler Phantasie hoch genug tragen, daß er diese Steine nicht berührt."

Capitel II.

Geständnisse.

Das Hallensteinsche Haus war mit eben so viel Geschmack als Comfort eingerichtet, das gemüthlichste, angenehmste Zimmer desselben war Gabrielens Wohnzimmer. Einfach aber malerisch, machte es den wohlthuendsten Eindruck auf jeden feinern Menschen; sobald ein solcher es betrat, mußte er sich darin heimisch fühlen. Ohne den Stickrahmen in der Ecke, auch ohne die Blumen in geschmackvollen Vasen hätte Jeder, der dies Gemach sah, sagen müssen, hier wohnt ein Mädchen, ein feines, gebildetes, unschuldiges Mädchen.

In diesem Zimmer, in der mit lebendigem Epheu überzogenen Nische, saßen Emilie und Gabriele Hand in Hand, die Erstere mit Aufmerksamkeit auf die Mittheilungen der Freundin hörend.

„Du hast meinen guten Vater krank, also hülfsbedürftig gesehn, Krankheit stimmt weich, auch ist mein Vater unbeschreiblich gut, aber von dem, was er seine Grundsätze nennt, geht er um keines Haares Breite ab, und ich glaube, er ist so ein Charakter, wie der von Dir mit Enthusiasmus gerühmte König Ernst August. Als ich siebzehn Jahre alt ward, beschenkte mich mein Vater mit mehreren eleganten Gesellschaftsanzügen, welche meine Mutter auf seinen Wunsch besorgt hatte. Als ich des Papa's herzliche Wünsche gehört, ihm für die reichen Geschenke meinen Dank gesagt hatte, zog er mich liebevoll an sich und sagte sanft, aber in sehr bestimmtem Tone: „Du bist meine einzige Tochter, ich liebe Dich, wie nur der zärtlichste Vater sein Kind lieben kann. Höre mich an, schreibe Dir meine Worte in Gedächtniß und Herz, Du weißt, Gabriele, ein Wort gilt bei mir für Tausend."

„Ich weiß es, bester Papa, Du kannst sicher sein, daß ich jede Silbe mit Ehrerbietung anhören und mit kindlichem Gehorsam befolgen werde."

„Ich verlasse mich darauf, Ungehorsam von Dir würde mich tief schmerzen und auch Dir, meine Tochter, kein Glück bringen. Du trittst jetzt an der Hand Deiner Mutter in die Welt, liebe Gabriele," fuhr der Vater nach einer Pause fort, „der Adelsbrief, den die Familie Hallenstein hat, ist ein alter, ich bin, was sogar heut zu Tage die Welt einen

reichen Mann nennt, Du bist gut erzogen, nicht ohne Talente und ein Mädchen, das gefallen muß. Natürlich wirst Du jungen Männern begegnen und, da Du eine Aussteuer mitbringst, werden sich Viele um Dich bewerben, aber es wird Dich auch Mancher um Deiner selbst willen lieben. Nun merke auf meine Worte; niemals werde ich Dich zu einer Heirath zwingen, auch Deine Mutter wird Dich nie zu einer Verbindung, und wäre es die glänzendste, bereden, aber auch nimmermehr werde ich zu einem Bündnisse zwischen Dir und einem Manne meine Zustimmung geben, das gegen meine Grundsätze ist. Auch ein unbemittelter Eidam, besitzt er Geist, Talent, Herzensgüte, soll mir willkommen sein, wenn Du ihn liebst, wenn er Dich würdigt; ich begehre nicht, daß der Mann, dem ich einst mein Kleinod gebe, adelige Vorfahren aufzuweisen hat, aber durchaus rechtlich müssen seine nächsten Verwandten sein. Wir Hallenstein's sind katholisch, gute Katholiken sogar, aber ich werde keine Einwendungen machen, wenn Du mir sagst, daß Du einen Lutheraner oder Reformirten liebst, dagegen mit entschiedenem Nein antworten, solltest Du einen Mann wählen wollen, der zu einer kleinen Secte gehört. Ich will von mährischen Brüdern, Wiedertäufern und wie sie sich nennen, Nichts wissen!"

„Nun, meine theure Gabriele, da läßt Dein guter Vater Deinen Neigungen ja volle Freiheit," sagte Emilie.

„Doch nicht, liebes Herz!" antwortete Gabriele tief seufzend, „mein Vater schloß seine Rede damals mit den verhängnißvollen Worten: aber niemals, unter keiner Bedingung werde ich Deine Hand in die eines Ausländers

legen, und erkennte ich selbst in diesem Ausländer den vorzüglichsten Mann meiner Bekanntschaft."

„Und Du liebst einen Ausländer, Gabriele?" Glühende Röthe überzog des holden Mädchens Gesicht, als sie entgegnete: „Ja, von Herzen, ich würde für Oswald sterben, wenn aus meinem Grabhügel sein Glück erblühte. Ich weiß es, daß ich ebenso innig wiedergeliebt bin, daß Oswald an die Reichthümer meines Vaters nicht denkt. Er, nämlich Oswald, ist selbst unabhängig und mehr als wohlhabend, Du wirst ihn heute sehn, denn meine Eltern schätzen ihn. Er hat einen Empfehlungsbrief von einem Jugendfreunde meines Vaters gehabt und ist bald in unserm Hause heimisch geworden."

„Mister Trevanion? Allerdings ein geistvoller, angenehmer Mann, doch scheint er mir etwas zu alt für Dich, er muß vierzig Jahre haben," sagte Emilie.

„Oh, Trevanion ist mir ein verehrter Freund, von dem ich viel gelernt habe; als er das Erstemal in unser Haus kam, war ich noch ein Kind, jedes Jahr kommt er auf zwei bis drei Monate nach Deutschland und hält sich dann meist in Wien auf. Ich — ich meine Altenbruck."

„Ah! aber mein Gott, ist Baron Altenbruck denn nicht ein Deutscher? Er spricht ja vollkommen deutsch, ist blond und blauäugig —"

„Aber ein Preuße und mein Vater betrachtet die Preußen nicht nur als Ausländer, sondern als Oesterreichs beharrlichste und deßhalb gefährlichste Feinde," rief Gabriele.

„Seltsam, aber Oesterreich und Preußen bekämpften ja als treue Bundesgenossen Napoleon I., sie gingen zusammen

als im Jahr 1848 der Kampf zwischen Dänemark wegen Schleswig-Holstein entbrannte, und ist der österreichische Kaiser nicht Präsident des deutschen Bundes?"

„Das ist wahr, meine Emilie, aber mein Vater behauptet nichtsdestoweniger, daß nächst Rußland, ja vielleicht noch gefährlicher als Rußland für Oesterreich Preußen sei. Er, denn mein Vater ist auch gegen den Feind gerecht, liebt und achtet den einzelnen Preußen, er gesteht sogar zu, daß die preußische Regierung von ihrem Standpunkte aus berechtigt ist, z. B. beim deutschen Bunde, was den Vorsitz betrifft, mit Oesterreich zu alterniren, wie denn in Mainz drei Jahre ein preußischer General, drei weitere Jahre ein österreichischer Gouverneur der Festung ist; aber mein Vater behauptet, daß im Falle eines Krieges selbst Gatten einander feindlich gegenüber stehen könnten, wenn jedes sein Vaterland aufrichtig liebte. Er hat selbst ein trauriges Beispiel in seiner Familie erlebt! Im Jahre 1830."

„Wie? Erlebt? Aber Oesterreich hatte sich ja seit Jahren an keinem Kriege betheiligt, die Kämpfe der letzten zehn Jahre ausgenommen," sprach Emilie erstaunt.

Gabriele begann: „Mein Vater besaß eine bedeutend ältere Halbschwester, die er, da sie ihn nach der Mutter Tode erzogen hat, fast kindlich liebte. Sie verheirathete sich jung an einen sehr reichen angesehenen Mann und ward Mutter einer Tochter. Sie, nämlich meine Tante, starb jung und meines Vaters Nichte verlebte ihre ersten Jugendjahre in meines Vaters Hause, ich war damals noch nicht geboren. Später holte ihr Vater Blanche, so hieß meine Cousine, wieder zu sich und nach Jahresfrist schrieb sie

meinen Eltern, daß sie sich aus wahrer leidenschaftlicher Liebe mit einem niederländischen Baron, der im Hag lebte, verlobt habe. Auch er scheint Blanche sehr geliebt zu haben. Dennoch kam es zu Familienzwistigkeiten, als Belgien sich von Holland losriß und der Krieg die bisher vereinigt gewesenen Niederlande verheerte."

Meine Tante war entschieden gegen König Willem, eine Patriotin; ihr Verlobter blieb beharrlich auf der andern Seite. Es kam zu heftigen Auftritten zwischen dem Paare und Blanche verlangte ihren Ring zurück, falls ihr Bräutigam ihr nicht geloben wolle, sich vom Kampfe gegen die Belgier fern zu halten.

Ob Blanches Verlobter ihren Wunsch nicht erfüllen wollte, weiß Niemand von uns, mein Vater sagt, daß er es mit Ehren nicht gekonnt habe, denn er sei dem Könige von Holland hoch verpflichtet gewesen. Er trat als Offizier in die holländische Armee und meine Tante hielt sich durch diesen seinen Schritt auf immer von dem Manne getrennt, den sie liebte und nicht mehr lieben wollte. Sie gerieth dadurch in heftigen Zwiespalt mit sich selbst, keine Mutter stand ihr zur Seite, ihr Vater war leidenschaftlicher Parteimann, die Ruhe im Hause vermochte sie nicht zu ertragen, sie ließ sich eine Uniform machen, wie sie die belgischen Freiwilligen trugen und ging zur belgischen Armee. Meine Mutter beschrieb mir Tante Blanche oft als hohes, schlankes Mädchen mit kühnen ernsten Zügen, dieses Aeußere kam ihr jetzt zu Statten, Niemand ahnte, daß sie ein Mädchen sei. Bei Antwerpen begegnete sie ihrem ehemaligen Verlobten; war es Liebe, war es Haß, was Blanches Hand regierte,

bei völligem Bewußtsein war sie wohl nicht. Sie drückte den geladenen Revolver ab, der Schuß streckte ihren Geliebten nieder. Als sie ihn regungslos und blutend sah, gab sie sich mit einem kleinen Stilet, das sie am Busen getragen hatte, selbst den Tod.*)

Gabriele schwieg, auch Emilie sprach lange keine Sylbe, endlich sagte sie: „Diese Mittheilung erscheint mir wie ein böser Traum, wenn ich sie in einer Zeitung gelesen hätte, würde ich sie für Erfindung halten. Aber — es ist innre Wahrheit darin, ich könnte auch für Hannover sterben, ich würde meine Brüder (und ich habe gute Brüder, welche mir sehr theuer sind) hassen, wenn sie jemals aufhören könnten, gute Hannoveraner zu sein! Ich begreife auch jetzt die Gesinnungen Deines Vaters, aber deßhalb wird er nichts gegen Deine Liebe für einen Preußen sagen, denn Krieg zwischen zwei deutschen Bundesfürsten ist eine Unmöglichkeit."

„Das sagst Du, Emilie, auch Mama, welche aber von einer Neigung für Oswald noch nichts weiß, denkt so und ich selbst; aber mein Vater behauptet sehr oft, daß der deutsche Bund krank sei bis auf die Wurzel und selbst Oswald, welcher mit meinem Vater nie über Politik spricht, sagt mir zuweilen, daß er überzeugt sei, Preußen werde sich nicht mehr lange mit der zweiten Stelle in Deutschland begnügen. Er hat mir erzählt, daß im Jahre 1849, als die Oesterreicher nach Holstein marschirten, ein großer Theil der Bevölkerung in Preußen die Absicht gehabt hätte, die Oesterreicher nicht durchpassiren zu lassen, und ich erinnere

*) Thatsache.

mich noch, wie zornig mein Vater zu jener Zeit war, zu welcher die österreichische Regierung der Hamburger Kaufmannschaft Geld lieh, und die preußische Regierung die Geldwagen, welche unter militärischer Bedeckung nach Hamburg gingen, nicht durch preußisches Gebiet lassen wollte, bis von Wien aus in Berlin um freien Durchzug angesucht worden war."

„Wird Deine Mama auf Deiner Seite stehen, oder Dein Bruder, liebe Gabriele?" fragte Emilie.

„Nein, Mama widerspricht dem Papa nie, da er ihr in allen Angelegenheiten freie Hand läßt. In ihren mütterlichen Augen bin ich der Inbegriff von Schönheit, sie ist aus guter alter Familie und hält nur einen Grafen oder Fürsten meiner würdig, der natürlich ein Oesterreicher sein muß. Oswald von Altenbruck mit seinem hübschen Gute in Schlesien, das in den Augen meiner Mama nur ein Gütchen ist, kommt gar nicht in Betracht bei ihr. Mein Bruder ist in der Anschauungsweise meines Vaters erzogen, aber doch mehr Deutscher als spezifisch Oesterreicher. Alles das weiß Oswald und ist deshalb ebenso unruhig wie ich. Er hat schon die Absicht gehabt, die preußische Armee zu verlassen. Du weißt wohl kaum, daß er Offizier ist, da er hier stets in Civilkleidern einhergeht, er wollte in kaiserliche Dienste treten, allein er müßte dann sein Stammgut verpachten und, wenn ihm dieser Schritt erspart bleibt, den er als letztes Mittel zum Zweck betrachtet, wird es ihm doch sehr lieb sein. Ich, meine gute Emilie, fürchte, daß mein Vater auch selbst dann seine Einwilligung nicht geben würde, wenn er Oswald in österreichischer Uniform sähe,

ja, der Vater würde vielleicht Oswald hart tadeln, denn ich glaube, selbst uns Kinder liebt Papa nicht so leidenschaftlich, wie sein Oesterreich. Er wäre noch viel reicher, wenn er nicht im Krimmkriege große Geldopfer gebracht hätte."

„Dann, meine liebe Gabriele, kannst Du nichts thun, als dem Gott vertrauen, der als Gott der Liebe jede treue, reine Neigung schützt, er kann auch das Herz Deines Vaters lenken, daß er in dem nichtösterreichischen Deutschen den Landsmann sieht," sagte Emilie.

„Aber, liebes Herz, mein Vater erblickt weder in dem Bayer oder Sachsen, nicht in dem Hannoveraner oder Württemberger den Ausländer, nur in dem Preußen, und obgleich 1849 Friedrich Wilhelm IV. die ihm von einem Theil der deutschen Nation angetragene deutsche Kaiserkrone ausgeschlagen hat, kann mein Vater doch niemals ohne großen Groll daran denken, daß einst einem Hohenzollern, dem Preußenkönige die Krone angeboten wurde, welche seiner Ansicht nach nur einem Habsburger und österreichischen Kaiser gebührte. Niemals hat es mein Papa dem Kaiser Franz I. verzeihen können, daß derselbe Napoleon's I. tückischem Rathschlage gefolgt ist und die deutsche Kaiserkrone niedergelegt hat. Ich sehe nicht, wie ich ohne Oswald ferner leben soll und kann doch nimmer ohne des Vaters herzlichen Segen zum Altare gehn. Zuweilen, liebste Emilie, wünsche ich, daß ich tief drunten schliefe und sollte ich Oswald entsagen müssen, dann nehme ich den Schleier, dann will ich in den heiligen Mauern leben, hinter denen von Politik nicht die Rede ist."

Das junge Mädchen schlang ihre Arme um Emiliens

Nacken und weinte bitterlich, die ältere Freundin drückte sie liebevoll an das Herz und suchte sie zu trösten. Noch hielten die Mädchen einander liebevoll umschlungen, als rasch die Thüre geöffnet wurde, eine angenehme tiefe Männerstimme rief freudig erregt: „Gabriele!“ Bruder und Schwester standen einander gegenüber, mit einer anmuthigen Verbeugung verließ Emilie das Zimmer.

Capitel III.

Verschiedene Ansichten.

Einige Stunden nach Franz von Hallensteins Eintreffen hatte sich die Familie Hallenstein mit ihren Gästen im Speisezimmer versammelt. Franz hatte die herzlichen Begrüßungen der Hausfreunde ebenso herzlich erwiedert und sich respectvoll von Emilien, welche er heute zum Erstenmale sah, verbeugt und vor der blaßen, nicht mehr ganz jungen aber noch immer anziehenden Dame, welche mit Franzens Pathe, der Baronin von Carvaglio, gekommen war. Diese Dame, welche von der Baronin Therese genannt wurde, war Gast bei der Frau von Carvaglio, eine Schwedin von Geburt, ein Fräulein von Kingshelm.

Emilie blickte diese Dame verstohlen an, dieselbe hatte für die Erstere etwas Bekanntes, und doch wußte sie nicht ob, oder wo ihr die hohe, milde Erscheinung schon begegnet war. Als Emilie dem Fräulein von Kingshelm vorgestellt

worden war, trat dieſe lebhaft auf die erſtere zu und ſagte erregt aber leiſe: aus Hannover ſind Sie? Da preiſe ich mich in Wahrheit glücklich, Sie hier zu finden, denn lieb und theuer iſt mir dieſe Stadt. Ich lebte einſt dort, ich hoffe wieder hinzukommen. Ich kenne Ihren Familiennamen und ſind Sie die Tochter des berühmten Arztes Delmar, dann habe ich Sie auch geſehn, wie Sie als Kind von ſieben bis acht Jahren noch ſorglos mit der Puppe ſpielten."

Sinnend hörte Emilie jedes Wort des Fräuleins an, auch in ihr ſtiegen Erinnerungen auf, welche anfangs unklar und wie von Nebel halb verhüllt, in immer helleren Farben und beſtimmteren Umriſſen hervortraten.

„Ich freue mich," erwiederte Emilie, „daß Sie ſich meines guten Vaters und unſers Hauſes, ſowie meiner noch erinnern, ich entſinne mich auch noch des Tages, an welchem ich mit unbeſchreiblicher Andacht, wähnend ich ſei im Himmel, Sie zu Harfenbegleitung ſingen hörte. Niemals wieder im Leben hat mich Geſang ſo glücklich gemacht, o bitte, ſagen Sie mir, verehrtes Fräulein, beſitzen Sie dieſe wunderbare Gabe noch, ſpielen Sie auch noch Harfe?"

„St, davon ein andres Mal, hier ſoll Niemand von dieſen Talenten wiſſen, wir ſprechen uns noch," und gewandt glitt Fräulein von Kingsheim weiter, um mit dem Herrn des Hauſes zu reden.

Der Kammerdiener meldete, daß aufgetragen ſei, Mr. Trevanion bot Emilien den Arm, Gabriele wurde von dem Baron Altenbruck zur Tafel geleitet. Ihr liebliches Geſicht ſtrahlte von innerer Glückſeligkeit, wohl Niemand in der Geſellſchaft hätte vermuthen können, daß dieſes ſchöne, von

Zärtlichkeit und Reichthum umgebene Mädchen noch vor Kurzem bittre Thränen vergossen hatte.

Die kleine Gesellschaft bestand aus Personen, welche einander herzlich zugethan waren, Jeder konnte sich im Gespräch unbefangen gehen lassen. Weine und Speisen waren auserlesen, die Tafel auf das Geschmackvollste geschmückt und das Gespräch, bald heiter, bald ernsthaft, flog rasch von einem Gegenstande zum andern, bei keinem lange haftend.

Als das Dessert aufgetragen war, sich auf einen Wink des Hausherrn die Diener entfernt hatten, sagte die Baronin von Carvaglio, „ich bin zwar, Gott sei dafür gepriesen, eine richtige Wienerin, allein, da mein seliger Gemahl ein Italiäner war, so habe ich natürlich immer noch großes Interesse an Italien, besonders an der Lombardei, denn der gute Carvaglio war ein Mailänder. Sage mir, liebster Franz, wie sieht es denn in Mailand aus?"

„Schön, wie immer, gnädigste Frau," entgegnete Franz.

„Das wollt' ich nicht wissen, ich meine, ob die Lombarden anfangen, sich mit unserm Kaiser zu versöhnen, ob die Jahre 1848 und 1849 vergessen sind. Meine Cousine Laura schreibt mir, sie erwarte jeden Tag offene Empörung oder bald Krieg, das ist doch offenbar Unsinn."

„Gnädigste Pathe, ich fürchte, Gräfin Laura hat nur zu sehr recht."

„Du sagst das so ernsthaft, Franz," bemerkte Herr von Hallenstein, „daß ich Dich bitte, mehr zu sagen, da wir hier unter uns sind."

„Bester Vater, was in der Lombardei und in Neapel

vorbereitet wird, kann nicht lange geheim bleiben!“ entgegnete Franz.

„Nur in der Hofburg scheinen sie von Allem, was in Italien vorgeht, Nichts zu wissen oder nichts wissen zu wollen,“ sagte Herr Baldinger, der Banquier aus Norddeutschland.

„Dann ist es Pflicht des treuen Unterthanen gegen den Kaiser, wie überhaupt des Oesterreichers gegen sein Vaterland, den Ministern die Augen zu öffnen, allenfalls um Audienz bei dem Kaiser nachzusuchen und ihm Alles zu sagen, was zu beweisen ist. Ich hoffe Franz, daß Du Deine Behauptungen nicht aus der Luft gegriffen hast, denn es geziemt keinem Manne, sich in politische Kannegießereien einzulassen. Bringe Alles, was Du erfahren, wofür Du gründliche Belege hast, so klar und ausdrucksvoll, als Du es vermagst, zu Papiere, ich werde dann thun, was ich für pflichtgemäß und praktisch halte.“

„Es ist das Unglück der Habsburger, daß sie sich zu sehr auf das Alter ihres Hauses stützen und sich von der Wirkung der Tradition Wunder versprechen,“ ließ Mr. Trevanion sich vernehmen. „Keine Erfahrung, und bei Gott, die Habsburger haben Bittres erlebt, hat sie klüger gemacht. Seit ungefähr hundert und fünfzig Jahren haben sie einen Fehler nach dem andern begangen, weil sie nie in die Zukunft schauten und sich immer erhaben über die andern Dynastengeschlechter des Continentes dachten. Von dem Geiste der Hohenzollern, von der Zähigkeit der Norddeutschen, die mit einer dem Oesterreicher mangelnden Thatkraft ver-

bunden ist, haben die Habsburger und überhaupt die Regierungen in Wien seit Decennien keinen Begriff. Was nützten einzelne gelehrte Männer im Rath, was die Tapferkeit und der Patriotismus einer vortrefflichen Armee, wenn die Führer, Starhemberg, Erzherzog Carl ausgenommen, (Laudon und Daun nehme ich nicht aus) niemals die Initiative zu ergreifen wußten. — Leopold I. war wenigstens so klug, daß er Starhemberg walten ließ, aber sein Nachfolger willigte ein, daß sich Friedrich I. von Preußen die Königskrone aneignen durfte, er lächelte über dessen Prunkliebe und Titelsucht und dachte nie daran, daß ein Mann oder dessen Nachfolger, heißen sie nur erst Könige, sich auch mit der Zeit mehr Ländergebiet verschaffen können. Man spottete zu Wien, als Friedrich II. der Kaiserin wegen seiner Ansprüche auf Schlesien Krieg erklärte, über die Berliner Wachtparade und kümmerte sich kaum um die eigene Armee, noch suchte man zu erfahren, mit welchen Waffen der Preußenkönig kämpfen würde. Man pochte auf alte Herkunft und Kaisertitel. Wäre Franz I. energischer gewesen, hätte Erzherzog Carl eine Armee gehabt, er, der mit einem Theilchen der Armee bei Aspern die Franzosen schlug, die Enkelin so vieler Kaiser und Könige wäre nicht des Parvenu Gemahlin geworden, denn als Parvenu hat Franz I. Napoleon I. stets betrachten müssen. Beim Wiener Congreß hätte Franz I. sich Schlesien wieder nehmen, Preußen mit dem Elsaß entschädigen müssen, da hätte er zwei Fliegen mit einem Schlage getroffen, er hätte sein deutsches Oesterreich vergrößert und Frankreich verkleinert."

„Verzeihen Sie, Mr. Trevianon, das würde Preußen

nicht eingegangen sein, Schlesien ist eine schöne, reiche Provinz, sie ist gut königlich!" warf Altenbruck ein.

Gabriele wurde bleich, mit bittendem Ausdruck sah sie ihn an, auch Emilie richtete ihre Augen auf den Offizier, der offenbar in diesem Augenblicke lebhafter an sein Vaterland und an die Hohenzollern dachte, als an seine Geliebte.

„Sie sprechen wie ein Patriot und haben von ihrem Standpunkte aus, da Sie preußischer Offizier sind, vollkommen Recht und ich ehre Ihre Gefühle," sagte Trevanion, „dennoch kann ich meine Behauptung nicht fallen lassen. Die Völker werden ja bei dergleichen Verhandlungen nicht gefragt, die Sachsen haben auch ihr spezielles Vaterland und ihren König Friedrich August geliebt, und sind doch geduldig Preußisch geworden."

„Ich erinnere mich aber, Mr. Trevanion, daß sich diese Neupreußen Mußpreußen nannten," sagte Frau von Hallenstein.

Trevanion lachte: „Zugegeben, gnädige Frau, allein schon dadurch, daß sich diese Leute jenen Titel gaben, bewiesen sie, daß sie sich sehr wohl bewußt waren, daß sie für die Zukunft Preußen bleiben mußten. Jetzt haben sie aber längst vergessen, daß ihre Großältern die Könige von Sachsen ihre Landesherrn nannten, und sind, wie Herr von Altenbruck sagte, gut Preußisch; aber das spricht nicht gegen meine Behauptung, daß die Völker sich leicht in das Unabänderliche fügen, der Einzelne muß es ja in seinen Privatverhältnissen auch können. Im Jahre 1815 auf dem Wiener Congreß wäre für Oesterreich ein größeres Ländergebiet in Deutschland zu erreichen gewesen. Wer hätte denn Ein-

spruch machen können, wenn Oesterreich sich mehr um Englands Freundschaft bemüht gehabt hätte? Ludwig XVIII. erhielt für sich und für Frankreich viel mehr, als er jemals von dem Sieger hätte erwarten können, selbst wenn das Elsaß abgetreten worden wäre; Friedrich Wilhelm III. besaß nicht die Eigenschaften, welche den Eroberer machen. Und der schöne Alexander II.? Ihn hätte eine schöne Dame, die im österreichischen Interesse gesprochen, zu Allem bewegen können. Doch nicht nur Schlesien gab Franz I. auf, er ließ bei mehr als einer Gelegenheit die guten Karten, welche er in der Hand hielt, unausgespielt. Statt dafür aufzustehn, daß Baden an Bayern fiel, wodurch sein Bundesgenosse stärker geworden wäre, ließ er Rußlands Einfluß in einer rein deutschen Angelegenheit walten und die Kinder aus der morganatischen Ehe des Großherzogs von Baden wurden für successionsfähig erklärt. Als Ludwig I. von Bayern die Gründung des deutschen Zollvereins anstrebte und auch durchsetzte, sperrte Oesterreichs Staatskanzler sogar die deutschen Provinzen von Deutschland ab, indem er diese nicht in den Zollverein treten ließ, und begehrt doch für Oesterreich mächtigen Einfluß auf Deutschland. Statt, wie es vernünftig gewesen wäre, ganz Oesterreich bis auf die italiänischen Provinzen zu germanisiren, werden Umtriebe der Czechen, Magyaren, Mährer, Polen gegen die in diesen Ländern ansäßigen Deutschen geduldet, obgleich nur durch deutsche Cultur Wohlstand und Bildung in diese Theile des großen Kaiserstaates getragen worden ist. Ich habe, weil ich mein Buch über Oesterreich mit Gewissenhaftigkeit und Kenntniß der Zustände schreiben will, viele Reisen gemacht,

mich unter allen Ständen umgesehen, ich glaube, was ich hier ausspreche, vermag ich auch zu beweisen, nicht wahr, Herr von Hallenstein?"

„Leider, Mr. Trevanion. Das Absperrungssystem Metternichs war verwerflich und wir Oesterreicher können von Glück sagen, wenn nicht noch unsre Kinder dadurch leiden müssen," sagte der Hausherr.

Der Banquier Baldinger bemerkte sarkastisch: „Ich habe einmal in einer geachteten Zeitung gelesen, Fürst Metternich habe im Jahre 1816 dem Kaiser Franz mitgetheilt, die russische Regierung habe ihm eine Jahresrente von dreißigtausend Dukaten geboten, wenn sie dafür zu Zeiten Oesterreichs Pläne erfahre, und Fürst Metternich habe hinzugefügt: „Ich habe auf dieses Anerbieten nicht geantwortet." Hierauf soll Franz I. entgegnet haben: „Nehmen Sie das Geld, Metternich, wenn Sie es hinter meinem Rücken thun wollten, so könnt' ich es doch nicht verhindern. Sie werden ja wissen, was Sie nach Petersburg schreiben dürfen."

„Fürst Metternich mag der treue Diener des Kaisers gewesen sein," sagte Mr. Trevanion, „ich will ihm nicht Unrecht thun gleich einem leidenschaftlichen Parteimanne oder oberflächlichen Zeitungsschreiber, aufgefallen ist es mir aber, daß ich im Jahre 1846 in Böhmen auf dem Lande bei vielen czechischen Bauern das Porträt des Kaisers von Rußland sah, welchen sie das Oberhaupt des Slavenreiches, also gewissermaßen *ihren* Herrn nannten. Die geheime Polizei des Fürsten Staatskanzlers hat hier offenbar die Augen zudrücken dürfen."

„Daß für Oesterreich an Rußland mit der Zeit ein gefährlicher Feind wächst, sobald es sich von den Folgen des Krimmkrieges erholt haben wird, fürchte ich auch," sagte Herr von Hallenstein, „Oesterreich hat durch Besetzung der Donaufürstenthümer den Gegnern Rußlands einen größern Dienst gethan, als sich selbst und, soviel mir bekannt, keine Entschädigung von England oder Frankreich dafür empfangen. Sollte der König von Sardinien Eroberungsgelüste haben, dann sind wir wohl fähig, es mit den Piemontesen aufzunehmen, aber nicht, wenn wirklich Napoleon III. Victor Emanuels Verbündeter ist; auf England können wir nicht rechnen."

„Aber, lieber Freund," wandte die Baronin von Caravaglio ein, „wir haben doch in diesem Falle Deutschland hinter uns."

„Ja, gnädigste Pathe, hinter uns, ganz Recht," rief lebhaft Franz, „aber nicht mit uns. Vergessen Sie nicht, daß laut der Statuten des hohen deutschen Bundes kein Bundesfürst verpflichtet ist, dem Kaiser von Oesterreich Hülfe zu leisten, bis der Feind das deutsche Gebiet der österreichischen Monarchie betreten hat. Die Statuten dieses erbärmlichen Bundes sind wohl gut für die andern Fürsten Deutschlands, aber nicht für Oesterreich. Alles ist eitel Schein, nichts Reelles. Der Kaiser hat den Vorsitz, aber das ist auch Alles. Fällt ein französisches Heer in den preußischen Rheinprovinzen oder in der Pfalz ein, muß Oesterreich dem Angegriffenen Truppen senden; wird aber ein nicht zum deutschen Bunde gehöriges Land Oesterreichs von Russen oder Italiänern mit Krieg bedroht, dann rührt sich kein

deutſcher Fürſt. Oder glauben Sie, Fräulein Emilie, daß uns Ihr König Truppen ſenden wird? Sind Sie der Anſicht, Baron Altenbruck, daß der König von Preußen ſeinem kaiſerlichen Neffen zu Hülfe kommen will?"

Emilie entgegnete, „eine ſolche Frage kurz mit Ja oder Nein zu beantworten, maße ich mir nicht an. Ich vermuthe, oder beſſer geſagt, ich weiß, und jeder Hannoveraner weiß es eben ſo gut wie ich, daß König Georg V. ſeine Pflicht als deutſcher Bundesfürſt pünktlich erfüllen wird, aber daß er über dieſe hinausgeht, bezweifle ich, obgleich König Georg dem Kaiſer perſönlich ſehr ergeben iſt."

„Die hannöverſche Armee iſt auch gar nicht in Kriegsbereitſchaft," ſagte Altenbruck. „Jeder einzelne hannöverſche Soldat mag perſönlich tapfer ſein, es wird auch nicht an Waffen fehlen, aber ſeit der alte Ernſt Auguſt todt iſt, hat ſich Niemand ſo ganz wie es ſein ſollte um die Armee gekümmert, darüber habe ich hannöverſche Offiziere ſelbſt klagen hören," ſprach Altenbruck.

„Iſt Preußen ſtets gerüſtet?" fragte Franz, „wird es zu uns ſtehn?"

„Ich weiß, daß ohne lange Vorbereitungen Preußen eine tüchtige Armee in das Feld ſchicken kann, ſobald es will, aber ich bin feſt überzeugt, daß der Prinz-Regent jedenfalls nicht mehr thun wird, als was eben die Pflicht des deutſchen Bundesfürſten gebietet," antwortete Altenbruck.

„Und daß der Prinz-Regent den Verluſt, den Oeſterreich möglicher Weiſe haben könnte, nicht ungern ſehen wird, iſt gewiß;" ſagte Hallenſtein, „wenn der Habsburger verliert, gewinnt der Hohenzoller!"

„Zuverlässig, lieber Freund. Es ist ein eigner Zug der Deutschen," fuhr Trevanion fort, „daß sie, intelligent, tapfer, mit einem Worte ein durch und durch achtbares Volk, sich weder mit Eroberungen, noch mit Colonisiren befassen wollen, obgleich sie, edlem Samen gleich, in alle Weltgegenden fliegen, aufgehen, Wurzel fassen, zu nützlichen und schönen Bäumen werden, unter deren Zweigen, um das Gleichniß fortzusetzen, die Eingebornen andrer Länder ruhen. Immer hat ein deutscher Fürst nur seinem deutschen Nachbar ein Stückchen Land abgerissen, dagegen haben es stets unsere Kaiser, und später auch andere deutsche Fürsten zugelassen, daß Provinzen Germaniens, welche nicht die geringsten waren, an das Ausland fielen.

„Wir Engländer dagegen haben zu unsrer Insel immer mehr und mehr erobert, bis unser Reich das größte auf dem Erdball geworden ist. Daß man uns Egoisten nennt, ist uns sehr gleichgültig, uns erfüllt es mit Stolz, daß wir Menschen von allen Nationen, ja allen Racen unter den Unterthanen unserer Königin aufzählen können, während der Deutsche ganz kalt zusehen wird, wenn der Enkel seiner Kaiser, der deutsche Bundesfürst Franz Joseph I., die Lombardei verliert und endlich Venetien. Selbst der eroberungslustigste deutsche Stamm, Preußen, wird mit Deutschland zufrieden sein und keinen Nachbar bedrohen."

„Der Wahlspruch der Hohenzollern lautet ja auch: Suum cuique", sprach lächelnd Altenbruck, „ja, vielleicht haben wir Deutschen Recht, wenn wir unsre Wohlfahrt in weiser Beschränkung sehn, und dafür sorgen, daß wir behalten, was wir haben. Darin stimme ich aber Mr. Tre-

vanion bei: wir dürfen keinen Fußbreit Landes mehr abtreten, wir müssen Schleswig-Holstein, die baltischen Provinzen und mit der Zeit Elsaß und Lothringen wieder haben, dann möge das Schwert in der Scheide ruhn und alles für den innern Ausbau des Landes geschehn. Was mich betrifft, so bin ich ein Deutscher mit Leib und Seele und folge dem Fürsten, der für des großen Vaterlandes Ruhm das Meiste thut, gleichviel ob er ein Hohenzoller oder Habsburger, ein Wittelsbacher oder Welfe sei. Bis aber ein solcher Fürst dasteht, gehört mein Arm meinem engeren Vaterlande."

Gabrielens schönes Gesicht wurde bei Altenbrucks Rede so bleich, daß die Baronin von Caravaglio aufsprang und mit den Worten: „Was geschieht Dir, mein liebes Kind?" auf das junge Mädchen zuging.

Die Eltern umgaben Gabrielen, als sie nach einer zum Glück schnell vorübergehenden Ohnmacht die Augen wieder aufschlug.

„Es ist zu heiß im Salon und zu viel Blumenduft," behauptete Herr von Hallenstein; Emilie hielt es für klug, ihm beizustimmen. Gabriele versicherte, die kleine Anwandlung von Schwindel sei vorüber, die Gesellschaft begab sich in das Nebenzimmer und theilte sich in kleine Gruppen. Es war der Wochentag, an welchem im Hallenstein'schen Hause in den Abendstunden Jeder, der vorgestellt war, empfangen wurde; man konnte auf Besuch rechnen. Bald traten auch einige Künstler ein: die in Wien gefeierte Frau von Arneth, zu jener Zeit nicht mehr Vorleserin der Kaiserin-Mutter, aber noch immer in Gnaden bei ihr; zuletzt

zwei höhere öſterreichiſche Offiziere und der Arzt der Familie. Als die Geſellſchaft größer geworden war, konnte Gabriele, ohne daß es auffiel, ſich mit Emilien in das reizende kleine Cabinet neben dem Salon zurückziehn. Fräulein von Kingshelm folgte mit Altenbruck und ohne von der Geſellſchaft getrennt zu ſein, da die großen Flügelthüren offen waren, konnten die vier Perſonen in dem Cabinet ungeſtört mit einander plaudern.

„Ich ertrage es nicht länger, theure Gabriele," flüſterte Altenbruck, ſcheinbar in das Album vertieft, welches er mit Gabrielen betrachtete, „während die Deinen Dich theilnehmend umringten, mußte ich Dir fernſtehn. Liebſtes Mädchen, warum willſt Du mir noch immer nicht erlauben, mit Deinem Vater zu ſprechen?"

„Du haſt ja heute wieder gehört, wie mein Vater über Preußen denkt. Du ſelbſt, Oswald, kannſt, das ſeh' ich, Dich niemals von Deinem Vaterlande losreißen," liſpelte ſie.

„Würdeſt Du den Mann ehren, der es könnte, Gabriele?"

„Nein, Oswald, ich wünſche nicht, daß Du Dir ſelbſt ungetreu werden könnteſt. Ich liebe Oeſterreich, aber wo Du biſt, würde ich mich bald heimiſch fühlen; Naturen wie meine Tante Blanche, von welcher ich Dir erzählt habe, ſind mir geradezu unbegreiflich."

„Das weiß ich, ſüße Gabriele, und weil Du in Allem ächt weiblich biſt, liebe ich Dich und werde Dich ſtets als mein höchſtes Glück, mein Kleinod, als die Krone meines Lebens betrachten. Aber auch Dein braver Vater liebt Dich, er hat nur Dein Beſtes im Auge, er kann und wird Dein

Herz nicht kränken und deßhalb will ich morgen ihm offen unser Geheimniß entdecken."

„O, mein theurer Oswald, lasse mich erst mit meinem Bruder sprechen, er vermag viel bei dem Vater!" wandte Gabriele ein.

„Nein, ich habe die Verpflichtung, aufrichtig gegen Deinen Vater zu sein; wenn ich mir einen Vorwurf zu machen habe, so ist es kein anderer, als daß ich zu lange gegen ihn geschwiegen habe. Glaube mir, liebstes Kind, bei einem Ehrenmanne wie Dein Vater ist Offenheit die beste Politik."

Franz von Hallenstein trat jetzt in das Cabinet, er warf einen forschenden Blick auf das junge Paar, das noch immer in das Album schaute, dessen Blätter Gabriele mechanisch umschlug. Franz wandte sich zu Fräulein von Kingshelm mit der Frage: „Und ist es wahr, daß Sie, meine Gnädige, nur kurze Zeit in Wien verweilen, bald nach Hannover reisen wollen?"

„Allerdings, obgleich ich mich in der schönen Kaiserstadt sehr heimisch fühle. Ich habe noch Verwandte in Hannover und hoffe auch dort nicht ohne stille Befriedigung zu leben, wenn ich Beschäftigung finde; aber, Sie verzeihen, Herr von Hallenstein, ich höre, Ihre Frau Mutter bittet dort den blaßen Herrn um einen Vortrag auf dem Piano, glauben Sie, daß der Herr sich wird erbitten lassen?"

„Ich sollte es denken, gnädiges Fräulein. Obgleich ich nun im Grunde kein Freund der Art von Clavierspiel bin, welches man heut zu Tage in den Salons hört, so werde ich doch heute dem Künstler sehr dankbar sein, wenn er

durch seine Musik das Gespräch der Herren unterbricht. Mein guter Vater hat den beiden Generälen mitgetheilt, wie ich es in der Lombardei gefunden habe, sie lächeln darüber nur und der Gedanke, daß der König von Sardinien an Napoleon einen Bundesgenossen finden könne, kommt ihnen geradezu absurd vor. Es könnte bei der Heftigkeit meines patriotischen Papa's zum Wortwechsel kommen, die Aeußerungen unsers aufrichtigen englischen Freundes sind auch darnach angethan, die Generäle in den Harnisch zu bringen, denn bisher haben sie über die Idee, Italien könne mit Hülfe Garibaldi's sich zum Einheitsstaate zusammenfügen, nur Scherz gemacht."

Die Damen und Altenbruck folgten der Aufforderung Franzens und begaben sich in den Salon. Der Pianist setzte sich an den Flügel und präludirte, die Sprechenden flüsterten nur noch, bis auf Mr. Trevanion, welcher während einer Viertelpause, die der Pianist zu halten hatte, lebhaft ausrief: „Wenn doch der Kaiser von Oesterreich Palmerstons Ansicht nicht unbeachtet lassen wollte! Tritt der Kaiser seine italiänischen Besitzungen an Victor Emanuel gegen eine anständige Summe ab und schließt einen vortheilhaften Handelsvertrag mit ihm, so spart Oesterreich Geld und Blut, es kann die Armee reduciren, die Steuern herabsetzen, einen großen Theil seiner Schulden bezahlen, es gewinnt an dem Könige von Sardinien einen Freund und Bundesgenossen, vielleicht sogar an dem klugen Napoleon, der auch im Grunde seiner Seele lieber Frieden hat, als Kriege führt, da er, was kriegerischen Ruhm betrifft, den Vergleich mit seinem Onkel zu scheuen hat. Das Aller-

wichtigste bei dieser Sache für Oesterreichs Kaiser ist, daß er, was er in Italien verliert, in Deutschland gewinnen kann. Sich mit Victor Emanuel verbunden, ha! das hieße Preußen ein Paroli biegen."

„Sie sprechen, Mr. Trevanion, offenbar als Freund Oesterreichs, aber wie ein Ausländer. Unsre Armee ist der italiänischen bedeutend überlegen, der französischen gewachsen und Preußen für uns ganz gleichgültig. Es hat den Dänen gegenüber nachgegeben, es gab 1847 nach in der Neuenburger Angelegenheit und Friedrich Wilhelm IV. Wahlspruch ist ja, wenigstens hat er es in den letzten Jahren mehrmals öffentlich ausgesprochen: „Der Starke weicht zurück!" bemerkte einer der Generale.

„Verzeihung, Herr General, dem muß ich, als preußischer Edelmann und Offizier widersprechen!" rief lebhaft Altenbruck. „Diese Worte sind allerdings Worte des Königs, aber aus dem Zusammenhange herausgerissen. Unser König wird, so fürchtet man, wohl niemals wieder im Rathe sitzen, in dem er früher oft seine Klugheit bewiesen hat. Blind und toll ohne Grund und ohne gehörig gerüstet zu sein, das Land einem Kriege auszusetzen, hielt Friedrich Wilhelm IV. für gewissenlos und unklug, aber wenn es sich um Preußens Ehre und Vortheil handelt, wird der Regent thun, was der König in solchem Falle auch gethan haben würde, sein Heer um sich sammeln. Der Prinz-Regent ist ein tüchtiger Soldat, einfach in seinen Gewohnheiten, und meiner Ansicht nach sollte man in Oesterreich weder preußischen Einfluß noch preußische Wehrkraft und Kriegskunst unterschätzen. Das sage ich offen, weil ich Oesterreich liebe, und gern

mit des Kaisers Heer, aber niemals gegen die schwarzgelbe Fahne mit dem Doppelaar zu Felde ziehen möchte."

Der jüngere der Generäle stieß ein kurzes, etwas höhnisches Lachen aus, und sagte: „Ich habe keine Angst, Herr Hauptmann, bei dem Gedanken, daß sich die schwarzweißen Fahnen gegen die kaiserlichen in Bewegung setzen werden. Würde aber das Unwahrscheinlichste doch geschehn, denn möglich ist Alles, dann hätten wir ganz Deutschland in unserm Lager, und selbst wenn die deutschen Fürsten neutral bleiben sollten, so vergessen Sie nicht, Herr Rittmeister, wir sind aus Radetzky's Schule, während die Schüler Blücher's jetzt fast alle todt oder Greise sind."

„Aber, meine Herren," klagte Frau von Hallenstein, „ist denn Wien nicht mehr Wien, wo heitre Gespräche über Kunst und Literatur und witzige Bonmots den Salon so angenehm machten, daß jeder Ausländer entzückt von der Gesellschaft der Kaiserstadt heimkehrte?"

„Sie haben Recht, gnädige Frau, Wien hat seine Physiognomie sehr geändert seit 1848," erwiederte der ältere der Generale, „das Publikum ist gegen das Theater so gleichgültig geworden, daß es selbst die langweiligste Musik geduldig anhört, welche früher ausgepfiffen worden wäre, und sich Mühe giebt, Hebbel'sche Mißgeburten für geniale Dramen zu halten, obgleich ihm keine einzige Scene davon gefällt. Nur zwei vortreffliche Güter sind der Kaiserstadt vollständig unverändert geblieben: Wiens schöne Umgegend und die schönen Frauen," dabei verbeugte sich der Herr gegen die anwesenden Damen mit der Grazie, die den ächten Wiener kennzeichnet.

Das Geſpräch blieb aber, ungeachtet ſich die Damen bemühten, ihm eine heitere Farbe zu geben, den ganzen Abend hindurch ernſt und als Altenbruck beim Abſchied Gabrielen die Hand küßte, ſah ſie ihn wehmüthig an und flüſterte: „Oswald, ich fürchte, uns blüht kein Glück!“

„Vertraue mir und der gütigen Gottheit, die jede treue Liebe beſchützt!“ antwortete er.

Als am andern Morgen Gabriele zur beſtimmten Zeit in den Frühſtücksſalon trat, kam ihr ihre Mutter aufgeregt entgegen und ſagte raſch: „Wo iſt Emilie?“

„Nicht ganz wohl, ich rieth ihr, heute das Bett zu hüten, doch halte ich ihre Unpäßlichkeit für leicht und vorübergehend.“

„Ich werde ſie dann beſuchen, es iſt mir recht, daß ich Dich jetzt allein ſehe. Dein Vater iſt ſehr beunruhigt —“.

„O Himmel! Zürnt er mir denn ſehr?“ fragte Gabriele und ſank auf einen Stuhl; ſie, deren Hauptgedanke Oswald war, dachte natürlich, daß dieſer ſich bereits ſchriftlich gegen ihren Vater ausgeſprochen habe und daß der Letztere gegen Oswalds Verlobung ſei.

„Dir zürnen ſollte der Papa? Dir, liebe Gabriele? Weßhalb? Haſt Du ihn vielleicht geſtern durch irgend ein Wort verletzt? Aber das iſt ja nicht möglich, ich ſah ja, wie Dein Vater Dich geſtern Abend, als Du gute Nacht ſagteſt, wie immer in die Arme ſchloß. Papa hat wichtige Briefe erhalten, die ihn zwingen, auf der Stelle abzureiſen, vor der Welt muß es heißen, daß er ſeine Schweſter in Peſth beſucht, in Wahrheit aber geht er nach der Lombardei und vielleicht auch nach Paris. Ich weiß nicht, wie viel er

Dir von ſeinen Angelegenheiten mittheilen will, deßhalb mußt Du Dich mit dem begnügen, was ich Dir geſagt habe. Gegen Emilien und überhaupt gegen Jeden ſprichſt Du, daß Papa nach Peſth gereiſt iſt; ich baue auf Deine Klugheit."

In Wahrheit wußte Frau von Hallenſtein von den Angelegenheiten ihres Gemahls ſelbſt nicht mehr, denn ſie beſaß weder Theilnahme noch Verſtändniß für Geſchäfte und war wohl die Geliebte aber niemals die Vertraute ihres Gatten geweſen, in deſſen Natur es überhaupt nicht lag, viel von ſeinen Plänen zu ſprechen.

Der Eintritt des Herrn von Hallenſtein, welcher ſich ſchon im Reiſecoſtüm befand, unterbrach das Geſpräch zwiſchen Mutter und Tochter. Franz folgte dem Vater und dieſer ſagte jetzt in ſeiner freundlichen aber entſchiedenen Weiſe: „Die Mutter wird Dir geſagt haben, daß ich ſchnell abreiſen muß, Gabriele, wie lange ich abweſend bleiben muß, kann ich jetzt noch nicht wiſſen. Ich kehre heim, ſobald ich kann, Ihr wißt ja, meine Lieben, daß ich mich nur bei Euch ruhig und glücklich fühlen kann. Franz wird indeß Euer Schutz ſein; kommt es zum Kriege, und ich zweifle ſehr, daß wir Frieden behalten, ſo wird doch nach Wien der Feind keinen Fuß ſetzen und ich werde heimkehren können, ſobald meine Geſchäfte beendet ſind."

„Wenn Du nur nicht nach der Lombardei reiſeſt, lieber Joſeph! Der Gedanke, daß Du, ein verhaßter Oeſterreicher, zu dem uns feindlich geſinnten Volke gehſt, iſt mir qualvoll," ſagte Frau von Hallenſtein.

„Vertraue auf des Vaters Vorsicht," entgegnete Franz. „Was geschehn muß, muß bald gethan werden; beste Mama, die mailändischen Besitzungen müssen verkauft, die Großeltern bewogen werden, hierher zu ziehn. Alles dieses bringt nur Papa fertig."

„Franz hat Recht, und jetzt: Gott sei bei Euch. Ihr wißt, ich liebe langes Abschiednehmen nicht."

Nach diesen Worten umarmte Herr von Hallenstein Frau und Tochter herzlich, versprach oft zu schreiben und verließ mit seinem Sohne rasch das Zimmer.

Gabriele kehrte, niedergeschlagen über die Trennung von dem geliebten Vater, zu Emilien zurück. Aus innerstem Herzen wünschte Gabriele den Frieden, denn trat das Gefürchtete ein, ging Preußen nicht mit Oesterreich, dann standen ihr schwere Kämpfe bevor, dann ward vielleicht Oswald auf immer von ihr getrennt.

Capitel IV.

Viel Köpfe, viel Ansichten.

An einem milden Frühlingsnachmittage saßen und standen in Gruppen vertheilt mehrere Herren und Damen vor dem Taunushôtel in Castel, dem freundlichen, Mainz gegenüberliegenden Städtchen.

Das Erscheinen eines bekannten Börsenspeculanten aus Frankfurt a/M., welcher immer die neuesten Nachrichten zu

haben vorgab, und welcher auch, da er überall herumspürte, wirklich oft eher als andre Leute wußte, was vorgegangen war, machte bei mehreren der Herren einiges Aufsehn.

„Nun, Fürst," rief ein Frankfurter Advocat, Doctor Streiter, auf den Kommenden zugehend, „was für Neuigkeiten haben Sie in der Tasche? Kommen Sie, setzen Sie sich an unsern Tisch und packen Sie aus, was Sie bei sich führen."

Der Angeredete, ein ziemlich hübscher Mann mit schlauen Augen und wohlgepflegtem Barte, den er lächelnd streichelte, verbeugte sich geschmeichelt und sagte, indem er sich zu dem Advokaten und drei andern Herren setzte: „Hm, Allerlei, aber wir wollen leise sprechen, es sind, wie ich sehe, österreichische Offiziere in der Nähe."

„Aber Italiäner, sie verstehen kein Deutsch, schießen Sie immerhin los, Fürst," sagte Doctor Streiter.

„Wie heißt, kein Deutsch? Da segeln Sie auf einem Irrthum hin, Doctor; ich habe in Erfahrung gebracht, daß diese guten Italiäner mehr Deutsch verstehn, als die preußischen Offiziere, welche in Mainz liegen, italienisch. Uebrigens, so nebenher bemerkt, vertragen sich seit Kurzem Preußen und Italiäner oder wie sie als Soldaten heißen, Oesterreicher, viel besser mit einander, als früher die deutschen und böhmischen kaiserlichen Soldaten. Vor einigen Jahren gab es alljährlich mehrere oft sehr ernsthafte Schlägereien zwischen den Oesterreichern und Preußen, die in der Bundesfestung standen, seit zwei Jahren hat man Nichts dergleichen mehr gehört."

„Das ist wahr," bekräftigte ein Mainzer Kaufmann, der mit an dem Tische saß, „aber jetzt lassen Sie uns nicht länger schmachten, was wissen Sie?"

Herr Fürst beugte sich über den Tisch und sagte halblaut: „Es sieht schlimm mit den Oesterreichern, sie haben bei Magenta eine Schlacht verloren und sich zurückziehen müssen. Das erste und zweite österreichische Armeecorps sollen vollkommen aufgerieben, die Brigade Reischach über zwei Drittel an Mannschaft und Offizieren verloren haben."

„Das wär' der Teufel!" brauste der Rechtsgelehrte auf.

„Wissen Sie das sicher, Fürst?" murmelte der dicke Rentier, der neben ihm saß, mit Schrecken an seine vielen Tausende denkend, welche er in österreichischen Staatspapieren angelegt hatte.

„Es ist sicher, ich habe es aus guter Quelle, meine Herren."

„Und haben Sie Nichts aus Berlin gehört? Wird in Preußen nicht mobil gemacht? Was thut Bayern? Man kann doch einen deutschen Fürsten, das Oberhaupt des deutschen Bundes, nicht im Stiche lassen?" bemerkte ein kleiner blaßer Herr, der im Sommer auf seinem Gute bei Mainz, im Winter in Frankfurt a./M. lebte und unter dem diplomatischen Corps viele Bekannte hatte.

„Hm, Herr von Kleist, die deutschen Fürsten sind mit ihrer Hilfe nicht so schnell bei der Hand. Einige würden dem Kaiser Franz Joseph gern beistehn, z. B. Bayern, Hannover, aber ihre Armeen sind nicht so schnell in Kriegsbereitschaft gesetzt; die für die Truppen bestimmten Gelder sind zu andern Dingen verwandt worden; man blicke nur

nach Bayern: was hat König Ludwig I. gebaut! Daß Preußen nicht dazu beitragen wird, daß Oesterreich sich siegreich hinstellen kann, darauf kann jeder Vernünftige Gift nehmen," sagte Fürst.

„Nach den Bundesgesetzen muß erst der Feind Oesterreichs deutsche, zum Bunde gehörigen Gebietstheile betreten haben, ehe nur ein Regiment deutscher Bundestruppen zu Hülfe kommt," sprach der Advokat; „soviel mir bekannt, hat auch Kaiser Franz Joseph I. beim hohen Bunde keine Anfrage deßhalb gethan."

„Verschiedene Erzherzöge sind nach Berlin gereist, um unverrichteter Sache wieder abzufahren," sagte Fürst. „Der König regiert nicht mehr, und bei den Sitzungen des Bundestags hat Herr von Bismarck, der preußische Gesandte, Alles gethan, um den Vertretern der deutschen Bundesländer zu beweisen, daß es der größte Unsinn wäre, sich in eine Angelegenheit zu mischen, welche sie Nichts anginge."

„Was reden Sie denn da, Herr Fürst?" rief lebhaft der Mainzer Kaufmann, „Herr von Bismarck ist ja seit Anfang April gar nicht mehr in Frankfurt, sondern als Gesandter nach Petersburg gegangen."

„Freilich wohl, bester Herr, allein ein so energischer, geistvoller, beredter Mann wie Bismarck spricht ja nicht in den Wind. Was in Italien gekommen ist, hat dieser kluge Mann längst kommen sehn und natürlich alle seine Rednergabe aufgeboten, um den Gesandten der deutschen Bundesländer auf das Klarste zu beweisen, daß für sie kein Vortheil herauskommt, wenn sie sich an einem Kampfe betheiligen, welcher seiner Ansicht nach (wenigstens soll er diese

Meinung ausgesprochen haben), nur dazu dienen könnte, Napoleon III. zu bewegen, mit einer Armee über den Rhein zu kommen."

„Das würde er nicht thun, er hat mit den Oesterreichern zu schaffen, und ich halte es für klug und recht, wenn Deutschland jede Gelegenheit ergreift, die Franzosen zu schlagen," sagte der Rentier.

Herr Fürst legte den Finger an die Nase und entgegnete: „Hm, was Sie da sagen, hat zwei Seiten, es klingt ganz gut, aber ist nicht stichhaltig. Napoleon weiß, daß er nicht geschlagen werden darf; sollte er wirklich durch österreichische Waffen oder durch deutsche in Italien eine entscheidende Schlacht verlieren, dann würde, ja müßte er ein zweites Armeecorps in die Rheinprovinzen werfen und so lange Deutschland noch nicht unter einem Scepter ist, wäre der Ausgang eines Krieges zwischen uns und den Franzosen doch sehr problematisch. Man weiß in Berlin, wie die Deutschen gerüstet sind: nämlich gar nicht, und fühlt weder Neigung noch Beruf, sich, um die Lombardei bei Oesterreich zu erhalten, den Wechselfällen eines Krieges auszusetzen, welcher im günstigsten Falle für Preußen und das übrige Deutschland keinen Vortheil bringt. Habsburgische Dankbarkeit, die kennt man."

„Kämpft der Mann denn nur um des Gewinnes willen?" rief lebhaft der Mainzer Kaufmann, der, nebenher gesagt, auch ein eifriger Katholik war, „es geschieht doch auch für die Ehre. Ich bin Kaufmann; ist ein alter Geschäftsfreund von mir in Verlegenheit, so dränge ich ihn nicht, ja ich helfe ihm wohl mit einer Summe aus, und ein

Verwandter und Bundesfürst sollte seinem Bundesbruder nicht mit aller Macht beistehn, — dem Enkel unsrer deutschen Kaiser?"

„Pah, wer kümmert sich heut zu Tage darum?" entschied der Advokat. „Wir überlassen das Leben in der Vergangenheit Geschichtsforschern und alten Frauen, welche ihren Enkelinnen noch gern von ihren Triumphen und von einer leider! dahingeschwundenen Schönheit erzählen, welche sie vielleicht niemals besessen haben. Seit wir mit Dampf durch die Welt reisen, heißt die Parole; rasch vorwärts. Was gehn uns Rudolph von Habsburg an und seine Nachkommen? Gehn wir doch in den Römer und betrachten den Kaisersaal, alle Nischen sind mit Porträts deutscher Kaiser ausgefüllt, es ist keine mehr leer für ein neues Bild, also für die Abergläubigen ein Beweis, daß wir keinen deutschen Kaiser mehr bekommen. Dennoch wünsche ich den österreichischen Waffen den Sieg, weil ich den eitlen Franzosen eine Niederlage gönnen würde und weil ich den Italiänern nicht zutraue, daß sie jemals wieder eine respectable Nation werden. Sie sind — Einzelne nehme ich aus — unreinlich, träge, ein verkommenes Volk."

„Bedenken Sie auch," sprach Fürst, „daß kein Monarch das Recht hat, Gut und Blut der Landeskinder als persönliches Eigenthum zu betrachten. Wenn Sie als Kaufmann einem Geschäftsfreunde beistehn, nun, so geben Sie eben Ihr Geld her, wenn aber die deutschen Fürsten, Preußen voran, ihre Armeen dem Kaiser von Oesterreich zu Hülfe schicken, was hat dann der einzelne Deutsche und was

hat Deutschland in Summa davon? Nichts und wieder Nichts. Kriegssteuern, Invaliden und so fort!"

„Es ist aber doch ein erhebender Gedanke, sich sagen zu können, daß auch ein schöner Theil Italiens zu Deutschland gehört. Alles, was unter österreichischem Scepter steht, ist doch gewissermaßen deutsch," sagte der Rentier.

„Das könnte ich erst zugeben, wenn die ganze österreichische Monarchie zum deutschen Zollverbande gehörte, und wenn man von Wien aus anfinge, in Böhmen und Ungarn, in Polen und Mähren, kurz in jedem Theil des außerdeutschen Oesterreichs, verständig und energisch zu germanisiren. Das wäre klug und hätte schon längst geschehen sollen, wäre auch durch gute Schulen zu erreichen gewesen," sprach Fürst.

Die Aufmerksamkeit der Herren wurde jetzt auf einen preußischen Offizier gelenkt, welcher rasch und offenbar freudig angeregt, auf eine Gruppe von Kameraden zuging, welche rauchend, plaudernd und Wein trinkend behaglich unter dem Schatten einer blühenden Akazie saßen.

„Ist's möglich," rief ein Hauptmann aufspringend, „weißt Du es gewiß, Benno?"

„Auf Ehre, es ist so! Haben fregattenhaft verloren!" antwortete der Lieutenant, „habe eben von Papa Telegramme aus Düsseldorf bekommen."

„Dein Vater ist sonst kein Freund vom Telegraphiren. Nun, und was gibt's noch? der alte Herr weiß doch so Manches eher als andere Leute; wird mobil gemacht?"

„In Bayern, in Württemberg, vielleicht auch in Sachsen und Hannover. Glaube Zeitungen nicht, in Bayern aber

sind wirklich die Beurlaubten einberufen worden und der alte König von Württemberg soll ganz rabbiat gegen Napoleon sein. Wir aber bleiben in Mainz und die Berliner Regimenter in Berlin. Ginge schon gern einmal mit, so ein Hauptmanns- oder Majorspatent wäre mir lieber als die Aussicht, noch mehrere Jahre Herr Lieutenant titulirt zu werden, aber — unser Prinz-Regent spart die Armee für einen Krieg auf, der für Preußen etwas einträgt. Sich für eine fremde Sache schlagen, ist auch bei Licht betrachtet Don-Quixoterie."

„Da kommt Morosini," flüsterte ein andrer junger Offizier seinem Kameraden zu, „schöner Bursche, bei Gott, verdenke es den Mainzer Frauen nicht, wenn sie ihn bewundern. Er scheint es noch gar nicht zu wissen, sieht ganz verteufelt gleichgültig drein."

„Hm, als ob es einen Italiäner kränken könnte, wenn die Oesterreicher eine Schlappe bekommen," sagte der preußische Hauptmann.

„Ist aber doch in der österreichischen Armee; will er Italiäner sein, so nehme er den Abschied, verlasse kaiserlichen Dienst und gehe offen zu dem Heere Victor Emanuels," sprach der Auditeur des Regimentes zu seinen Kameraden.

„Das ist auch leichter gesagt als gethan!" erwiederte der Hauptmann, dessen Gesichtszüge seine polnische Abkunft verriethen.

Der Auditeur wollte Etwas sagen, hielt aber seine Worte zurück, da der Italiäner, welcher die Uniform der österreichischen Dragoner trug, sich dem Tische näherte und die Herren grüßte. Man bat ihn Platz zu nehmen, auch

ſetzte er ſich für einige Minuten zu den Preußen hin, aber nicht lange. Einige Bemerkungen über das herrliche Frühlingswetter wurden gemacht und über die Saiſon in Wiesbaden, dann erklärte Moroſini, er habe verſprochen, um fünf Uhr in Mainz zu ſein, ſtand auf und nahm höflich Abſchied.

„Ich muß auch nach Mainz," ſagte der Offizier, welcher Benno genannt wurde, „wollen Sie meine Begleitung annehmen, Graf Moroſini, oder ſtöre ich ſie in ihren Gedanken?"

„Es wird mir ſehr angenehm ſein, wenn Sie mit mir gehen wollen, Baron," erwiederte der Italiäner in fließendem Deutſch.

„Merkſt Du was? ſagte zuweilen mein Vater ſelig," flüſterte Fürſt, „und wenn ich zur Antwort gab: nein, Vater, ſo gab er mir eine Art von Nickfang und ſprach: „Jeanbaptiſt, mache Augen und Ohren auf und denke nach, dann wirſt Du Etwas merken."

„Nun, und was merken Sie denn jetzt, Fürſt?" fragte liſtig mit den Augen zwinkernd der Advokat.

„Was Sie, meine Herren, auch alle gemerkt haben werden," entgegnete er, „aber ich muß nach Frankfurt, der Zug wird bald kommen. Ich habe die Ehre, mich Ihnen beſtens zu empfehlen, meine Herren," und Herr Fürſt verbeugte ſich geſchmeidig nach allen Seiten.

Der Advokat zog ſeine Uhr heraus: „Teufel, Sie haben Recht, Fürſt, es iſt Zeit, fahre auch heim, Adieu, meine Herren." Herr Fürſt und der Advokat entfernten ſich zu-

sammen, lösten ihre Billets und stiegen dann in einen leeren Waggon zweiter Klasse.

„Nun, Fürst, warum wollten Sie in Gegenwart der Andern nichts von ihren Endeckungen sagen?“ fragte der Advokat, „es ist doch sonst nicht Ihr Vergnügen, Ihr Licht unter den Scheffel zu stellen?“

„Hm, zu was Perlen — na, Sie kennen den Spruch, Doctor. Der Rentier ist durch und durch für Oesterreich, wenn er preußische Staatspapiere hätte, wäre er für Preußen, diese Art von Parteimännern kenne ich. Der Baron behauptete einmal in meiner Gegenwart, sein Ahnherr sei nach der Schlacht auf dem Marchfelde von Rudolph von Habsburg zum Freiherrn gemacht worden. Er hält die Hohenzollern für Parvenus und ist ebenfalls für Oesterreich. Der Mainzer Kaufmann ist ein frommer Katholik, ich habe ihn bei der letzten Frohnleichnamsprozession mit einer armdicken Kerze hinter der Gräfin Ida Hahn-Hahn hergehen sehen; und als damals das große Kirchenfest in Mainz gefeiert wurde, ich glaube dem heiligen Bonifazius zu Ehren, da hatte er zehn Gärten geplündert zu Kränzen und Guirlanden.“

Der Advokat lachte: „Natürlich, alle guten Katholiken sind für Oesterreich, wird dieses besiegt, dann steht es schlimm für die Pfaffen und wer diesen noch ergeben ist, kann den Victor Emanuel nur hassen, welcher nicht einmal vor dem Papste Respect hat. Aber Fürst, was haben Sie gemerkt? Ich habe auch so meine Gedanken.“

„Na, seinem Rechtsbeistand wie seinem Arzte muß man stets die Wahrheit sagen. Ich kann nichts beweisen, ich

habe nur so meine Vermuthungen. Sehn Sie, Doctor, als im Jahre 1856 die österreichische Regierung, welche doch nicht Geld zu verschwenden hatte, die aus Italiänern bestehenden Regimenter nach Mainz schickte und die deutschen und böhmischen, welche in der Bundesfestung standen, nach Italien, da konnte Jeder in Deutschland wissen, der Etwas von dergleichen Sachen wissen will, daß es in Italien bereits gährte. Nun aber stellte es sich nach einigen Monaten heraus, daß die Herren Italiäner verflucht liebenswürdig gegen die Preußen wurden und vice versa die preußischen Offiziere gegen die Italiäner, und ein österreichischer Offizier, welcher dem Preußen kameradschaftlich die Hand drückt, nun — der ist meines Dafürhaltens kein aufrichtiger Oesterreicher. In Wien sagte mir einmal, als die Rede auf das Concordat kam, ein schlichter Bürger: Das Concordat ist in jeder Beziehung ein Unglück, die Regierung, mit dem Kaiser an der Spitze, soll die vollziehende Gewalt haben, die Geistlichkeit beansprucht, laut Concordates, ebenfalls die Macht in den wichtigsten Angelegenheiten, und zwei Gewalten in einem Staate vertragen sich nicht."

„Sehr richtig," schaltete der Advokat ein.

„Nun sind Sie doch gewiß auch der Ansicht, daß zwei Großmächte in Deutschland sich nicht vertragen können, sie müssen sich selbstverständlich aneinander reiben und endlich hassen. Eine tüchtige Schlägerei, nun, die machen zwei Personen miteinander durch und versöhnen sich sogar hinterher aufrichtig, wenn Jeder sein Theil bekommen hat, aber fortwährend Häckeleien hält Niemand auf die Länge aus. Preußen mit fünfzehn Millionen Deutschen und etwa

zwei bis drei Millionen fast ganz germanisirter Polen, kann doch nicht mit freiem Willen in Deutschland die zweite Rolle spielen, weil das Haupt des deutschen Bundes Kaiser von Oesterreich ist und nebenher Enkel deutscher Kaiser. Preußen hat ja beinahe noch einmal so viel deutsche Unterthanen wie Oesterreich, seine Finanzen stehen besser und ich habe auch zur preußischen Armee mehr Vertrauen, denn sie besteht aus gebildeten Männern einer Nation. Ich glaube, der jetzige Krieg ist nur der Anfang vom Ende, lassen Sie den Prinz-Regenten nur erst König sein und Bismarck Minister, dann, Doctor, wird Alles anders!"

„Bismarck, der Junker vom reinsten Wasser, Minister? Sie sind heute wieder einmal in der Laune zu prophezeien; der Herr von Bismarck ist Gesandter in Petersburg und wird dadurch den deutschen Zuständen entfremdet. Alles was er auf seinem neuen Posten zu thun hat, ist: die freundschaftlichen Beziehungen zwischen seinem Hofe und dem Petersburger aufrecht zu erhalten," sagte der Advokat.

„Ja, und nebenher den Kaiser Alexander so zu bearbeiten, daß er kein Wort dazu sagt, wenn Preußen sich in Holstein festsetzt und später am deutschen Bunde den Vorsitz wenigstens mit Oesterreich theilt. Lehren Sie mich den Bismarck kennen."

„Haha, Fürst, nehmen Sie es nicht übel, aber wie sind Sie, ein Bürgerlicher und — kurz, wie sind Sie zur näheren Bekanntschaft der Excellenz von Bismarck gekommen?"

„Sprechen Sie doch offen, Doctor, ich bin ein viel zu gewürfelter Mann, als daß mich Wahrheit ärgern sollte. Ein Bürgerlicher bin ich, wie Sie, und daß ich ein getauf-

ter Jude bin, habe ich nie verläugnet. Ich liebte eine schöne Christin und wurde herzlich wieder geliebt. Meiner Ansicht nach haben wir Menschen alle einen Schöpfer, und Juden sowie Christen befolgen, sind sie sittliche Menschen, die zehn Gebote, damit ist für mich Alles gesagt und ich bin niemals mit mir in Zwiespalt gerathen. Nun wissen Sie vielleicht nicht, daß mein Vater ein Märker war, ein ungetaufter Brandenburger Kaufmann. Ich wurde sehr jung zum Vater meiner Mutter nach Frankfurt geschickt, durch meine Ehe mit einer Frankfurterin Bürger der schönen Stadt, dennoch habe ich immer große Theilnahme für mein spezielles Vaterland, Preußen behalten. Nun weiß ich, daß als Bismarck in der Kammer als Redner auftrat, er fort und fort gegen die Juden sprach, ich weiß, daß mehrere reiche Juden das Sprichwort: Jeder Mensch hat seinen Preis, zur Geltung bringen wollten, Herrn von Bismarck gegenüber, der für seinen Stand nicht reich war. Ein geriebener Mann wurde an ihn abgesandt, er wurde gebeten, nicht etwa für die Juden zu sprechen, o nein, nur nichts mehr gegen sie zu sagen! Was that Er? Er wies das auf die feinste Art angebotene Geschenk zurück und hieß den Mann, der es brachte, gehn."

„Das zeigt, daß Bismarck Nichts gegen seine Ueberzeugung thun will."

„Richtig, und, lieber Doctor, unsrer Zeit fehlen nicht die unterrichteten gescheidten Männer, sondern die Männer von Energie, die einen klugen, wohlüberlegten Plan auch durchführen, unbekümmert um das Urtheil der Zeitgenossen."

„Und welche Pläne soll denn Ihrer Ansicht nach Herr von Bismarck haben, und wie kann er als Gesandter in Petersburg sie ausführen, angenommen er hätte besondere Pläne?“ sagte der Advokat.

„Der älteste Halbbruder meiner Frau ist ein nassauischer Edelmann, er hat zwei Jahre in Greifswalde studirt, damals hat er Bismarck näher gekannt, ihm auch bei einem seiner vielen Duelle secundirt. Dieser, mein Schwager, behauptet, daß Bismarck oft, halb ernst halb scherzend, gesagt habe: „Sei überzeugt, in zwanzig Jahren bin ich erster Minister, dann soll Deutschland die Stellung erhalten, die ihm im Rathe der Völker gebührt, und sollte ich Tag und Nacht arbeiten.“

„Hm, Studententräume gehen selten in Erfüllung, Fürst.“

„Bei solchen Menschen wie Bismarck doch. Ich habe einmal gelesen, daß Albrecht Waldstein als Hauptmann gesagt haben soll: in zehn Jahren werde ich Generalissimus der kaiserlichen Armee sein; er ist's geworden. Der Bismarck hat im Ausdruck seines geistvollen, Energie aussprechenden Gesichtes Aehnlichkeit mit dem Originalporträt Waldsteins. Als Bundestagsgesandter lernte er Oesterreichs Pläne und die Absichten der vielen deutschen Regierungen kennen, jetzt wird er in Petersburg die Augen offen halten und dann nach Berlin zurückkommen.“

„Um Wilhelm I. zum deutschen Kaiser zu machen? Das ist doch Ihre Idee, Fürst? Phantasieren Sie, lassen Sie Oesterreich endlich auch Venetien verlieren und die

Preußen noch Herren von Deutschland werden, Sie haben die vollste Freiheit, dies zu denken."

„Natürlich, Doctor, und ich mache auch Gebrauch davon, aber da sind wir am Ziele. Bewahren Sie meine Worte im Gedächtniß, vielleicht kommt eher als Sie denken der Tag, an welchem Sie sagen: „Fürst hat nicht Unrecht gehabt!"

Die Herren trennten sich, Doctor Streiter murmelte: „Ein Preuße kann doch nie anders denken, als daß Gott die Welt für ihn und seine Landsleute geschaffen hat."

Der reiche Particulier Fürst sagte, sehr wenig schmeichelhaft für den Advokaten: „Gott im Himmel, was ist so ein Rechtsgelehrter für ein Buchstabenmensch! Kommt fast jede Woche einmal nach Mainz und sieht nicht, daß die preußischen Offiziere sich von Monat zu Monat kameradschaftlicher gegen die Italiäner zeigen!"

Capitel V.

Eine kurze Geschichte und ein Abschied.

Gabriele von Hallenstein saß dem Fräulein von Kingsheim gegenüber in lebhaftem Gespräche. Die interessante Schwedin war in den letzten Jahren in Hannover gewesen und zurück nach Wien gekehrt, um dort vor der Hand zu bleiben. Sie brachte Grüße von Emilien, welche sich seit Juni wieder bei ihrer Familie in Hannover befand, täglich

Gabrielens gedenkend, wie sie durch Fräulein von Kingshelm versichern ließ.

„Sie haben in den letztvergangenen Monaten Bedeutendes erlebt, theure Gabriele," sprach Therese von Kingshelm. „Viele Familien sind durch den letzten Krieg in Trauer versetzt worden, ich freue mich innigst mit Ihnen, daß Ihr Bruder unverwundet heimgekehrt ist."

„Es waren schwere Tage für uns, beste Therese, als Franz weder durch die Thränen der Mutter, noch durch meine Bitten sich abhalten ließ, als Freiwilliger zur Armee zu gehn. Der Vater sagte Nichts dagegen, er ist ein Patriot, auch hielt er damals einen Frieden, wie er zu Villafranca geschlossen wurde, für unmöglich, wenn er auch jetzt begreift, warum unser Kaiser nachgegeben hat."

„In Hannover war man über diese Wendung der Dinge auch sehr erstaunt, wohl Niemand mehr als der König. Er soll geäußert haben, daß er den Krieg unter allen Umständen fortgesetzt haben würde."

„Mein Vater nimmt im Gegensatze zu vielen Wienern für den Kaiser Partei. Um die Lombardei ferner zu besitzen, konnte er ohne Herzenshärte dem Volke nicht noch mehr Opfer an Blut und Vermögen auflegen, sagt mein Vater, der jetzt sogar der Meinung ist, Venetien müsse unter günstigen Bedingungen an Victor Emanuel abgetreten werden, da im Falle eines zweiten Krieges auf Deutschland nicht zu hoffen ist."

„O liebste Therese, diese unseligen Kämpfe, welche doch nur durch die Eitelkeit der Fürsten und die Parteiwuth Einzelner geschürt werden, wie grausam zerstören sie das

Familienglück einzelner, friedlicher Menschen! Auch das meine ist vernichtet!"

„Das Ihre, beste Gabriele? Wie soll ich das verstehn?"

„Ich weiß es, wenn auch nur aus einzelnen Andeutungen; auch Sie haben Herzenskämpfe durchgemacht. Sagen Sie mir, sind Sie jetzt — ich will nicht sagen glücklich, aber doch nicht mehr unglücklich?"

„Ich bin zufrieden, meine Gabriele, und mit mir selbst einig. Es ist wohl der schwerste Kampf, den uns das Schicksal auferlegt, wenn wir zwischen zwei Pflichten stehen und nur eine erfüllen können. Ich hatte nur die Wahl, dem Manne, den ich liebte, zu entsagen oder — nahe Verwandte entehrt zu sehn. Ein Mann, welcher das Verbrechen eines nahen Verwandten von mir wußte, gelobte tiefes Schweigen für meine Hand. Liebe und der Schwur heiliger Treue zogen mich zu einem Manne, dem ich Alles war. Was konnte ich thun?"

„Sie entsagten? Sie brachen dem Manne, der Sie liebte, Ihr Wort, Therese?"

„Das Schicksal ersparte mir die grausame Wahl: der Mann, der mich, ohne die schändlichsten Mittel zu scheuen, zur Gattin haben wollte, ward plötzlich vom Tode ereilt. Mit ihm starb das traurige Geheimniß. Ich athmete auf, jetzt glaubte ich, der schwarze Schatten, der auf meinen Tagen gelegen hatte, sei auf immer verschwunden. Schon war mein Hochzeittag festgesetzt, da raubte der Tod mir den Verlobten. Ich war aber bei ihm in den letzten zwölf Tagen jede Stunde und in meinen Armen ist er eingeschlafen.

Er lebt in meinem Herzen fort und oft wähne ich ihn vor mir zu sehn, seine liebe, unvergeßliche Stimme zu hören."

„Arme Thereſe!"

„Ich hatte ihm, meinem Georg, verſprechen müſſen fortzuleben für die Meinen, ich that es. Indem ich Andern nützlich war, fühlte ich mich nicht ſo verlaſſen, ich dachte bei Allem was ich that: handle ich auch im Geiſte Georgs? Ich bildete ſpäter mein Geſangstalent aus und unterrichtete ſpäter Andre. Jetzt war ich in Hannover, Georgs Grab wieder einmal zu beſuchen und — weil er wünſcht, daß ich für die Lebenden leben ſoll — Georgs Verwandte zu ſehn. Ich habe es erreicht, daß ich dem Königspaare vorgeſtellt worden bin."

„Oh, gewiß das intereſſanteſte Paar! Sie für ihn ewig jung und ſchön, er, ungeachtet ſeines Leidens, heiter," ſagte Gabriele.

„Sehr heiter und liebenswürdig. Ich habe ihm oft vorgeſungen und bemerkt, daß er die Welt voll Farben nicht vermißt. Im Traume ſoll er Alles ſehn, wie ein Wachender, ſo erzählt ſein Kammerdiener, das habe ich mit Rührung gehört. Ich habe für Georgs Verwandte Etwas bei dem Könige erbeten, das hat mich wirklich ſehr froh gemacht," ſagte mild Thereſe.

„Wie bewundre ich Sie, beſte theuerſte Thereſe. Ich fürchte, daß ich niemals zu dieſer Ruhe gelange, welche Ihr ganzes Weſen verklärt. Auch ich ſoll dem Glücke meines Lebens entſagen und ich fühle, ich kann es nicht. Oh, Thereſe, ich liebe meine Eltern ſo innig, aber ſie können

mir nicht das Glück ersetzen, welches ich dem Vater zum Opfer bringen soll."

Therese sah Gabriele fragend an, Mademoiselle Virnot trat ein, das Gespräch ward unterbrochen.

Eine Stunde später wurde das junge Mädchen in das Arbeitszimmer des Herrn von Hallenstein gerufen. Als sie auf den Vater blickte, überzog glühende Röthe ihr Gesicht, sie wich bald einer geisterhaften Blässe; neben ihrem Vater stand Oswald.

„Komm näher, mein Kind," begann Herr von Hallenstein mit unbeschreiblich sanfter Stimme. „Wir, Herr von Altenbruck und ich, haben eben viel von Dir, oder eigentlich nur von Dir gesprochen. Er bittet mich um Deine Hand und Du glaubst ihn zu lieben; ist's nicht so, Gabriele?"

„O mein guter, bester Vater, ich glaube es nicht nur, ich liebe Oswald von ganzer Seele," sagte das Mädchen.

„Du bist noch zu jung, um Dein eigenes Herz zu kennen. Du verwechselst vielleicht die ersten Regungen Deines Gemüthes mit der tiefen, dauernden Liebe, welche fast niemals in so früher Jugend in der Seele lebt. Aber selbst wenn Du Herrn von Altenbruck wahrhaft liebtest, so könnte ich Dir doch meine Einwilligung zu einer Verbindung mit ihm nicht geben. Du kennst das traurige Ende Deiner Tante Blanche, Du würdest, käme es zum Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen, nicht wie meine unglückliche Schwester handeln, aber — kannst Du Dir ein Glück denken an der Seite eines Mannes, dem vielleicht die Pflicht

gebietet, Deinen Bruder, ja es muß gesagt sein, Deinen Vater zu tödten?“

„O Vater, theurer Vater, wie können Sie so sprechen! Glauben Sie, daß Oswald gegen unsern Franz das Schwert ziehen, daß er Ihr geliebtes Haupt nicht heilig halten würde? Ich bitte Dich, Oswald, sprich, erkläre meinem Vater —“ das arme Mädchen vermochte vor innerer Bewegung kein Wort hervorzubringen.

„Du redest wie ein Weib, Gabriele,“ sprach Herr von Hallerstein mild, aber fest, „frage Herrn von Altenbruck selbst, ob er als preußischer Offizier, als Mann von Ehre, sich seiner Pflicht entziehen kann und wird. Glaubst Du, daß er daheim bleibt, wenn es zum Kriege zwischen den beiden deutschen Großmächten kommt? Frage ihn, ich befehle es Dir!“

Gabriele richtete Ihre Augen bittend auf den geliebten Mann, aber sie vermochte nicht zu sprechen.

„Es ist so, wie Ihr Vater sagt, gnädiges Fräulein,“ erwiederte er todtenbleich mit zuckender Lippe. „Ich könnte mich nie wieder unter meinen Kameraden sehen lassen, wollte ich feige zurückbleiben zu einer Zeit, wo jeder Preuße zu seiner Fahne eilen würde; nur hoffen kann ich, daß sich die früheren Kämpfe, die unter Friedrich II. zwischen Oesterreich und Preußen stattfanden, nicht wiederholen werden unter Wilhelm, denn Friedrich Wilhelm IV. Tage sind gezählt.“

„Diese Kämpfe sind unausbleiblich, Herr von Altenbruck,“ sagte Hallenstein. „Ich bin weder ein Gelehrter im strengsten Sinne des Wortes, wenn ich auch eine andere Erziehung empfangen habe, als die eines Geschäftsmannes; eben so

wenig maße ich mir an, von militärischen Angelegenheiten mehr zu wissen, als ein Laie, aber ich habe, dem Himmel sei Dank dafür, meinen gesunden Menschenverstand und ich bin eben Geschäftsmann, verstehe mein Fach. Daß in dem Frieden zu Villafranca der Keim eines neuen Krieges zwischen Oesterreich und Italien liegt, darüber sind alle tonangebenden Stimmen einig. Es nützt nur dem Könige von Italien, denn so nennt sich bereits Victor Emanuel, wenn unser Kaiser das Festungsviereck mit ungeheuern Kosten befestigt und in demselben große Vorräthe von Kriegsmaterial anhäuft. Es liegt im Geiste der Zeit, daß die Nationen, in denen noch frisches Leben ist, nichts mehr von Zerstückelung wissen wollen. Ich war in den letzten Monaten nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland: die Mehrzahl der Deutschen wünscht, daß die Kleinstaaterei ein Ende nehmen möge, Franz Joseph mußte den Kampf allein ausfechten, ohne Deutschlands Hülfe. Wenn die Italiäner, gleichviel ob in dem nächsten Jahre oder ob später Venetien von Oesterreich losreißen wollen, wird Oesterreich wieder allein stehn, und siegt es dann nicht, so kann es nicht mehr seinen Einfluß in Deutschland behaupten. Dann wird das energische, aufstrebende Preußen den Moment benutzen, um sich den ersten Platz in Deutschland, da Oesterreich nicht friedlich weichen wird, zu erkämpfen. Glauben Sie mir, Herr von Altenbruck, ich bin nicht der einzige Kluge, der da sieht, was kommen wird, weil es kommen muß. Der Besitz von Italien hat noch keinem deutschen Kaiser Glück gebracht, das hören die Kinder schon in der Schule. Das Concordat brachte das Haus Habsburg um die Sympathien

der deutschen Volksstämme, sogar der katholischen, und dennoch verharrt man da in unseliger Verblendung, wo man um seiner selbst willen die Augen und Ohren öffnen sollte. Aber lassen Sie uns die peinliche Scene abkürzen. Glauben Sie mir, Herr von Altenbruck, ich achte Sie hoch. Obgleich ich meine Gabriele, meine einzige Tochter, gern in meiner Nähe habe, ich würde sie Ihnen, der Sie weit von Wien leben müssen, mit Freuden geben, wenn Sie nicht ein Preuße wären, wenn ich nicht, wie von meinem eigenen Dasein überzeugt wäre, daß in wenig Jahren Sie als Feind Oesterreichs meinem Sohne und mir gegenüberstehn werden."

„Aber, verzeihen Sie mir, Herr von Hallenstein, um bloßer Vermuthungen willen wollen Sie nicht nur mein, nein, auch das Lebensglück Ihrer Tochter zerstören? Denn auch ich bin überzeugt wie von meinem Dasein, daß Gabriele mich liebt, daß sie mich eben so wenig vergessen kann, wie ich sie!"

„Wenn Friede bleibt, Vater, willst Du uns jede Hoffnung rauben?" flehte das Mädchen.

„Liebes Kind, besser etwas gar nicht thun, als es halb thun. Ich setze den Fall, daß ich Euch eine Hoffnung ließe, daß ich Euch verspräche, falls der politische Horizont heller werden sollte, in Eure Verbindung zu willigen, dann würde Altenbruck nur mit halben Gedanken bei seinen Pflichten sein, Du, Gabriele, würdest Dich aufreiben, denn es giebt keine größere Pein, als zwischen Furcht und Hoffnung zu schwanken. Ich leide so viel wie Du, Gabriele, denn ich liebe Dich, aber ich sehe für Dich nur eine Wahl: entweder sage Dich los von Deiner Familie, Deinem Vaterlande,

folge dem Manne Deines Herzens, — ich werde Dir nicht fluchen, — oder sage Altenbruck Lebewohl für immer. Ich lasse Dich jetzt mit ihm allein und werde dann mit Ruhe Deinen Entschluß vernehmen."

Nach diesen Worten entfernte sich Herr von Hallenstein, die Liebenden standen einander allein gegenüber.

Einige Minuten sprachen weder Oswald noch Gabriele, es war so still in dem Zimmer, daß Beide das Schlagen ihrer Herzen hören konnten. Endlich faßte Oswald des Mädchens kalte Hand und sagte zärtlich aber mit unsicherer Stimme: „Und willst Du mir folgen, geliebte, theure Gabriele?"

„Kannst Du Dich entschließen, Oswald, Deinen Abschied zu nehmen, mir zu Liebe auf Deinem Gute zu leben?"

„Ja, aber nur für die Friedenszeit. Doch hoffe ich, Sie wird von jahrelanger Dauer sein.

„In österreichische Dienste würdest Du nicht gehn?" fragte sie schüchtern.

„Unter keiner Bedingung. Fordre Alles von mir, Gabriele, fordre mein Leben, nur nicht Verletzung meiner Ehre! Der Preuße verläßt seine Fahne nicht! Das liebende Weib aber verläßt Vater und Mutter und folgt dem Gatten!" sagte er streng.

Sie weinte. Oswald gehörte zu den Männern, welche kein Frauenzimmer können weinen sehn, ohne unwillig zu werden. Hart sagte er: „Um wen weinst Du? um Deine Eltern, Deinen Bruder? Oder um mich?"

Sie hob flehend die Augen zu ihm empor und sagte: „Du liebst Dein Vaterland, Deine Fahne, Du willst keins

von Beiden um meinetwillen verlassen, ich liebe Eltern, Bruder, Heimath; kann ich ohne Thränen daran denken, von ihnen auf immer zu scheiden?"

„Vergieb mir, Gabriele, ach! ich fühle es, meine Liebe zu Dir ist eine egoistische: ich wünsche, Du liebtest Niemand als mich und würde doch Dich weniger achten, wenn Du nicht Deinen Eltern ein liebevolles, dankbares Kind wärest."

In diesem Augenblicke wurde die Thüre des Gemaches rasch geöffnet, Franz stand vor seiner Schwester. Er maß das junge Paar, das Hand in Hand neben einander saß, mit finstern Blicken und sagte höflich, aber nicht ohne Beimischung von Hohn: „Sie noch hier, Herr von Altenbruck? Ich hoffte, Sie würden meiner Schwester den Abschied leichter gemacht haben, da Sie, der Mann, stärker sein sollten, als das kaum der Kindheit entwachsene Mädchen."

„Herr von Hallenstein," brauste Oswald auf; „lieber Franz," flüsterte in bittendem Tone Gabriele und zu Altenbruck sich wendend, sagte sie sanft: „Er ist mein Bruder!"

„Das bedenke ich eben, theure Gabriele," und zu Franz von Hallenstein sich wendend, fuhr er fort: „Ich hoffe, Sie werden es anerkennen, daß ich mit Bewilligung Ihres Herrn Vaters hier bin. Er hat Gabrielen freie Wahl gelassen!"

„Natürlich, vollkommen freie Wahl! Welches Opfer würde mein Vater nicht seinen Kindern bringen? Nimm es an, Schwester, verbittre und kürze die Lebenszeit des gütigsten Vaters, oder glaubst Du, daß der Vater die Trennung von Dir, ich meine eine *solche* Trennung, nicht schwer empfinden wird, wenn er auch äußerlich ruhig scheinen sollte? Glaubst Du, daß aus dem Vater ein blinder thörichter

Preußenhaß spricht? Der Vater ist ein denkender Mann, der aus den Ursachen auf die Folgen schließt, der es sich nicht verhehlt, daß Deutschland einer Umgestaltung entgegengeht, daß Preußen sich früher oder später, jedenfalls aber in nicht allzulanger Zeit an die Spitze der deutschen Staaten stellen und Front gegen Oesterreich machen wird; dann, Gabriele, wird eine tiefe, unausfüllbare Kluft Dich für immer von Deinen Eltern trennen, wenn Du jetzt in blinder Leidenschaft thust, was Du mit glühenden Thränen dereinst bereuen wirst. Und glaubst Du, daß Dein Gemahl sich an Deiner Seite dann glücklich fühlen wird? Die trauernde Tochter, denn Du wirst an Deine Eltern denken, würde für Herrn von Altenbruck eine ihn peinigende Erscheinung sein; die um die Ihrigen unbekümmerte Leichtsinnige, eine Verächtliche! Du selbst würdest in diesem Falle Deinen Gatten vielleicht Vorwürfe hören lassen, weil er Dich verleitete, vom rechten Pfade abzuweichen!"

Gewiß liebte Oswald Gabrielen aufrichtig, aber er war auch ein stolzer Mann und fühlte sich durch Franz von Hallenstein's Worte tief verletzt. Finster sah er vor sich nieder, mühsam die heftige Antwort zurückhaltend, welche er schon für Hallenstein in Bereitschaft hatte. Hätte Gabriele Muth besessen für ihre Liebe zu kämpfen, oder weniger Liebe zu ihren Eltern, so würde sie, das dachte Oswald, jetzt sprechen, aber sie hatte keine andere Antwort als Thränen. Das thränenvolle Schweigen des Mädchens bestimmte Oswald. Was er auch in diesem Momente litt, er wußte es zu verbergen. Hoch aufgerichtet schritt er auf Gabrielen zu und sagte: „Ihr Bruder hat Recht. Ohne des Vaters Segen

würden Sie nicht glücklich sein und ich, o Gabriele, was würde ich empfinden, der ich für Sie — aber zu was dienen jetzt Worte? Leben Sie wohl, Gabriele, ich werde Sie niemals vergessen!"

Er faßte ihre Hand, hielt sie eine Weile fest, dann machte er eine stolze förmliche Verbeugung vor Franz und verließ das Gemach.

Gabriele stieß einen herzzerschneidenden Schrei aus, sie wollte Oswald nacheilen, würde jedoch an der Thüre ohnmächtig zu Boden gesunken sein, wenn Ihres Bruders Arme sie nicht aufgefangen hätten.

Capitel VI.

In Berlin.

In einer der belebtesten aber zugleich auch ältesten Straßen Berlins befindet sich ein hohes, dunkles Eckhaus, welches, obgleich mit großen Spiegelfenstern und im Sommer mit Marquisen versehn, doch im Innern noch ganz so winklich und reich an großen und kleineren Treppen, dunklen Gängen, tiefen, weit unter der Straße hingehenden Kellerräumen ist, wie zu der Zeit, wo es auf Befehl des Kurfürst Joachim Friedrich erbaut worden war, um, wie die Sage ging, von einer schönen Rosamunde bewohnt zu werden. Unter König Friedrich II. war das Haus Eigenthum eines wohlhabenden Bürgers geworden und in dessen Familie ge-

Hieben. Der Herr, welcher dieses Haus im Jahre 1863 besaß, suchte so viel Geld als möglich aus dem Hause zu ziehn, lebte aber seiner Gesundheit wegen den größten Theil des Jahres in Italien und überließ es einem alten, in Geldsachen gewissenhaften Hausmeister auf Ordnung in dem weitläufigen Gebäude zu sehn, den Hauszins zur bestimmten Zeit einzunehmen und denselben an den Besitzer des Grundstückes zu schicken.

Im ersten Stockwerke wohnte seit sieben Jahren eine englische Familie, welche sich um die übrigen Bewohner ebensowenig kümmerte, wie der alte Professor, der die vielen Zimmer der zweiten Etage mit Büchern angefüllt hatte und von einem bejahrten Diener mit allem versorgt wurde, was er brauchte. Im dritten Stockwerk hatten sich zwei hübsche Ballettänzerinnen zweiten Ranges mit ihren Tanten und Zofen niedergelassen; unter dem Dache hausten drei arme Nähmädchen und zwei Buchdruckergehülfen. Im Parterre nach der großen Straße zu prangte der stattliche mit Modeartikeln aller Art versehene Laden eines jungen Kaufmanns, der zur Zeit noch unbeweibt war; auf der andern Seite, nach der schmalen Straße zu, walteten, im sogenannten lustigen Keller, Herr und Madame Winterling.

Herr Winterling hielt darauf, stets gute und frische Getränke in Fülle vorräthig zu haben, und konnte, da es ihm nie an Besuch fehlte, auch immer seine vortrefflichen Pläne ausführen. Er mochte in seiner Jugend ein schöner Mann gewesen sein, hielt viel auf saubern beinahe eleganten Anzug, und benahm sich mit einem gewissen Anstande. In seinem Keller fand der Gast auch stets die interessantesten

Zeitungen, Theater- und Concertzettel und die beliebtesten illustrirten Zeitschriften. Jeden Gast bediente er mit gleicher Artigkeit, mochte derselbe viel oder wenig verzehren, oft oder selten kommen. Auf Fragen antwortete er höflich, mischte sich aber nie in die Gespräche seiner Gäste und schien auch nicht auf das zu hören, was gesprochen wurde. Zuweilen erhielt er ein Compliment über seinen Anstand und seine Belesenheit, er nahm dergleichen ruhig hin und entgegnete: „Ich bin Landwehrmann gewesen, da hat man, wenn es der günstige Zufall fügt, zuweilen sehr gebildete Nebenmänner, von diesen fällt für den unstudirten immer Etwas ab, wenn er klug genug ist, es aufzuheben. Alle Stunden des Tages wird mein Keller nicht mit Gästen beehrt, da bleibt Einem schon Zeit Dieses und Jenes zu lesen und darüber nachzudenken.“

Madame Winterling war eben so anständig wie ihr Gatte, aber eher häßlich als schön, sie überließ es ihrem Manne und einem Neffen, die Gäste zu bedienen und waltete mit einer flinken aber tauben Köchin in den Küchenräumen, denn sorgte Herr Winterling für guten Stoff, so war dagegen seine Ehehälfte bemüht, den Gästen, die dergleichen wünschten, auch einen guten Imbiß hinsetzen zu können.

Militärpersonen besuchten Winterlings Keller nie, höchstens ein Compagniearzt, ein Fourier oder Regimentssekretär, welche doch nicht für vollständige Soldaten gelten, obgleich kein Regiment ihrer entbehren kann. Der größte Theil der Gäste des lustigen Kellers, in dem es aber stets still und eher ernst als lustig zuging, bestand aus wohlhabenden Bür-

gern, welche nach gethaner Arbeit gern ihre Abendmahlzeit bei Winterlings hielten, aus alten Junggesellen und Fremden, welche sich in Geschäften in Berlin aufhielten.

Und doch hatte dieser Keller, was dem scharfen Auge der Polizei entgangen war, auch seine Geheimnisse, wenn auch bei Licht betrachtet, sehr ungefährliche.

Unter der Küche befand sich noch ein trockner Keller, welcher, wie Hausherr und Hausmeister glaubten, von Winterlings zum Aufbewahren von Lebensmitteln benutzt wurde. Lange Zeit hatten in demselben auch neben Kartoffeln und anderem Gemüse friedlich Winterobst, gerupftes Geflügel und andere gute Dinge gelegen, bevor sie für die Gaumen der Gäste zubereitet wurden, aber seit einigen Jahren versammelten sich zweimal in der Woche gegen acht Uhr ungefähr fünfzehn bis achtzehn Herren in diesem Raume, welche sämmtlich den gebildeten Ständen angehörten.

Sie plauderten von Literatur, Theater, anderen Künsten, wollten nicht gestört sein; daß sich auch viel Politik in diese Gespräche einschlich, wußte Herr Winterling nicht oder wollte es nicht wissen. Was ging ihn die Unterhaltung seiner Gäste an? Die Herren kamen Mittwochs und Samstags, traten durch eine Thüre, die so klein war, daß nur ein zehnjähriges Kind, ohne sich zu bücken, hindurchgehen konnte, sie tranken guten Wein, speisten und bezahlten baar und begegnete einer dieser Herren Winterling auf der Straße, so schien er den Kellerwirth nicht zu kennen.

Frau Winterling war eine kluge Frau, dabei eine jener vorsichtigen Naturen, welche gern in Frieden leben, dagegen höchst ungern mit der Polizei in Conflict kommen.

Als Winterling zum Erstenmal diesen Herren den geheimen Keller öffnete, sagte sie kein Wort, kochte auch so schmackhaft, wie es ihre Gewohnheit war; als sie sich aber um Mitternacht allein mit ihrem Eheherrn wußte, legte sie sanft die Hand auf seine Schulter und sagte in ihrer gutmüthigen Weise: „Winterling, Du bist zwar ein verständiger Mann, hast auch den Ruf eines loyalen Bürgers, aber Du bist nun einmal ein Politiker. Ein guter Preuße, gewiß, aber ein Politiker, und kannst es nicht lassen, über die Geschicke der Länder und Völker, wie Du sagst, nachzudenken. Wirst Du nicht durch die Zusammenkünfte dieser Herren in Deinem Keller, und gar in dem verborgenen, möglicher Weise in Unannehmlichkeiten ernster Art kommen?"

„Durchaus nicht, Beate. Ich weiß, Du bist eine brave Frau und meinst es gut, darum will ich Dir Vertrauen schenken. Alle diese Herren, die bei mir wöchentlich sich einfinden, sind gut königlich gesinnt, richtige Preußen, vor Allem ächte Deutsche. Sieh, Beate, wie es bisher gewesen ist, so kann es nicht fortgehn. Wir sind eine große, intelligente, fleißige Nation, Deutschland ist das größte, schönste Land in Europa, ja, so ist es."

„Wirklich, Winterling, schöner als Italien, als Frankreich?" fragte etwas ungläubig die Frau.

„Ja, schöner, Beate. Du weißt, ich habe, als ich mit meinem Obersten auf Reisen war, vor achtzehn Jahren, als ich Dich noch nicht kannte, ein großes Stück von der Welt gesehn. Nun ja, Italien hat Städte mit prachtvollen Kirchen und Palästen und schöne Ströme und Berge, aber auch viel Schmutz, unangebaute Strecken. Ich sage Dir, kein Orangen-

wald kommt gegen den Odenwald oder den Thüringerwald auf, und unsere Rhein- und Donaugegenden ziehe ich Allem vor. Und die Faullenzer und Bettbrüder in Italien! Die reichen hin, um Einem schon das ganze Land zu verleiden! Kurz, Beate, Deutschland ist das herrlichste Land und es ist eine Sünde und eine Schande, wie in diesem Lande gehaust worden ist."

„Freilich, Winterling, meine seligen Eltern haben einmal acht Franzosen im Quartier gehabt, meine Mutter hat den ganzen Tag für sie kochen müssen und endlich hat der Eine davon meine Mutter gezwungen, ihre goldenen Ohrringe, die sie als Brautgeschenk erhalten gehabt hat, abzulegen und dem Corporal zu geben für seinen Schatz."

„Das ist noch Kleinigkeit gegen andern Frevel, Beate. Sieh, ich lese und denke über das Gelesene nach. Hör zu, ich will Dir die Sache klar machen. Die alten Deutschen jagten die Römer aus dem Lande und hatten später ihre eigenen großen Kaiser."

„Das weiß ich; als ich noch Haushälterin bei Geheimraths war, durfte ich im Winterhalbjahr jede Woche einmal in das Hoftheater gehn, da habe ich alle die deutschen Kaiser, die Hohenstaufen, vorstellen sehn."

„Ganz gut, es hat aber auch andere deutsche Kaiser gegeben als die Hohenstaufen und Carl der Große, den die Franzosen ihren Mann nennen, ist in Deutschland geboren, hieß König der Franken und besaß ein großes Reich. Aber das Reich zerfiel in Stücke, für jedes Stück fand sich ein anderer Herr und da keiner mit dem, was er hatte, zufrie-

den war, gab es nach kurzer Friedenszeit bald da, bald dort Krieg in Europa, vor Allem in Deutschland."

„Ich weiß wohl, den dreißigjährigen, lieber Winterling."

„Siehst Du? Aber vor diesem wurden fast bei jeder Kaiserwahl die Schwerter aus der Scheide gezogen. Nun sieh, Beate, in den dreißigjährigen Krieg mischte sich auch der König eines an Menschen und Geld armen Landes, der Gustav Adolf von Schweden. Das wäre nicht geschehen, wenn Deutschland nur einen Kaiser oder König gehabt und ein Ganzes gebildet hätte. Mit wenig Worten, in jedem Jahrhundert kamen ausländische Könige oder Feldherrn mit ihren Schaaren, fielen in Deutschland ein, raubten und brannten. Warum?"

„Ja, warum? Die Deutschen sind doch auch nicht faul, wenn's an's Dreinschlagen geht," bemerkte Frau Winterling.

„Weil die vielen Fürsten nicht einig unter sich sind, jeder nur an seinen eigenen, persönlichen Vortheil denkt und wenn es dieser fordert, es sogar mit dem Vaterlandsfeinde hält. So ist es wenigstens bisher gewesen. Dadurch ist es gekommen, daß Deutschland und der Deutsche im Ausland keine rechte Geltung hat. Wenn was in Europa beschlossen wird, da erhebt das mächtige England seine Stimme, Frankreich läßt sich hören, Rußland tritt hinzu, Oesterreich ebenfalls; da wird berathschlagt und befohlen, sogar über deutsche Angelegenheiten. Erst seit einigen Jahren hat es Preußen durchgesetzt, daß es auch als europäische Großmacht angesehen wird und hie und da ein Wort reden kann. Die andern deutschen Staaten dürfen nicht mucksen. Siehst Du,

da war vor etwa acht Jahren der Krimmkrieg, es ging gegen Rußland."

„Ich weiß es, der ſchöne ruſſiſche Hauptmann, der manchmal zu Geheimraths kam, wenn er auf Urlaub hier war, iſt damals gefallen," ſagte Frau Winterling.

„In dem Krieg wollte der ruſſiſche Kaiſer Hülfe bei ſeinem Schwager, unſerm Könige haben, da ſollten wieder einmal die Preußen für fremde Leute die Kaſtanien aus dem Feuer holen, aber unſer kluger König dachte an das Wohl des Landes und blieb neutral."

Frau Winterling ſchlug die Hände zuſammen und rief, indem ſie ihren Gemahl reſpectvoll betrachtete: „Das muß man ſagen, Du biſt ein Politiker, lieber Winterling."

Herr Winterling machte eine ablehnende Geberde und ließ ein: „Pah!" vernehmen, fühlte ſich aber doch von der Anerkennung ſeiner Gemahlin ſehr geſchmeichelt, that einen kräftigen Zug aus ſeinem Glaſe und fuhr fort: „Alle Lebensklugheit iſt dem Menſchen ſchon in zarter Kindheit einzuimpfen, wenn ihm gelehrt wird, bei allem was er lernt und was er thun will, ſich vorher die Frage zu ſtellen: was koſt ich mir dafür? So fragt der Berliner und ſo fragt, der Hauptſtadt nachahmend, jeder Preuße, und nun, Beate, wird Dir bald alles klar werden."

„Ich fange an zu verſtehn, Winterling."

„Biſt ja auch ein Berliner Kind. Nun ſiehſt Du, als der ſogenannte italieniſche Krieg 1859 losging und ein Erzherzog nach dem andern nach Berlin kam, um bei dem Prinz-Regenten um Succurs zu bitten, da dachte der Wil-

helm, wenn ich dem Oesterreicher jetzt beistehe: Was kooft sich Preußen davor?"

„Aha!" sagte Frau Winterling und nickte mit dem Kopfe.

„Der Oesterreicher verlor; hätte er, statt Summen auf Summen an Italien wegzuwerfen, gefragt: Was koof ich mir für diese? Na, die Antwort wäre gewesen, im Grunde Nichts als den Titel: König der Lombardei uud eine Krone mit einem Nagel von Eisen. Man sagt, Kaiser Napoleon solle für das linke Rheinufer dem Kaiser Franz Joseph allerhand garantirt haben, und der Habsburger sei aus Liebe zu Deutschland nicht auf Napoleons Vorschläge eingegangen. Na, das kann sein und auch nicht sein. So viel ist gewiß, von deutschem Boden erhält der Franzose keinen Fuß breit und ehe der abgebrühte Louis dem kaiserlichen frère (die Regenten nennen sich unter einander mon frère, Beate) etwas Gewisses versprochen hat, hat er sich auch gefragt: wie viel bezahle ich, und siehst Du, wenn sich's um den Rhein gehandelt hätte, dann hätte Preußen ganz Deutschland, Rußland und sicherlich auch England hinter sich gehabt."

„Es wäre aber doch ein blutiger, grausamer Krieg geworden, oder nicht, Winterling? Du weißt das ja Alles so haarklein," äußerte Frau Winterling.

„Freilich, Beate. Um einen solchen Krieg zu vermeiden, wollen die guten Deutschen sich jetzt fester unter einander verbinden, und damit das in Gutem geht, muß für die deutsche Sache gewirkt werden. Wie verbreitete sich die christliche Religion, Beate, weißt Du das?"

„Na, hör' einmal, lieber Winterling, Du sprichst ja, als ob ich gar kein Christenthum hätte, der Herr Pfarrer hat sich mit mir viel Mühe gegeben, da die Frau Geheimräthin meine Pathe ist. Die Apostel haben —"

„Nun," unterbrach sie Herr Winterling, „heut zu Tage giebt es Apostel anderer Art, die heutigen verbreiten politische Ansichten, machen in Erfindungen, Künsten, das heißt, arbeiten für den Ruhm einzelner Erfinder und Künstler. Bei uns versammeln sich im trockenen Keller politische Apostel, gute Patrioten."

„So, das ist ja sehr ehrenvoll für unsern Keller."

„Freilich, diese gesinnungstüchtigen Herren machen es sich zur Aufgabe, über die Lage Deutschlands im Allgemeinen und über die Preußens im Besondren zu reden und Gesinnungsgenossen zu gewinnen. Sie zeigen sich in der Gesellschaft, machen Reisen und suchen in andern deutschen Staaten, z. B. in Hannover, Sachsen, Hessen u. s. w., die Menschen aufzuklären, damit sie einsehen, daß es an der Zeit ist, sich endlich um das preußische Banner zu schaaren, damit aus den vielen Königreichen, Herzog- und Großherzogthümern ein *großes* mächtiges Deutschland werde."

„Und glaubst Du, daß unsre Herren, denn ich kann sie wohl *unser* nennen, den Vorsatz bald ausführen können? Im Falle des Gelingens müßtest Du dann doch auch für Patriotismus und loyale Gesinnung etwas erhalten?" fragte Frau Winterling.

„Luftschlösser, Beate! Ich bin mit dem Bewußtsein zufrieden, für das Vaterland mein Lokal hergegeben und beleuchtet zu haben; und was die andern Deutschen betrifft,

die Sachsen und Hannoveraner, die Badenser und so fort, die werden, wenn sie Verstand haben, zuerst fragen: was gilt Deutsch sein, was kost ich mir davor? Na, da kann Preußen antworten: Ansehen in der Welt, Handelsverträge mit allen Völkern, mit der Zeit eine große Flotte, dauerhaften Frieden!"

„Da werden wir ja bald Alles zusammen haben, Mann!"

„Freilich, und jetzt laß uns zur Ruhe gehn."

Capitel VII.

Eine Prophetin.

Paris ist nach dem Ausspruch Vieler die schönste Stadt der Welt. Freilich findet der Landschaftsmaler in Rom und Neapel, in Stockholm und Lissabon mehr Gegenstände, welche ihn fesseln und zu Gemälden begeistern, aber dennoch ist für Tausende Paris die schönste Stadt und jedenfalls für Jeden, der Augen hat, eine der schönsten. Der Geschichtsforscher ärgert sich freilich, wenn er die alten Straßen, wo dieses und jenes welthistorische Ereigniß stattgefunden hat, nicht mehr antrifft, wenn er vergebens nach den Häusern fragt, in denen die hervorragendsten Persönlichkeiten früherer Jahrhunderte gelebt und gewirkt haben, er ist glücklich, in die Kirche zu Notre-Dame treten zu können, die doch von sich sagen kann: Ich habe das große, immer glänzender

werdende Paris gekannt, wie es noch eine im Vergleich zu heut kleine Stadt war, in meinen Hallen haben große Könige und schwache Kronenträger, schöne, stolze und tief unglückliche, gedemüthigte Königinnen gebetet und unzählige Kinder haben hier ihre christlichen Taufnamen erhalten, Alle, Alle schlummern längst! Auch die Straße St. Honorè gehört jetzt mit zu den ältesten und der gemüthliche Deutsche, der in seinen Knabenjahren mit Spannung und angenehmem Schauern Callot Hoffmanns Erzählungen gelesen, sucht sich das Haus, in dem das Fräulein v. Scuderi gewohnt haben soll, jene grazieuse Dichterin, welche am Hofe Ludwig XIV. in so hohem Ansehen stand.

In einem der kleineren Häuser (Einzelne behaupteten es sei das der Scuderi) dieser langen, selbst im Sommer etwas düstern Straße, saßen in den späteren Abendstunden zwei Frauen in einem kleinen, aber höchst behaglich eingerichteten Zimmer, welches durch einen Spiegel von venetianer Glas noch einmal so groß aussah, als es war. Obgleich es schon im Mai und draußen nicht kalt war, brannte doch ein helles Feuer im Kamin, seine Flamme beleuchtete in Mutter und Tochter (denn in solcher Beziehung standen die beiden Frauenzimmer zu einander) Erscheinungen, welche würdig waren, durch den Pinsel eines Kaulbach oder Lessing verewigt zu werden.

Die Mutter besaß eine schlanke, biegsame Gestalt, und wie sie so leicht über den weichen Teppich dahinglitt, bald das Gesicht in die Blumen bergend, die von einem Gestell ihr entgegen dufteten, dann wieder ein Scheit Holz auf das Feuer legend oder etwas an ihrem Anzuge ordnend, hatte

sie etwas von der graziösen Geschmeidigkeit einer Katze. Ihr Antlitz erinnerte dagegen eher an einen Adler und wenn man in ihre, noch immer wunderbar schönen braunen Augen sah, kam man auf den Gedanken, daß diese Augen, gleich denen des Adlers, fähig seien, in die Sonne zu schauen. Sie ließ sich jetzt in einem Stuhle nieder und begann zu lesen, aber bald hob sie ihre Augen vom Buche zu ihrer Tochter auf und sagte: „Nun Madeleine, was denkst Du? Es ist bald Theaterzeit, wir könnten jetzt unser Diner einnehmen und dann nach dem Theater fahren, es kommt heute Niemand mehr von Bedeutung."

Das verjüngte Ebenbild der Mutter, nur daß die letztere blauschwarzes Haar in Flechten gelegt um den wohlgeformten Kopf trug, während die Tochter prachtvolles blondes Haar zu dunkelbraunen Augen hatte, die schöne Madeleine erröthete ein wenig und entgegnete: „Wie Du willst, liebe Mama, indeß, wenn ich meiner Herzensstimme trauen darf, so kommt Amadé heute doch, wenn auch spät."

„Und liebst Du denn Amadé so innig, daß Du Deiner Sache ganz gewiß sein kannst?" fragte die Mutter und ein schönes Lächeln überflog die etwas strengen Züge der Dame.

„Ja Mutter, o meine gute, theure Mutter, aber glaube deßhalb nicht, daß ich Dich darum weniger liebe! im Gegentheil, ich habe Dir niemals früher so innig als jetzt für Leben und Pflege gedankt, denn jetzt, Mutter, weiß ich erst, wie schön die Welt ist, wenn das Licht der Liebe sie verklärt."

„Gutes Kind, möge Amadé Deiner reinen Zuneigung immer würdig bleiben. Ich halte ihn für durch und durch

brav und denke, nun ich ihn genugsam geprüft habe, ich kann den Zeitpunkt Eurer Vermählung bald festsetzen. Der Prinz wird wohl keine Einwendungen machen, wenn sein Sekretär sich verheirathen will?"

„Wie Amadé versichert, durchaus keine, aber er hat vor mit des Prinzen Bewilligung in die Dienste von dessen Schwester, der Prinzessin, zu gehn. Er hat, wie er angab, seine Gründe. Am liebsten verließe er Paris ganz, wie er sagt, er möchte gern mit uns in Deutschland leben, dem Vaterlande seiner Mutter. Er liebt Deutschland fast mehr als unser schönes Frankreich."

„Auch ich habe goldene Tage in Deutschland verlebt, und wenn ich reich genug für uns bin, dann möchte ich wohl mit Euch die Reise dahin machen."

„Und wann, Mama, wirst Du genug haben? Ich habe zuweilen gedacht, daß Du reich bist, Amadé besitzt auch ein unabhängiges Vermögen, er sagt es oft selbst, daß sein jetziges Amt ihn zu einer glänzenden Sclaverei verurtheilt. Er wird beneidet ohne beneidenswerth zu sein, man traut ihm einen Einfluß zu, den er weder hat noch haben will, er stünde lieber in Staatsdiensten."

„Nun, ich will darüber gelegentlich mit Amadé sprechen."

„Man sagt, der Kaiser soll Deutschland und die Deutschen sehr lieben, er geht, hörte ich, nächstens nach Arenenberg und nach Deutschland," sprach Madeleine nach einer Pause.

„Hm, liebes Kind, ich vermuthe, Deutschland gefällt dem Kaiser so gut, daß er gern einen Theil davon mit Frankreich verschmelzen möchte."

In diesem Augenblicke trat ein Diener ein, „es ist servirt.“

Die Damen erhoben sich, plötzlich erröthete Madeleine lieblich, „Amadé kommt, ich kenne seinen Tritt!“ flüsterte sie, und in Wahrheit, ehe eine Minute um war, stand der Erwartete vor ihr, sich respectvoll und graziös vor den Damen verbeugend.

„Sehr willkommen, Herr von Duval,“ sagte Madame Sainton, Madeleines Mutter, „jetzt müssen Sie auch mit uns speisen und uns den Abend widmen. Sie hören, ich sage u n s, obgleich Sie nur wegen Madeleine kommen, allein ich vermag es nicht, mir zu denken, daß ich nicht an Allem, was zu meiner Tochter in Verbindung steht, auch ein kleines Theil als Mutter haben sollte.“

„Wer verdiente wohl auch mehr Liebe als Sie, Madame,“ entgegnete der junge Edelmann, „ich muß Ihnen vor Allem dankbar sein, denn ohne Sie wäre Madeleine nicht was sie ist, der Inbegriff von Holdseligkeit und Liebenswürdigkeit. In diesem Hause weht sicherlich noch der Geist der Mademoiselle de Scuderi, Sie selbst erinnern durch Ihre mütterliche Zärtlichkeit an Frau von Sevigné und wenn ich bei Ihnen bin, vergesse ich immer, daß es nicht mehr das ritterliche Frankreich ist, wo wir leben, daß Frankreich wohl immer noch ein Garten, aber doch nicht mehr der Punkt, von dem für Europa die Wissenschaft, die schöne Literatur, die Künste gleich Sternen leuchten, vor deren Glanze die kleineren Sterne anderer Länder erbleichen mußten.“

„Still, Amadé, es ist ein Glück, daß mein Diener ein Engländer ist, welcher kein Wort Französisch versteht. Sie

sprechen wie ein Legitimist, und vor Allem sollten Sie, mein theurer Duval, nicht so sprechen," sagte Madame Sainton.

„Oh, Mama, Amadé ist ja von der Baronin de Cressy erzogen und Du selbst bist im Herzen Orleanistin," rief lebhaft Madeleine.

„Meine Stellung macht es hauptsächlich, daß ich kein Imperialist bin," erwiderte Amadé, „ich weiß zu viel."

Er hatte unter diesen Gesprächen die Damen in das Speisezimmer geführt, wo ein ausgewähltes Diner sie erwartete. Es gab nicht eben viele Speisen, aber jede war vortrefflich zubereitet und die ganze Einrichtung der Tafel zeigte, daß Madame Sainton eine Dame war, bei welcher sich Ordnungsliebe mit Geschmack verband.

Als der Diener sich entfernt hatte, sagte Amadé, „ich bin sehr glücklich, diesen Abend frei zu sein, ich werde in Zukunft überhaupt mehr Zeit für mich haben, denn ich bin seit vorgestern der Geheimsekretär der Prinzessin."

Madeleine wünschte ihm schelmisch Glück, Amadé fuhr fort: „Heute komme ich als Gesandter meiner Allergnädigsten, Sie wird heute um elf Uhr bei Ihnen sein, Madame, um Ihnen wieder viele Fragen vorzulegen."

„Gut, Herr von Duval, die Dame mag fragen."

„Sie wünscht nicht erkannt zu sein, aber da sie die Prinzessin, wie ich weiß, doch erkennen würden, so ist es keine Indiscretion meiner Seits, wenn ich Ihnen, statt eine Dame meiner Bekanntschaft anzumelden, offen sage, wen Sie zu erwarten haben, Madame."

„Ich kenne allerdings die Dame und Ihre heutigen Fragen werden wenig von ihren früheren Fragen abweichen," sagte lächelnd Madame Sainton.

„Sollte Sie nicht allein kommen, sondern mit einem Herrn, dann ist ihr Begleiter Er," sagte lächelnd Amadé.

„Himmel, der Mann, vor dem ich so große Furcht habe!" rief Madeleine.

„Und zugleich der Mann, welcher ungeachtet seiner Geistesgaben und seines persönlichen Muthes doch selbst in steter Furcht vor Meuchelmord, vor schmählichem Sturz, vor schmerzhaften Krankheiten zwar lebt, aber wie Damocles. Dabei verträgt er die Ruhe nicht, kann ohne Intriguen nicht leben und verkennt die Zeit, welche das Oelblatt ersehnt und nicht das Schwert. In einem Zeitalter, in dem viel Geld haben und in Luxus leben Gloire ist, braucht nur Der gern die Waffe, der nichts zu verlieren, dagegen Alles zu erkämpfen hat," bemerkte Amadé. „Aber lassen wir ihn, wenden wir uns zu dem liebenswürdigsten Gegenstande der Welt, zu Madeleine, wann darf ich hoffen, Sie, die ich anbete, die Meine zu nennen? Wie lange, theure Frau, wollen Sie mir versagen, Ihnen den heiligen Namen Mutter geben zu dürfen?"

„Nun, lieber Amadé, heute haben wir den dreißigsten Mai 1863, am ersten August ist Madeleine's Geburtstag, dann will ich ihre Hand in die des Mannes legen, den meine Tochter liebt. Ich werde bis dahin alle Geldangelegenheiten geordnet haben, Madeleine's Mitgift —"

„O sprechen Sie davon nicht, theure Frau, ich habe

genug für das theure Mädchen und mich," unterbrach Amadé die Rede der Dame.

„Nun, lieber Sohn, wir sprechen später davon. Ich lasse Euch jetzt allein, um mich in mein Costüm zu werfen, da ohne dasselbe die kluge Dame und sogar der kluge Mann zu dumm sein würden, meinen Worten Glauben zu schenken."

Madame Sainton entfernte sich und das junge Paar begab sich wieder in das Blumenzimmer, wo es sich in das süße, anmuthige Geplauder verlor, welches für den Dritten langweilig, für das liebende Paar so unbeschreiblich beglückend ist.

„Deine Mutter ist eine merkwürdige Frau," sagte Amadé nach einer Pause, „ich habe das unbedingteste Vertrauen zu ihr, obgleich ich weiß, daß sie Andre — ich weiß kein rechtes Wort dafür, und möchte doch nicht sagen: täuscht!"

„Lieber Amadé, Du mußt aber doch sagen, daß bisher alle ihre Prophezeiungen zugetroffen haben."

„Allerdings."

„Daß sie ungewöhnliche Gaben besitzt?"

„Ja, theure Madeleine, großes Schauspielertalent und Dichtergabe, aber daß sie wirklich in die Zukunft sehen kann, das bezweifle ich. Ich glaube, das vermag kein Sterblicher. Ich vermuthe, ihre gründliche Kenntniß der Geschichte, ihre Gabe, in den Seelen der Menschen zu lesen, sind die Quellen, aus denen Deine Mutter ihre Prophezeiungen schöpft."

„Nun ja, wenn Du es so willst, aber ich weiß bei alledem, daß meine Mutter Vielen die Wahrheit gesagt und Unzähligen guten Rath ertheilt hat," erwiederte Madeleine.

„Das ist sicher, lieber Engel.“

„Und vergiß nicht, bester Amadé, daß meine Mutter durch ihre Kunst die Mittel gewann, mich zu erziehen. Jung verwittwet, von herzlosen Menschen um ihr Vermögen betrogen, besaß sie nichts als ihr Kind, ihren klaren Verstand und seltenes Talent. Sie wollte zur Bühne gehn, um es zu verwerthen, aber — sie sollte nicht durch ihre Darstellungen das Publikum erfreuen, sie sollte sich zur Geliebten des Mannes erniedrigen, welcher ihr den Weg bahnte. Sie schrieb zwei Dramen, — Du muß sie lesen, — man wies sie schnöde ab. Da gab ein alter kluger Mann ihr den Rath, etwas Anderes zu ergreifen, was ihr viel einbringen könne, ohne daß sie nöthig habe zu intriguiren, sich zur Sklavin zu machen, und da meine Mutter den Rath auch klug befolgte, so erwarb sie, was wir brauchten und konnte noch zurücklegen. Du weißt, wie still und harmlos wir leben, o, und wie viel Gutes thut Mama, wie strebt sie fortwährend, mich auszubilden und sich selbst!“

„Deine Mutter ist eben einzig in ihrer Art, ein Genie.“

Während so die jungen Liebenden plauderten, saß Madame Sainton in einem größeren Gemach, das durch kein anderes Licht erhellt wurde, als durch ein großes Feuer im Kamine.

Feines Räucherpulver verbreitete einen eigenthümlichen Duft und zog in einer Art von Gewölk durch das Zimmer, das mit dunkelrothem Sammt tapezirt war. Die Fenster waren mit Vorhängen von Purpurseide verhüllt, die Meubeln bestanden aus einem großen Polster von Sammet, auf welchem Madame Sainton saß, aus zwei Tabourets, eben-

falls mit Sammet bezogen, aus einem runden Tische von Marmor und einem künstlich gearbeiteten Schrein von seltenem Holz, in dem verschiedene goldene und silberne Geschirre, in der Art wie Benvenuto Cellini hinterlassen hat, aufgestellt waren. In einer Ecke stand ein großer Spiegel von seltener Schönheit, der so gestellt war, daß Madame Sainton, wenn sie in ihn hineinblickte, jede Miene der Personen, die bei ihr waren und von ihr die Plätze angewiesen erhielten, genau betrachten konnten.

Auf dem Kamine prangten zwei alterthümlich geformte Vasen mit großen Callas gefüllt, in einer andern Ecke hatte ein Todtengerippe seinen Platz. Auf dem Marmortische lagen große, in Leder gebundene Bücher, auf dem Schooße hatte die Sybille ein Buch, es enthielt eine Schrift in arabischer Sprache.

Ein großer Raabe flog im Zimmer umher und setzte sich zuweilen auf die Schulter der Dame, welche ein faltenreiches Gewand von schwerer dunkler Seide trug, einen Gürtel mit Brillantschloß und einen kornblumenblauen mit Gold durchwirkten Turban. Ein kostbarer Diamantring bildete außer dem Gürtel ihren einzigen Schmuck.

Jetzt hörte ihr feines Ohr die Hausthüre gehn, sie erhob sich, warf noch eine Hand voll Räucherpulver in die Flamme und setzte sich dann wieder.

Die Thüre wurde von außen geöffnet, zwei Personen traten ein, ein Herr, welcher eher klein als groß zu nennen und ungeachtet der Frühlingszeit einen bis auf die Füße herabgehenden Carbonari trug, und eine Dame in einem Kleide von dunkelfarbiger Seide.

Ihr Antlitz war durch einen ziemlich dichten Schleier verborgen, ihre Bewegungen eher langsam als schnell zu nennen, doch schien diese Langsamkeit erkünstelt.

Des Herrn Gesicht war durch einen schwarzen Bart zur Hälfte verborgen, Madame Sainton gab sich selbst die Erlaubniß, den großen Bart und die schwarzen Locken auf dem Kopfe des Mannes für falsch zu halten.

Auf eine Einladung der Prophetin nahm die Dame auf einem Tabouret Platz, auch der Herr setzte sich, er senkte die Augenlider, als sei er müde und wollte schlafen.

Die Dame wandte sich mit einer verbindlichen Kopfneigung zu der Sybille und sagte höflich: „Ich habe viel von Deiner Sehergabe gehört, deßhalb bin ich zu Dir gekommen, darf ich jetzt bitten, weise Frau, daß Du meine Fragen beantwortest?"

„Insoweit ich es vermag, Madame. Ich bin nicht allwissend wie der Herr der Gestirne, wenn auch Vieles vor meinem Seherblick klar und offen liegt, was andern Sterblichen verborgen bleibt," entgegnete im ernsten Tone Madame Sainton.

„Ich bin die Gemahlin eines hohen Offiziers, sein Geschick hängt von den Entschließungen des Kaisers ab, und so lange Napoleon III. glücklich ist und der Ruhm seine Dynastie bestrahlt, dürfen mein Gemahl und ich auf Glück für uns hoffen."

„Ich verstehe, Madame," sagte die Prophetin, indem sie aufstand und ein großes Buch herbeiholte, dessen Blätter sie während der folgenden Unterredung umschlug.

„Wollen Sie mir also jetzt das Schicksal des Kaisers sagen?“ rief die Dame in einem Tone, welcher etwas Gebieterisches hatte.

„Das Geschick des Kaisers ruht in seinen eigenen Händen; so lange er den Geist seiner Zeit versteht und der Stimme desselben folgt, wird er auf dem Throne festsitzen, ich sage fest, statt ruhig, da er wohl nie ruhig sein kann.“

„Und was nennst Du, weise Frau, den Geist der Zeit?“ fuhr die Dame fort.

Die Sybille sprach mit Pathos: „Frieden will und braucht Europa. Der Kaiser hat seit Jahren mit Vorliebe Rachepläne im Herzen gehegt und nicht an den Spruch gedacht: Rache schlägt ihren eigenen Herrn.“

„Solltest Du da nicht irren, weise Frau? Der Kaiser ist eine groß angelegte Natur, denen dankbar, welche ihm jemals Dienste leisteten. Er kennt kleinliche Rache nicht.“

„Er rächt sich nur an Monarchen und Nationen, großartig, gewiß. Er hat sich für persönliche Beleidigungen und für Moskau durch den Krimmkrieg gerächt, er hat sich für Beleidigung Napoleon I. und wohl auch für persönliche an dem Kaiser von Oesterreich bei Solferino und Magenta gerächt. Wenn aber der Kaiser weiter gehen, die Allianz mit England nicht aufrichtig halten sollte, dann ist Napoleon III. verloren und seine Dynastie für alle Zeiten gestürzt.“

Die Dame versank in Nachsinnen, endlich sagte sie: „Weise Frau, Du magst Recht haben in Bezug auf England; aber sollte der Kaiser auf immer sein Schwert in der Scheide ruhen lassen? Noch hat Frankreich nicht Alles er-

halten, was es von Napoleon III. erwartet. Noch besitzt Deutschland Rheinprovinzen, welche zu Frankreich gehören."

Die Sybille trat einen Schritt zurück, mit einer Majestät, um welche manche Königin sie beneidet haben würde, sie hob den rechten Arm in die Höhe und beugte den Kopf ein wenig, als lausche sie auf unsichtbare Stimmen, dann sagte sie gebieterisch: „Das Kaiserreich muß der Friede sein; wehe Napoleon III., sollte er jemals einen unnützen, frevelhaften Krieg heraufbeschwören; die Zeiten sind nicht mehr, wie sie waren: Friede, Friede nur stützt seinen Thron."

Die Dame erhob sich, auch der Herr, um zu gehn. An der Thüre kehrte die Dame um. Als ob eine lebhafte Empfindung über ihren Verstand siegte, fragte sie: „Wird der Kaiser noch lange leben?"

Der Herr machte eine ablehnende Bewegung, als wünsche er keine Antwort, doch die Sybille sagte rasch: „Er wird das Alter seiner Großmutter väterlicher Seits erreichen."

Als Madame Sainton sich allein sah, athmete sie hoch auf, gleich einer Schauspielerin, welche nach einer anstrengenden Scene hinter die Coulissen tritt. Endlich schaute sie in die Marmorschaale, welche unweit des Ausganges auf einem Consol stand und siehe da, die Prophetin fand zwei Banknoten von ansehnlichem Werthe. Lächelnd drückte sie mit der Hand auf eine Stelle in einer Tapete, eine verborgene Thür sprang auf, Madame Sainton legte die beiden Banknoten zu anderen Werthpapieren und Geldrollen. Nachdem sie den Schrank verschlossen, ging sie zu dem jungen Paare und sprach mit der ihr eigenen Anmuth: „Ich habe

heute viel Inhaltreiches gesagt, keine Sylbe gegen meine Ueberzeugung. Ich konnte den reichen Lohn mit gutem Gewissen annehmen. Seltsam! Eine so erfahrene Frau wie die Prinzessin, und Er, ein Mann der an Nichts glaubt! Und mir, einer Unbekannten hat er geglaubt, ich bin davon überzeugt! Wie wunderlich ist des Menschen Natur, selbst die eines bedeutenden!" *)

Capitel VIII.

Der erste Schritt zum deutschen Kriege.

In einem für den Stand des Bewohners einfachen Arbeitszimmer eines Berliner Palastes saß ein Herr am Schreibtisch. Rasch flog die Feder in der aristokratisch aber dabei kräftig geformten Hand des Schreibenden über das Papier. Jetzt meldete der Kammerdiener den Baron Tolstoy aus Ofen. „Sehr angenehm," sagte der Minister; der Baron trat ein.

Der Herr des Hauses legte die Feder weg und betrachtete einen Augenblick den Fremden, als wolle er in dessen Seele lesen, aber dann ging er einen Schritt auf denselben zu und sagte: „Willkommen an der Spree, die sich freilich nicht mit Ihrer Donau messen kann, dagegen finden

*) In Paris giebt es jetzt eine große Anzahl von Prophezeien und Kartenschlägern aller Art.

Sie hier so Manches, was Sie interessiren wird, Herr Baron."

„Ich bin bereits so glücklich, das Interessanteste, was die Hauptstadt Preußens betrifft, in Excellenz vor mir zu sehen."

„Sehr liebenswürdig! Nun, lieber Baron, wir sehn uns heute nicht zum Erstenmale, inzwischen hat sich so Manches geändert, ich habe nichts mehr in Rußland zu thun und Sie scheinen auch Rußland schon geraume Zeit verlassen zu haben. Ich hörte es."

„Es war dort für mich auch Nichts zu thun. Was kann ein Ungar von Rußland hoffen?"

„Wann waren Sie zuletzt in Wien, und was ist dort das Neueste, denn obgleich Oesterreich durch Abschluß des Concordates in das Mittelalter zurückgeschoben werden sollte, so steckt es doch, Dank den Eisenbahnen, nur halb darin. Was ist das Neueste?" wiederholte der Minister mit einem leichten Anfluge von Ungeduld.

„Daß der Minister Schmerling den Moment für günstig hält, Oesterreich oder vielmehr den Kaiser, was auf Eins herauskommt, an die Spitze von Deutschland zu bringen, ihn vielleicht zum deutschen Kaiser zu machen."

Der Minister stieß ein kurzes: Oho! heraus und seine Augen blitzten, endlich sagte er sarkastisch: „Und wie soll denn das in's Werk gesetzt werden?"

„Seine apostolische Majestät will eine Bundesreform durchsetzen."

„Hm!" und der Minister lehnte sich lächelnd in seinen Lehnstuhl zurück.

„Der Kaiser will ferner alle deutschen Bundesfürsten nach Frankfurt am Main einladen und selbst dort eintreffen, um mit ihnen zu berathen," fuhr Baron Tolstoyi fort.

„Und der Ochse wird gebraten dem Volke preisgegeben werden, aus Springbrunnen wird rother und weißer Wein sprudeln, dem deutschen Kaiser zu Ehren. Hahaha! Kommt auch eine Armee mit sechsmalhunderttausend Oesterreichern und die Reichsarmee glorreichen Angedenkens?"

Ueber das Antlitz des Ungarn flog ein finstrer Zug und er erwiederte gemessen: „Der Kaiser, den Ungarn, obgleich noch nicht vollkommen zufrieden gestellt, doch immer noch seinen König nennt und unter Umständen auch zum König zu behalten wünscht, hofft Alles auf friedlichem Wege abzuthun. Er rechnet dabei natürlich auf das Erscheinen des Königs des tapfern und mächtigen Preußens, das mehr deutsche Bewohner zählt als Oesterreich und dessen Herrscher folglich wahrscheinlich von Ihrem allergnädigsten Herrn aufgefordert werden wird, mit Oesterreichs Kaiser gemeinschaftlich die andern deutschen Fürsten nach Frankfurt zum Fürstentage einzuladen."

„Wahrscheinlich!" sagte der große Staatsmann.

„So viel ich weiß, wird vom Kaiser allein die Einladung an die fürstlichen Bundesbrüder ergehn," antwortete Tolstoyi.

„Das möge seine apostolische Majestät thun, und sich dann selbst die Folgen dieses wichtigen Schrittes beimessen."

Nach diesen Worten versank der Minister in Schweigen, Tolstoyi sah, daß der große Staatsmann bereits im Geiste arbeite, die wichtige Mittheilung nach allen Seiten hin er-

wog und offenbar an seinen Besuch nicht mehr dachte. Dieser stand auf und wandte sich nach der Thür. Der Minister rief ihm zu: „Auf Wiedersehn!“ und schloß, als der Ungar das Zimmer verlassen hatte, die Thüre ab. Der scharfe Denker mußte allein sein.

Unten auf der Straße erwartete der bedeutend jüngere Bruder den Baron Tolstoyi.

„Nun, was hast Du mit ihm gesprochen, und welchen Vortheil versprichst Du Dir von diesem Manne für Ungarn, Sigismund?“

„Den größten, Stephan! uns kann nur das volle Recht werden, wenn Oesterreich, nämlich der Kaiser, es uns geben muß.“

Eine halbe Stunde später standen die Brüder in einem Gartensalon eines kleinen aber geschmackvollen Hauses im Thiergarten.

Der Bewohner dieser Villa, Baron Oswald von Altenbruck, begrüßte die beiden Magyaren, die er von Wien her kannte, mit vieler Höflichkeit und sprach seine Freude über die schöne Entwickelung von Stephan Tolstoyi aus.

Die drei Herren ließen sich unter blühenden Rosenbäumen nieder und sprachen von vergangenen Zeiten. Es entging weder dem älteren Tolstoyi, daß Altenbruck wenig mehr von seiner früheren Fröhlichkeit besaß, noch dem letztern, daß sein Gast sehr aufgeregt, und nicht immer bei dem Gegenstande des Gespräches war.

Endlich vermochte Altenbruck die Frage nicht mehr zurückzuhalten: „Wann sahen Sie zuletzt die Hallensteins,

oder — vielleicht ist Fräulein von Hallenstein mit einem andern Namen zu nennen?"

„Ich stimme als Ungar nicht immer mit dem alten Herrn, aber ich ehre ihn und die Seinen. Fräulein Gabriele von Hallenstein hat bisher, wie man sagt, alle Bewerber um ihre Hand fern zu halten gewußt. Es heißt, sie wolle den Schleier nehmen!"

Altenbruck wurde blaß und wandte sich mit dem Kopfe nach der Wand. Tolstoyi schien zu ahnen, was in ihm vorging, doch besaß er zu viel Zartgefühl, um irgend eine Anspielung zu machen. Er sagte nur, „ich reise in wenig Tagen über Wien nach meiner Heimath und werde Ihre Aufträge an Ihre Freunde in Oesterreich mit Vergnügen besorgen. Es ist schön hier, aber es zieht mich mächtig heim, ich liebe mein schönes Vaterland über Alles."

„Was darf denn auch der Mann höher lieben, Baron Tolstoyi?"

Sigismund Tolstoyi fühlte, daß Altenbruck jetzt allein gelassen werden müsse. Mit herzlichem Händedruck verließ der Ungar den Preußen und wandelte mit seinem Bruder der Stadt zu, über den Unterschied zwischen Berlin und Pesth redend. Die Brüder waren während dieses Gespräches bis zum Ende der Linden gekommen, sie traten jetzt in eine Conditorei und ließen sich Eis geben.

In dem kühlen Gemache, welches an den Laden stieß, saßen mehrere Offiziere, ebenfalls Eis essend und plaudernd. Mit Ausnahme eines alten Herrn, welcher Civilkleider trug, aber offenbar auch früher bei der Armee gewesen war, sahen die Brüder lauter stattliche, schöne Männer.

„Weißt Du schon, Schorndorf," sagte der eine der Offiziere, „daß Louis nach Mainz versetzt ist, als Hauptmann? er geht nächste Woche fort."

„Der Glückliche! ich wollte mir wäre das geschehn, ich schwärme für den Rhein und für die schönen Rheinländerinnen," sagte ein sehr junger Lieutenant.

„Und für Wiesbaden, im Sommer ist Berlin verdamm langweilig für einen Offizier," bemerkte ein Dritter.

„Uebrigens sollen die österreichischen Offiziere, welche jetzt in Mainz stehn, sich mit unsern Kameraden herrlich vertragen," rief Schorndorf.

„Weil es keine ächten loyalen Oesterreicher sind," sagte lebhaft der Offizier, welcher Louis genannt worden war. „Es sind meist Italiäner, die jetzt in der Bundesfestung liegen. Ich habe zwei Jahre in Mainz verbracht, mich, auf Ehre, oft scheußlich geärgert. Die guten Mainzer hielten jeden Preußen für einen Ketzer, Prahlhanns und Gott weiß was noch, die österreichischen Offiziere waren überall Hahn im Korbe und wenn sie an Sonn- und Festtagen aus der Kirche marschirten, standen an allen Fenstern der großen Bleiche so viel Frauenzimmer als in den Häusern wohnten. Auf allen Bällen wurden die verdammten Oesterreicher als die besseren Tänzer uns vorgezogen, als ob wir nicht eben so walzen könnten wie die Wiener, und was mich am meisten verdroß, war stets dieses: daß die Leute einen solchen „kaiserlichen Offizier," wie sie sich schreiben, für mehr hielt, als einen der in königlich preußischen Diensten steht. Die Preußen haben in unzähligen Schlachten bewiesen, was für Soldaten sie sind, aber weil wir jetzt viele Jahre in Frieden

Bayerische Staatsbibliothek München

gelebt haben, traut man uns nichts zu. Ich wollte bei Gott, es ginge Etwas los, dann würde es sich zeigen, ob die schwarzgelbe oder schwarzweiße Fahne den Sieg davontrüge."

Das Gespräch wurde unterbrochen durch einen alten Herrn, der zwar Civilkleider trug, dessen Haltung aber verrieth, daß er auch Soldat gewesen war, er trug viele Orden, unter ihnen auch das eiserne Kreuz.

Die meisten Offiziere schienen ihn zu kennen und grüßten ihn mit besonderer Hochachtung, der Herr erwiederte diese Grüße sehr artig und sah sich in dem Local sorgfältig und scharf um. Als er den Herrn erblickte, welcher kurz vorher bei dem großen Staatsmanne gewesen war, schaute er ihn bedeutungsvoll an und legte seine rechte Hand an den Bart.

Es schien diese Bewegung ein Zeichen zu sein, denn der Baron erhob sich und grüßte den Herrn ehrfurchtsvoll.

Der Begrüßte ging auf ihn zu und warf einige Worte in einer den Anwesenden fremden Sprache hin, dann sagte er laut auf Französisch: „Ich freue mich, Sie in Berlin zu sehn, Herr Baron, wollen Sie mir die Ehre erweisen, bei mir zu speisen? Ihr Herr Bruder? Ach, sehr schön, werde meinen Sohn mit ihm bekannt machen, wenn Sie erlauben."

Der jüngere Baron erröthete leicht und verbeugte sich sehr tief, der Herr mit dem eisernen Kreuze sprach einige Worte mit Herrn v. Schorndorf, dann verließ er die Conditorei, die beiden Brüder folgten ihm.

„Möchte nur wissen, was die alte Erlaucht mit dem Fremden zu reden hatte," sagte ein Offizier zu seinem Nach-

bar. „Der ältere dieser Brüder sieht aus wie ein Vampyr. In welcher vertracten Sprache redete denn unsre gute Erlaucht? Polnisch oder Russisch war es nicht."

„Lieber Freund, der Graf spaziert um diese Zeit immer unter den Linden umher und kommt oft hierher, ein Gläschen griechischen Wein zu trinken oder ein Gefrornes zu genießen," sagte Schorndorf. „Der alte Herr ist viel gereist, kennt viele Menschen, folglich vielleicht auch diesen Vampyr, der übrigens meiner Ansicht nach aus dem Lande der Vampyre, nämlich ein Ungar zu sein scheint. Der Graf sprach einige Worte Ungarisch."

„Ist's möglich! Ha, welch ein Polyglott Sie sind, Schorndorf!" rief ein Anderer, „verstehen außer den gangbaren Sprachen auch gar noch Ungarisch."

„Blutwenig, ich habe, als ich einmal in Rastatt stand, von einem österreichischen Offizier, der ein Ungar war, ein wenig von dieser Sprache gelernt. Jener Ungar war ein lieber interessanter Mensch und Alles, was er mir über seine Heimath erzählte, erweckte in mir Theilnahme für dies schöne romantische Land."

„Was Ungarwein betrifft, schwärme ich auch dafür, Schorndorf, und vor den Reitkünsten der ungarischen Edelleute, wie denn überhaupt vor dem Pferdeverstande der ganzen Nation, wenn man denn so sagen darf, habe ich allen Respect, außerdem aber —?"

„Ob wohl ein Preuße so in der Fremde umherziehen möchte, wie die ungarischen Mausefallenhändler und Topfbinder zu Tausenden über den ganzen Erdball wandern; und die Magnaten, überhaupt die Besitzenden, wissen sie je-

mals, was sie wollen, sind sie jemals mit der Regierung zufrieden?"

„Bei Alledem, Louis, wird doch, wie unser scharfblickender Ministerpräsident Bismarck gesagt hat, der Kaiser von Oesterreich seinen Schwerpunkt in Ungarn suchen müssen, denn wir werden Alle bald erleben, daß Preußen in Deutschland die Stelle einnimmt, die ihm gebührt," warf ein Premierlieutenant hin.

„Nur keine Politik, theurer Kamerad," rief halb scherzend halb ernst ein älterer Offizier, „es wird diese Neigung zum Politisiren höchsten Ortes nicht gerne gesehn; wie ist's, eine Parthie Schach, Schorndorf? Sie sind mir noch Revanche schuldig."

„Mit Vergnügen, Herr Hauptmann."

Der Premierlieutenant, gegen welchen der Hauptmann die letzte Bemerkung gemacht hatte, erhob sich, bezahlte sein Gefrornes, grüßte und verließ die Conditorei, ein Vetter von ihm folgte.

„Muß doch Hauptmann Eberstein immer seine Bemerkungen machen. Zu Dir gesagt, Camillo, wäre ich halb so reich wie Du, ich quittirte den Dienst und lebte auf meinem schönen Gute. Leider habe ich kein Gut; zu dem Hause, welches mein guter Vater hinterließ, gehören so viel Geschwister, daß auf mich höchstens ein Zimmer nebst Alkoven kommt."

Camillo lachte, „ich bekenne, daß mich des Hauptmanns Rede auch verdroß, da ich ihm, der mein Vorgesetzter ist, Nichts erwiedern darf. Als Offizier habe ich doch das

Recht, ja ich behaupte, jeder Soldat hat es, von dem, was in der Welt vorgeht, zu reden."

„Als Grundbesitzer zahle ich meine Steuern, als Soldat gebe ich, falls es zum Kriege kommt, Blut und Leben für das Vaterland, soll ich also mich nicht um die Zustände meines Vaterlandes kümmern dürfen? Die Zeiten sind vorüber, wo es, wie in Wallensteins Lager heißt:

„Die That ist stumm, der Gehorsam blind,"

und wir Preußen sind weder Russen noch Croaten, welche wie Maschinen blind das ihre thun, wenn das Räderwerk in Bewegung gesetzt ist. Wenn Preußen in einen Krieg verwickelt wird, und einmal kommt es doch dahin, dann wird nicht die numerische Uebermacht uns den Sieg verschaffen, nicht nur die Ueberlegenheit unserer Waffen, sondern die Bildung, welche unsre Armee auszeichnet, die Energie, die Vaterlandsliebe, das Ehrgefühl."

„Ganz recht, Camillo. Ich wollte wir rückten bald aus, Du kannst es erwarten, bist reich, aber ich? Secondelieutenant Dir lebe ich, Secondelieutenant Dir sterbe ich, und Schulden soll man auch nicht machen!"

„Es ist dies freilich eine harte Bedingung, aber die Standesehre muß unverletzt bleiben. Komm, laß uns heute zusammen speisen, ich habe heute von meinem Pachter Geld erhalten, wenn Du Oberst bist, zahlst Du mir das Darlehen heim."

„Engel in Lieutenantsgestalt!" rief der jüngere Offizier. Die Vettern schlenderten Arm in Arm weiter.

Capitel IX.

Stimmen des Volkes.

In dem luſtigen Keller war es heute, ſoweit es die vorderen Räume betraf, ſehr ſtill. Die Stammgäſte hatten ſich heute nur ſpärlich eingefunden, ſchneller als gewöhnlich ihr Bier getrunken, um den herrlichen Juli-Abend ſtatt in dem dumpfen Lokal im Freien zuzubringen, denn wenn auch Norddeutſchland einen langen Winter hat, ſo werden ſeine Bewohner dafür in der Regel durch den ſchönſten Sommer entſchädigt.

In dem hintern Keller aber ging es dafür an dieſem Abende um ſo lebhafter zu, und wer von der Natur mit einem guten Mundwerk begabt war, der ſetzte es bei dieſer Verſammlung in Bewegung. Alle Beſucher dieſes unterirdiſchen Gemaches hatten ſich heute vollzählig eingefunden und außer dieſen noch, eingeführt durch einen angeſehenen Banquier, die beiden Barone, von welchen der ältere mit dem großen Staatsmanne verkehrt hatte, nämlich die ungariſchen Herren von Tolſtoyi.

„Aber“, flüſterte ein königlichgeſinnter Juſtizrath dem Banquier Waldenberg zu: „Sind dieſe von Ihnen eingeführten Fremden auch geſinnungstüchtig?“ worauf der Gefragte erwiederte: „Ich bürge für dieſe Herren,“ und nachdem der Juſtizrath, als Vorſitzender in der Verſammlung, befriedigt war, machten auch die andern Herren gegen die Anweſenheit der beiden Ausländer keine Einwendung.

Der Justizrath nahm das Wort und sagte mit Lebhaftigkeit: „Wissen Sie schon das Neueste, meine Herren? Der Kaiser von Oesterreich will in Frankfurt am Main einen Fürstentag halten und hat Einladungen an alle deutschen Souveraine ergehen lassen, sich daselbst einzufinden. Er will Bundesreformen beantragen."

„Was fällt dem Oesterreicher ein?" brummte ein Gutsbesitzer, welcher als Jüngling von siebzehn Jahren mit bei Waterloo gefochten und sich dort das eiserne Kreuz verdient hatte. „Haben wir Preußen in den Befreiungskriegen die schwersten Opfer gebracht, um aus Deutschland die Franzosen zu vertreiben, daß wir jetzt so quasi bei Seite geschoben werden sollen? Unser König, mögen wir ihn lieben oder hassen (ich für meine Person habe Achtung vor unserm Wilhelm), also unser König repräsentirt Preußen und es ist eine Beleidigung für jeden einzelnen Preußen, daß der Habsburger sich herausnimmt, unsern König einzuladen, als sei Preußen so ein Nassau oder gar Reuß-Schleiz und wie die kleinen Staatchen alle heißen."

Ein Referendar bemerkte höhnisch: „Ich gebe Ihren Worten Beifall, Herr von Werden; denkt Kaiser Franz Joseph Rudolph von Habsburg zu sein, von dem die deutschen Fürsten damals ihre Länder als Lehn hatten? Preußen hat keinen Oberlehnsherrn über sich und diese kaiserliche Einladung ist eine Thorheit."

„Gewiß", rief Herr Waldenberg, „wenn der Kaiser Bundesreformen für nöthig hält, so hätte er vorher Verständigung mit Preußen suchen sollen, damit diese Einladung

von beiden deutschen Großmächten ausgegangen wäre, da wären wir nicht beleidigt worden."

„Auch meine Ansicht, Herr Waldenberg," rief ein langer Herr und setzte sich dann wieder ruhig auf seinen Platz. Der Referendar nahm abermals das Wort: „Ich bin wirklich neugierig, ob einer der größeren deutschen Regenten dieser kaiserlichen Einladung Folge leisten wird! sollte mich wundern, wenn Einer käme, z. B. der Bayer, der doch ein kluger Mann ist."

„Sollte mich wundern, wenn Einer nicht käme," sagte Doctor Hallmuth. „Sachsen hat stets den Schleppenträger von Oesterreich gemacht und trotz allem Schaden, den es durch Festhalten an Oesterreich erlitten, ist es nicht klüger geworden. Der alte Württemberger erklärte sich damals stark gegen Preußen, als die Deputation aus Frankfurt dem Könige Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anbot; Württemberg wird erscheinen, darauf kann man Gift nehmen."

„Natürlich, lieber Doctor, Sachsen und Württemberg werden nicht fehlen. Was aber den König von Bayern betrifft, so wird dieser glauben, es seiner Stellung und seinem Lande schuldig zu sein, zu diesen beabsichtigten Reformen auch sein Wort in die Wagschaale zu legen. Schon die Religion und so mancher andere Gebrauch in Bayern bringen es mit sich, daß Bayern für Oesterreich mehr Sympathie hat als für Preußen. Dazu sind ja die Wittelsbach und Habsburg seit Jahrhunderten durch Bande des Blutes aneinander geknüpft, also Bayern wird nicht fehlen."

„Wenn die Könige sich einfinden, folgen die kleineren Fürsten nach, davon bin ich überzeugt," sagte ein Herr, der bisher noch gar nicht gesprochen hatte.

„Was wird Hannover thun? Ich bin fest überzeugt, daß der alte Ernst August sich, bevor er diese seltsame Einladung angenommen, erst mit Preußen berathen hätte," sprach der Banquier, „ich habe, als dieser Herr als Herzog von Cumberland bei uns hier lebte, mehrmals Gelegenheit gehabt, seine Denkart kennen zu lernen: dieser Mann besaß Verstand, Willenskraft und sah ein, daß es sein und seines Landes Interesse heischte, mit Preußen Hand in Hand zu gehen."

„Was Sie da sagen, bester Waldenberg, bestreite ich nicht, aber der Sohn gleicht nicht dem Vater. Er besitzt Bildung, literarische Kenntnisse, aber, gleichviel aus welchem Grunde, nicht seines Vaters scharfen Verstand, und dabei eine ganz andere Art von Stolz, als Ernst August, den ich auch gekannt habe. Der Alte war zuerst und nicht unberechtigt stolz auf sich selbst, er fühlte: ich bin ein ganzer Mann. Er hatte so manche Eigenschaft mit unserm alten Fritz gemein. Beide fochten im Felde selbst als tapfere Männer, beide kümmerten sich als Könige selbst um die Verwaltung und wußten stets, was im Lande vorging. Beide waren witzig und satyrisch, dabei gerecht. Friedrich that und unterließ Manches, was er in unserer Zeit weder gethan noch unterlassen haben würde, und dem Könige von Hannover waren lange Zeit die Hände gebunden; aber er besaß Geist. Vor dreißig Jahren, ich war eben Student, besuchte ich Verwandte in London und wohnte einer Parla-

mentssitzung des Oberhauses als Zuhörer bei. Da hörte ich den damaligen Herzog von Cumberland sprechen und war ergriffen von seiner glänzenden Beredtsamkeit. Der Ernst August war auch stolz auf seine Abstammung von den englischen Königen, auf seine Königskrone, aber er lebte nicht in thörichten Einbildungen. Georg V. dagegen überschätzt seine Macht, seinen Einfluß und denkt: ihm gebührt von Rechtswegen als „Welfenfürst", wie er sich gern nennt, der erste Platz in Deutschland. Nur ungern gönnt er dem Oesterreicher den Vorrang und ein Hohenzollern steht nach Georg V. Ansichten tief unter ihm, dem Enkel Kaisers Otto IV."

„So ist es, Doctor, und deßhalb wird der Hannoveraner bei dem Fürstentage sich so glanzvoll als möglich zeigen. Ich bin überzeugt, schon jetzt sind neue Uniformen für ihn beim Hofschneider bestellt, er wird die elegantesten Wagen, die schönsten Pferde, das größte Gefolge haben, viel brillanter als der Kaiser und als König Maximilian, welcher zu Zeiten doch auch gern Prunk entwickelt. Georg V. wird mit seiner langen Gestalt die andern Fürsten, selbst den schlanken Kaiser überragen und selbst wenn unser Friedrich Wilhelm IV. noch lebte und in Frankfurt erschiene, würde der König von Hannover vielleicht eine seiner langen Reden halten und alle Fürsten und Länder dem dreieinigen Gott empfehlen, voran das Welfenreich bis an das Ende aller Dinge," sprach der Referendar.

„Ich kann Ihnen etwas mittheilen," sagte ein Berliner Großhändler und zog seine Brieftasche hervor: „Auf dem Wege hierher erhielt ich diesen Brief von meinem Schwager

aus Frankfurt am Main. Er schreibt mir unter Anderm: „Bei uns herrscht seit einigen Tagen ein ungewöhnliches Leben, denn mit Spannung wird dem Einzuge des Kaisers von Oesterreich, der Bundesfürsten und schließlich dem Resultate der Conferenzen entgegen gesehn. Ich für meine Person erwartete von den Reformen nur Vortheile für die Fürsten, wenig oder nichts für das deutsche Volk."

„Auch unsere Ansicht," sagten einige Herren, „bitte, fahren Sie fort," andere.

„Es gehen hier die abenteuerlichsten Gerüchte, es heißt, daß der König von Preußen auf des Kaisers Antwort abschlägig geantwortet habe, während anderer Seits behauptet wird, der König würde kommen. Einzelne freuen sich über das mögliche Ausbleiben Preußens, denn sie halten Preußen für das Hinderniß der Ausführung vortrefflicher österreichischer Pläne, ja man glaubt — thöricht genug sind die Menschen — Franz Joseph würde bei dieser Gelegenheit zum Kaiser von Deutschland erklärt werden. Als ob das ohne preußische Zustimmung möglich wäre! Die Stadt wird sich festlich geschmückt zeigen, und die Herren im Senat haben schon mehrere Sitzungen gehalten, zu berathschlagen, was Alles geschehen soll, um die hohen Gäste Frankfurts würdig zu empfangen. Meine Frau, Deine liebe Schwester, hat vor lauter Enthusiasmus vergessen, daß sie eine Preußin ist; sie ist von oben bis unten deutsch, hat schwarz-roth-goldene Fahnen bestellt und erklärt, daß sie den deutschen Fürsten zum Kaiser haben will, dem es gelingt, sich die deutsche Krone aufzusetzen, versteht sich ohne Blutvergießen, da sie den Krieg fürchtet und haßt. Wie meine Frau, denken Viele.

Ich, d. h. meine Frau, hätte gern einen König aufgenommen, sie muß mit dem Bürgermeister einer freien Stadt zufrieden sein und ich bin überzeugt, unser Gast wird mit der Bewirthung zufrieden sein."

„Kommt der König von Preußen, so wird Oesterreich seine Pläne nicht durchsetzen, bleibt Preußen aus, so wird es denen, die bisher in Illusionen lebten, endlich klar werden, welche Stellung Preußen in Deutschland einnimmt, und daß ohne dasselbe nichts von Wichtigkeit berathschlagt und ausgeführt werden kann. Was mich betrifft, halte ich den Kaiser von Oesterreich für einen Mann von gutem Herzen und ritterlicher Denkart, glaube aber nicht, daß er den schnellen, energischen Geist besitzt, welcher ihm nöthig ist, will er, was er in Italien verloren hat, in Deutschland wieder gewinnen. Was nützen gute Karten, wenn man sie nicht richtig ausspielt! Wäre Herr von Bismarck, der in Carlsbad beim König von Preußen ist, österreichischer Minister, da würde eher Etwas für Oesterreichs größere Machtstellung in Deutschland zu hoffen sein."

„Wer österreichische Papiere besitzt, gewinnt, außer den Gastwirthen, am Meisten durch den Fürstentag, denn die österreichischen Papiere steigen von Tag zu Tage und wer 1859 billig gekauft hat, kann jetzt mit Profit verkaufen."

„Dieser Brief giebt eine Schilderung der Zustände Deutschlands," sagte der Justizrath, „ich bin überzeugt, daß unser König nicht zu dem Congreß geht. Bismarck muß und wird es der Majestät entschieden widerrathen."

„Das glaube ich auch," sagte der Gutsherr, „ich ver-

muthe, daß Bismarck längst gewußt hat, was Oesterreich im Schilde führt und seine Maßregeln genommen hat."

„Er hat geäußert, (ich spreche vom Herrn Ministerpräsidenten), daß das Vorgehen Oesterreichs in Bezug auf Bundesreformen Preußens Austritt aus dem Bunde zur Folge haben könne;" sagte Baron Tolstoyi zu seinem Nachbar.

Der Justizrath warf einen forschenden Blick auf den Ungar und runzelte die Stirn.

Dieser sagte, den Blick fest zurückgebend: „Sie scheinen sich über meine Theilnahme für rein deutsche Angelegenheiten zu wundern, aber sie ist natürlich. Je mehr sich alle nichtdeutsche Elemente aus Deutschland ausscheiden, je mehr nämlich Oesterreich sich von Deutschland loslöst, desto besser ist das für uns Ungarn. Ungarn ist das größte, volkreichste, fruchtbarste Land von allen, die den Kaiser von Oesterreich als Oberlehnsherrn betrachten; immer zu Opfern bereit, hat Ungarn bisher wenig Dank vom Hause Habsburg gehabt, und muß jetzt ernstlich daran denken, sein Recht zu erhalten. Die Italiäner erhielten *mehr* als sie vernünftiger Weise fordern konnten, die Polen wurden vorgezogen, mit den Czechen geliebäugelt und als die Ersten unter den Unterthanen des Kaisers wollen die Deutschen dastehen, werden sie hingestellt." —

„Herr Baron, die Bildung —"

„Verzeihen Sie, Herr Justizrath, wenn ich Sie bitte, mir noch einige Worte zu erlauben, ich wollte mit meiner Bemerkung über die Deutschen diese große, ehrenwerthe, in-

telligente Nation nicht beleidigen, allein der Kaiser von Oesterreich dankt seine Machtstellung vorzüglich nicht-deutschen Nationen, besonders den Ungarn; für uns war der Verlust der Lombardei, mochte er auch dem Kaiser tief zu Herzen gehen, kein Unglück. Wenn unser König von Ungarn seinen Einfluß in Deutschland in geringerem Maaße als bisher geltend machen kann, und wie der Ministerpräsident von Bismarck kürzlich gesagt hat, nur die Wahl hat: zwischen offner Freundschaft mit Preußen oder seinen Schwerpunkt in Ofen zu suchen, dann erreicht Ungarn, was es erreichen will, seit Jahrzehnten gewollt hat. Offne Freundschaft mit Preußen scheint mir seit dem letzten Kriege des Kaisers eine Unmöglichkeit."

„Gewiß, niemals kann Preußen eine Einladung vergessen, die seinen König als Oesterreich untergeordnet hinstellt!" riefen gleichzeitig mehrere Herren.

„Nun, da wird es zum endlichen Bruche zwischen Preußen und Oesterreich kommen und wenn Deutschland nicht mehr so fest mit Oesterreich verbunden ist, wie bisher, dann sieht der Ungar in dem Deutschen nicht mehr eine ihm feindliche Macht, sondern den ehrlichen, geehrten Nachbar. Glauben Sie mir, meine Herren, ein großes Deutschland von dem tapfern Geschlecht der Hohenzollern beherrscht, sieht der Magyar lieber, als Deutschland zerklüftet oder als dessen Oberhaupt den Kaiser von Oesterreich. Er, Franz Josef, ziehe in Ofen und Pesth ein als unser König, er wird gut aufgenommen werden, aber der Präses des deutschen Bundes, der Enkel deutscher Kaiser, der Ungarn und Galizien, wie alle seine Länder, die nicht zum deutschen Bunde ge-

hören, gewissermassen als Appendix betrachtet, dieser ist uns ein Fremder."

„Und doch," bemerkte Doctor Hallmuth, „würde Ihnen ein Fürst aus andrem Geschlecht noch fremder sein, oder nicht? Und weßhalb haben ihre Väter nicht einen ungarischen Magnaten zum Könige erwählt?"

„Vielleicht Schicksal des Landes," entgegnete ernst der Baron, als habe er nicht Lust, viel darüber zu antworten, „was aber Ihre erste Frage betrifft, mein Herr, nun so sind wir bereits Jahrhunderte mit dem Hause Habsburg verbunden und so mancher Ehrenmann aus diesem Geschlecht ist uns lieb und theuer geworden. Im warmen Herzen trug der verstorbene Palatinus, Erzherzog Joseph, Ungarns Wohl, er that, was in seinen Kräften stand. Wir halten auch das Andenken eines Verbannten heilig, er dachte nur einmal nicht an seine Ungarn, damals, als er die Krone von sich wies, die ihm geboten werden sollte. Und doch," fuhr Tolstoyi, wie mit sich selbst redend, fort, „doch dachte er in Wahrheit doch an uns, er wollte nicht einen Tropfen ungarisches Blut vergossen sehn, um damit die Krone des heiligen Stephan zu erkaufen. Wenn es im Jenseits Heilige giebt, Geister, die ihr Thun auf Erden heiligt, dann wird dereinst unser Stephan vielleicht ein höherer Heiliger als der, dessen Schwert und Mantel jeder König Ungarns bei der Krönung tragen muß."

Der Doctor Hallmuth, ein ächtes Berliner Kind, betrachtete mit einiger Verwunderung den Magyaren, von dem er, weil er Ungarn und seine Bewohner nicht kannte, eine solche Schwärmerei nicht erwartet gehabt hatte, der Groß-

händler dagegen stand auf, reichte dem Magyaren die Hand und sprach: „Auch ich habe schöne Tage in ihrem gesegneten Vaterlande verlebt und einen unvergeßlichen Herbst. Ich verstehe sie jetzt vollkommen, lassen Sie uns zusammen ein Glas auf die freie Entwicklung Ungarns leeren."

„Mit Vergnügen, mein Herr, und auf ein vereintes Deutschland unter dem Fürsten, der, wie Schiller sagt: herrschen soll, weil er der Herrschverständigste," erwiederte der Baron.

„Dabei läßt sich viel denken, doch klingen Ihre Worte loyal, und bleibt der König Wilhelm dem Fürstentage fern, dann zeigt er sein Herrschertalent," antwortete der Großhändler.

Als spät Abends Frau Winterling das eingenommene Geld in dem Wandschranke verschloß, sagte sie zu ihrem Eheconsorten: „Hast Du Dir im hintern Keller viel zu thun gemacht und zugehört? Ich meine, heute ist wieder manches Wörtchen geredet worden, Politik, nichts als Politik, kein Scherz, wie früher, nicht einmal von Sängerinnen und Ballettänzerinnen, so viel ich hören konnte. Was nützen denn solche Unterredungen, Winterling?"

„Thörichte Frage! uns nützen sie, denn so Mancher, der ehemals seinen Wein oder sein Bier daheim trank, kommt jetzt hieher, um Gesinnungsgenossen zu finden, und wenn sich der Engländer, der Franzose, der Italiener und Scandinavier, der Holländer, Belgier, Schweizer um die Zustände in seinem Vaterlande kümmert, sackerment, warum soll es denn der Deutsche nicht auch thun?"

„Ja, ja!" echote Frau Winterling.

„Sieh, jeder dieſer Herren redet wieder mit hundert andern, und unſre Gäſte thun, was braven Preußen zukommt, ſie ſprechen ſich gegen Oeſterreichs Uebergriffe aus, damit endlich der Topf in das Sieden kommt; nun und iſt es erſt ſo weit, dann iſt's gut."

„Was denn, Winterling?"

„Nun, da bekommt unſer König den Vorſitz bei den Bundesſeſſionen oder der ganze Bund geht auseinander. Das glaube, Frau, der ganze Fürſtencongreß ohne Preußen iſt gar nichts. Er wird ausgehn wie ein Nachtlicht und der öſterreichiſche Miniſter von Schmerling wird in kurzer Zeit den tiefen Sinn des berliner Spruches begreifen lernen: es jinge wohl, aber et jeht nicht."

Zu derſelben Zeit ſtand Baron Tolſtoyi unter dem Fenſter des Gemaches, in dem der große Staatsmann noch arbeitete.

„Siehſt Du das Licht, Stephan?" ſagte Sigismund Tolſtoyi zu ſeinem Bruder, „bei ſeinem Schimmer ſinnt der Mann, wie er die Aufgabe, die er ſich für ſein Erdenleben geſtellt hat, erfüllen ſoll und kann. Er hat ein großes Ziel vor Augen, er ſtrebt darnach, Deutſchlands Macht zu erhöhen, auf Jahrhunderte feſtzuſtellen. Meine Lebensaufgabe iſt, ſoviel als ich vermag beizutragen, daß Ungarn, unſerm geſegneten ſchönen Vaterlande ſein volles Recht zu Theil werde."

Capitel X.

Der Fürstencongreß.

Schon oft war die alte freie Reichsstadt, gelegen am lieder- und sagenreichen Main, der Schauplatz von Ereignissen, welche wichtige Blätter in der Geschichte Deutschlands genannt werden müssen, aber wohl niemals war es mit froheren Menschen belebt, wie an den Augusttagen des Jahres 1863, an denen die deutschen Fürsten erwartet wurden, welche versprochen hatten, der kaiserlichen Einladung Folge zu leisten.

In unsern Tagen, wo die Waggons auf Eisenwegen in größter Schnelligkeit Tausende befördern, sammeln sich leicht große Menschenmassen an, und da von allen nahen Städten, aus Mainz, Darmstadt, Aschaffenburg, sowie aus den nahen vielbesuchten Badeorten Wiesbaden, Soden, Homburg, Fremde in Frankfurt am Main eingetroffen waren, so hielt es schwer, ein Unterkommen zu finden. Tausende sahen sich genöthigt, Abends wieder heimzukehren, weil sie kein Nachtlager in Frankfurt erhalten konnten.

Das Wetter war herrlich, die Stadt mit Fahnen und Kränzen geschmückt, die Mitglieder des Senates und die Gesandten bereit, die hohen Gäste zu empfangen.

Auf dem Goetheplatz, unfern von dem herrlichen Standbild, das die dankbare Nation dem Altmeister gesetzt hat, standen mehrere Herren im Gespräch, unter ihnen der reiche

Börsenspekulant Herr Fürst und sein alter Freund, der Advokat Streiter.

„Prachtwetter!“ rief ein Legationssekretär, „höchst angenehm, Nichts fataler als den Hut unter dem Arm in Regen dastehen müssen, hohe Häupter zu empfangen —“

„Und dabei das eigne Haupt gewaschen zu bekommen, Herr Legationssekretär,“ lachte Fürst.

„Immer witzig, Herr Fürst, haben Grund zu guter Laune, alle Staatspapiere steigen, vornehmlich die österreichischen,“ erwiederte der Diplomat.

„Natürlich, und wenigstens das hat Schmerling erreicht!“ sprach Herr Fürst und zog seine schöne goldene Schnupftabaksdose aus der Tasche, mit sarkastischer Miene dem Legationssekretär eine Prise bietend.

Der junge Edelmann dankte, blickte auf seine Uhr und empfahl sich mit der Bemerkung, er müsse zu seinem Minister. Ein anderer Herr löste sich ebenfalls von der Gruppe los. Fürst sagte zu dem Rechtsgelehrten: „Doctor, ich vermuthe, der Minister, dieses Stückchen von dem diplomatischen Körper, wird wenig zu sagen haben. Wenn Sie Ihre österreichischen Papiere gut anbringen wollen, so thun Sie jetzt dazu, ich fürchte, sie werden in einigen Monaten wieder fallen.“

„Das wäre merkwürdig, Fürst! Aber ich glaube schon seit langer Zeit an jedes Ihrer Worte, weil Alles, was bisher von Ihnen prophezeit worden, auch eingetroffen ist,“ sagte der Advokat.

„Dazu gehört keine Sehergabe, man braucht nur das preußische Volk und Bismarck zu kennen, dazu den Drang

des deutschen Volkes nach Einheit. Preußen, d. h. sein Repräsentant, der König, kommt nicht, wie heißt?"

„Man sagte, die persönliche Einladung des Kaisers habe den König bewogen, doch noch zu kommen."

„Ist leeres Gerede, Doctor, weiß es ganz genau, keine Wohnung für den König von Preußen bestellt worden. Ich bin, wie Sie ja wissen, ein geborner Preuße, dennoch urtheile ich niemals nach Gefühlen, sondern nach Thatsachen, und ich sage Ihnen, Franz Joseph I. ist nicht der Mann, um sich mit Erfolg an die Spitze Deutschlands zu stellen. Er mag gut von Herzen, persönlich tapfer, gebildet, nobel, Alles das sein, ich glaube sogar, daß er diese Eigenschaften besitzt, aber — er ist nicht consequent. Es ist ein weicher Zug in dem Manne, der seinen Thaten, auch wenn sie ursprünglich verständig und edel sind, den Stempel einer gewissen Halbheit aufdrückt, dabei handelt der Kaiser Franz Joseph I. unüberlegt, er macht zu oft, wie man im gemeinen Leben sagt, die Rechnung ohne den Wirth."

„Warten wir das Ende des Fürstencongresses ab, lieber Fürst," sagte der Advokat.

„Nicht nöthig, nicht nöthig, Doctor. Preußen glänzt durch seine Abwesenheit, ja, glänzt. Wäre der König hier, so müßte er der Etikette nach als der zweite auftreten, sein Nichthiersein macht es aber ganz Deutschland klar, daß ohne Preußen in Deutschland nichts von Bedeutung beschlossen werden kann. Bisher haben das die Süddeutschen und die Oesterreicher noch gar nicht gewußt."

„Bei Gott, Fürst, Sie haben Recht, mir selbst hat das

noch nie so eingeleuchtet als jetzt, und von seinem Standpunkte aus betrachtet, hat der König von Preußen Recht."

„Freilich hat er Recht. Als Franz I. den Titel deutscher Kaiser niederlegte, handelte es sich um mehr als um einen Titel. Der Titel ist kein leerer Schein und Friedrich der Große urtheilte richtig, als er sagte: „Der Königstitel, den Friedrich I. von Preußen sich zu verschaffen wußte, ist die Eichel, aus welcher der preußische Eichbaum herausgewachsen ist."

„Donnerwetter, Fürst, Sie werden ja ein Historiker ersten Ranges! aber es ist nicht ohne: wer den Titel hat, sucht und findet in der Regel auch die Mittel, denselben zu behaupten," rief Doctor Streiter.

„Das Beste bei dem Fürstentage aber ist, wenigstens für das Publikum, daß es viel zu schauen geben wird und nebenher kommt viel Geld in Umlauf und die Kaufleute sind zufrieden."

„Richtig, doch fand ich es beim deutschen Schützenfest gemüthlicher, auch die Stadt war viel reicher mit Blumen geschmückt; die Leute glauben nicht, daß ihnen von den Fürsten viel Wesentliches erzeigt werden wird, und das Ausbleiben Preußens hat die meisten Denkenden verstimmt. Indeß, es ist halb fünf Uhr, und Punkt fünf Uhr soll der Kaiser mit dem König von Bayern auf der Main-Neckar-Bahn eintreffen, ich will mir doch die beiden Männer ansehn, habe den Erstern nicht erblickt, seit er Kaiser ist, als Erzherzog war er ein feiner Jüngling."

„So gehn wir zusammen!"

Und beide Männer schlenderten Arm in Arm dem Bahnhofe zu.

Am Morgen des sechzehnten August's, es war ein Sonntag, hatten die Bewohner Frankfurts sich schon zu früher Stunde in die festtägliche Tracht geworfen. Jeder wollte die hohen Gäste in ihrem Glanze sehn und so Mancher der Schauenden sich auch selbst sehn lassen.

Auf dem mit Blumen geschmückten Balcon eines der ersten Hotels stand ein junges Mädchen in eleganter Toilette. Ihr schönes Gesicht, etwas bleich, hatte einen leidenden Zug. Gleichgültig schweifte ihr Auge über die bunte Menge, welche durch die Hauptstraßen wogte.

„Ich glaube, wenn wir Etwas sehn wollen, ist es jetzt Zeit, daß wir uns aufmachen," sagte Frau von Hallenstein zu ihrem Gatten, „wir bekommen sonst keinen Platz."

Herr von Hallenstein entgegnete: „Ich habe Zeit für Dich und Gabriele, aber mit Betrübniß sehe ich, daß sie weder durch die Rheinreise noch durch den Aufenthalt in dem schönen Wiesbaden heitrer geworden ist. Anfangs hat mich ihr niedergeschlagenes Wesen nicht befremdet, ich setzte meine Hoffnung auf den mächtigen Einfluß der Zeit; ich fürchte, ich habe mich getäuscht!"

„Zuweilen flößt auch mir Gabrielens Gleichgültigkeit gegen alle Vergnügungen und Gaben, mit welchen wir sie zu erfreuen wünschen, Besorgniß ein. Aber was können wir thun? Selbst wenn Du nachgeben wolltest, Altenbruck hat über drei Jahre Nichts mehr von sich hören lassen, Gabrielen vielleicht vergessen!"

„Das ist möglich; wie hoch ich auch unsere Tochter stelle, so kann ich doch kaum glauben, daß Altenbruck nicht Ersatz gesucht und gefunden haben sollte. Ich glaubte damals richtig zu handeln, als ich unsere einzige Tochter dem Ausländer, dem Preußen versagte, und jetzt muß ich sagen: ich hatte Recht. Alle Bundesfürsten sind auf des Kaisers Einladung hier eingetroffen, nur Preußens König nicht. Wenn unser Kaiser jetzt einen glänzenden, folgenreichen Sieg über die preußische Diplomatie davon trägt, wird man in Berlin sich murrend in das Unabänderliche fügen; wenn Preußen dagegen durch einen glücklichen Schachzug Oesterreich doch das Spiel abgewinnt, dann, was kommt dann?"

„Für uns gewiß nur Gutes. Sieh doch, lieber Hallenstein, wie Bayern und Württemberg, Sachsen, Hannover und alle die andern Fürsten sich um unsern Kaiser schaaren. Mit welchem Enthusiasmus empfing ihn das Volk!"

Herr von Hallenstein, obgleich ernst gestimmt, lachte herzlich. „Das Volk? Hahaha! das deutsche Volk besteht aus mehr als vierzig Millionen, vielleicht befanden sich zwanzigtausend Männer in den Straßen Frankfurts, welche Hoch schrien; vergiß nur nicht, liebes Kind, daß der Kurfürst von Hessen-Cassel am lautesten bei seinem Einzug begrüßt wurde."

„Der Kurfürst von Hessen?"

„Auf Ehre, Du hast es nicht mit angehört. Weißt Du auch weßhalb? Weil er prachtvolle Isabellen vor seinen Wagen gespannt hatte und weil er, merk' auf, liebe Seele, der erste Fürst war, der bei hellem Tageslicht eintraf. Da

waren die Kehlen noch frisch, noch nicht so viel Lungenkraft verbraucht als später. Der eingebildete Mann erwiederte die Grüße kaum. Dem Kaiser kann man nicht verzeihen, daß er nicht mit acht Schimmeln, umgeben von Vorreitern, Garden und anderem Pomp einfuhr, sondern im einfachen Victoria-Wagen und Obersten-Uniform. Wäre er jedoch mit vollem kaiserlichen Glanze aufgetreten, würden es ebenfalls Viele getadelt haben. Ich bin selbst Etwas geärgert über den Kaiser, weil er, der so stolz auf das Alter und die Macht des Hauses Habsburg, nach Carlsbad gereist ist, den Hohenzollern persönlich zu dem Fürstentage einzuladen, während er von Rechtswegen hätte wissen müssen, daß ihm seine Reise nichts nützen würde. Jetzt sollte er doch endlich sehen, wo Preußen hinaus will!"

Gabriele trat von dem Balcon in das Zimmer. Sie bemühte sich, heiter auszusehn, aber dem Vater entging es nicht, daß ihre freundliche Miene erkünstelt war. Er seufzte leise: „vielleicht war ich zu starrsinnig? und doch hätte ich vielleicht meine Nachgiebigkeit schwer zu bereuen!"

Frau von Hallenstein, obgleich gutherzig und eine zärtliche Mutter, konnte ihrem heiteren Naturell nach die Beständigkeit einer ganz hoffnungslosen Liebe nicht fassen und erwartete, daß endlich doch das junge liebenswürdige Mädchen einem Manne begegnen würde, der ihrem Herzen eben so theuer werden könne, als es früher Altenbruck gewesen war. Deßhalb forderte die Mutter jetzt wohlgemuth ihre Tochter auf, schnell ihren Anzug zum Ausgehen zu vervollständigen, und zehn Minuten später befand sich die Familie Hallenstein auf der Zeil unter andern Schaulustigen.

Der Kaiser hatte diesen Morgen eine stille Messe im Dom gehört, wo ihn der Bischof von Limburg begrüßt und seinen Segen gegeben hatte. Auch Georg V. hatte in einer protestantischen Kirche dem Gottesdienste beigewohnt und fuhr jetzt langsam die Zeil herauf, fortwährend mit fürstlichem Anstande Grüße erwiedernd, die er nicht sah, aber voraussetzte und welche ihm auch zu Theil wurden.

„Betrachte Dir den König von Hannover, Gabriele," sagte lächelnd Frau von Hallenstein, „er fährt langsam genug, will wahrscheinlich die Schaulustigen nicht kränken, da sie von dem Kaiser bisher so hart getäuscht worden sind, der die größte Einfachheit statt kaiserlichen Prunkes entwickelte. Es ist mir interessant, das Idol Emiliens, diesen König von Hannover, endlich zu erblicken."

„Er ist in Wahrheit eine imposante, schöne Erscheinung," bemerkte Herr von Hallenstein, „und da er nun einmal ungeachtet seiner Blindheit die Krone angenommen hat, die ihm sein Vater als Erbe hinterlassen, so lobe ich es, daß er stolz und mit hochgetragenem Haupte auftritt und sich nicht geberdet, als fordere er das Mitleid heraus. Ich kann nicht mit denen übereinstimmen, welche die Geschicklichkeit, mit welcher er sein Augenleiden verbirgt, Komödienspiel nennen, ich finde, daß dieses Verbergenwollen seiner Schwäche einen großen Character verräth."

„Als solchen stellte uns auch immer Emilie den König hin, auch sie vertheidigte das Verbergen seiner Blindheit und fügte hinzu: warum so hart mit ihm rechten, weil er ein König? hat man doch niemals Beethoven getadelt, daß

dieſer ſo lange als möglich ſeine Taubheit verbarg," äußerte Gabriele.

Lautes Hochrufen unterbrach jede Rede, der König Maximilian II. von Bayern fuhr eben an der Hauptwache vorbei und begegnete dem Kaiſer. Zu gleicher Zeit ließen die Monarchen ihre Wagen halten, ſtiegen aus und umarmten einander herzlich vor den Augen des Publikums.

„Die Vettern haben einander vor wenig Tagen in Stuttgart geſehn," ſagte Herr von Hallenſtein, „alſo iſt dieſe öffentliche Umarmung, welche ſofort in den Zeitungen figuriren wird, offenbar eine Demonſtration gegen Preußen. Unſer junger Kaiſer, ſowie der Liebling des Volkes, König Max, wollen dem Könige in Carlsbad ſagen, daß Oeſterreich auf Bayern, Bayern auf Oeſterreich zählen darf."

„Eine anſtrengende Aufgabe, ein regierender Fürſt zu ſein!" ſprach Frau von Hallenſtein.

„Eine große Verantwortung, Liebe, aber im Grunde hat Jeder ſeine Aufgabe, deßhalb haben Eltern die Pflicht, ihre Kinder ſo zu erziehen, daß ſie den Aufgaben, welche Verhältniſſe auferlegen, gewachſen ſind," ſagte ihr Gemahl.

„Platz, Platz!" ertönte es jetzt von dem Ende der Zeil. Aller Augen wandten ſich nach dem Wagen, in dem der Kronprinz von Württemberg mit ſeinem Flügeladjutanten ſaß. Schönere Pferde als die vier Rappen des Thronerben von Württemberg gab es wohl in dieſen Tagen in ganz Frankfurt und der Umgegend nicht.

Laute Lobſprüche ertönten aus dem Munde aller Kenner über dieſe edlen Roſſe, offenbar hörte der gemächlich durch die ſich theilende Menſchenmenge fahrende Kronprinz dieſe

Bemerkungen. Er lächelte gutmüthig und grüßte freundlich nach allen Seiten.

„Ein Pferdeland, das Schwaben," rief ein dicker Landwirth, „na, der alte Wilhelm hat etwas Tüchtiges dafür gethan. Ich lobe es, wenn sich ein König um die Landwirthschaft und vor Allem um Viehzucht kümmert." Sein Nachbar, ein blaßer Lehrer, stimmte bei und fügte hinzu, „die Hauptstadt Stuttgart hat in alten Zeiten ein Stuttengarten geheißen."

Herzliche Hochs verkündeten die Ankunft des Großherzogs von Baden, welcher nach seiner gewinnenden Weise grüßte.

„Ein vortrefflicher Fürst, ein leutseliger Mann!" rief unter dem Publikum Einer dem Andern zu. Ein bedeutender Arzt flüsterte: „Ich wünschte diesem Herren festere Gesundheit. Er hat einen gewissen Zug in seinem Gesicht, der an den Vater seiner Mutter erinnert, an Gustav Adolf IV. von Schweden."

„Ist das ein Gefahre!" rief ein Frankfurter Bürger, „Fürsten wollen einander besuchen, wenn aber Jeder herumkutschirt, trifft keiner den andern daheim."

„Ha, ha, wenn es nur mit dem Congresse nicht am Ende auch so wird, daß jeder von den Herren an einen andern Ort will," spöttelte Herr Fürst, der neben dem Bürger stand. „Ohne Preußen, was kann denn dabei herauskommen als Kosten für die Fürsten, Kosten für die Stadt, einige brillante Diners und ein Feuerwerk?"

Das Gedränge wurde von Secunde zu Secunde größer. Da wollten Ausländer den vielbesprochenen Kurfürsten von

Heſſen-Kaſſel ſehn, den ſie bisher nur aus dem Kladderadatſch kennen gelernt hatten, hier wälzte ſich ein Menſchenknäuel dem Herzog von Sachſen-Coburg-Gotha entgegen, denn dieſer Herr ſtand noch vom Schützenfeſt her in gutem Andenken bei den Frankfurtern. „Der König von Sachſen!“ erſchallte es in dieſen Augenblicke und die tiefen Verbeugungen, mit welchen ihm einige Gelehrte, die auf der Straße ſtanden, begrüßten, galten mehr dem hochgebildeten Manne, dem geiſtreichen Ueberſetzer des Dante, als dem Kronenträger.

Indem der Wagen des in ernſtes Sinnen verlorenen Sachſenfürſten oben beim Roßmarkt um die Ecke bog, trennte eine Menſchenwoge Gabriele von ihren Eltern. Vergebens ſpähte ſie mit ſcharfen Blicken nach allen Richtungen, um ſie zu finden, es blieb ihr nichts anderes übrig, als ſich nach ruhigeren Straßen zu wenden, um, wenn ſich die Menge zerſtreut haben würde, den Weg zu ihrem Hotel einzuſchlagen.

Auf ſie hatte das bunte Getümmel keinen erheiternden Eindruck hervorgebracht. Sie mußte nur immer an des Vaters Worte denken: „dieſer Fürſtentag, bei welchem Preußen nicht erſcheint, macht die Spaltung zwiſchen beiden deutſchen Großmächten nur noch größer. „Schmerzlich bewegt fügte ſie hinzu: „Es geſchieht nichts Großes in der Welt, ohne daß das Kleinere davon berührt wird und unter der Laſt der Eiche, welche der Sturm zertrümmert, wird das Blümchen zerdrückt, welches im Graſe unter dem Schatten des Baumes eben ſeinen Kelch erſchloß.“

So, vor sich hinsinnend und träumend, war Gabriele zu dem Bartholomäusdome gekommen, die Thüren desselben standen auf. Sie trat ein, um aus Herzensgrunde zu beten.

Das Gotteshaus war fast ganz menschenleer, nur eine steinalte Frau kniete neben einem Kinde vor einem Seitenaltar und zwei alte Landmänner saßen in Gebetbüchern lesend auf der letzten Bank unter dem Chor. Ein Herr in einfachen Reisekleidern, den Gabriele offenbar nicht beachtet hatte, schritt leise durch die Gänge des Domes, seine Ornamentik und Gemälde betrachtend.

Gabriele betete mit Inbrunst, sie wußte es vielleicht selbst nicht, daß mitten in ihrer Andacht der Name: „Oswald" ihren Lippen entschlüpft war. Plötzlich begann ihr Herz heftig zu schlagen, glühende Röthe überzog ihr Antlitz und den zarten, weißen Nacken; die einzig wahre Stimme, die des Herzens, sagte ihr, daß Er, dessen sie in dieser Stunde mit leidenschaftlicher Innigkeit gedacht, in ihrer Nähe sei.

Sie erhob sich von ihren Knieen, sie blickte um sich, vor ihr stand der Treugeliebte und Treuliebende und gewiß würde es selbst der Papst nicht als ungehörig betrachtet haben, hätte er gesehn, mit welcher zärtlichen und doch reinen Liebe der junge Mann sein Mädchen an sein Herz zog.

Nach den ersten Begrüßungen, als Beide sich bewußt waren, daß nicht nur ein schöner Traum ihre Seelen beherrschte, fragte Gabriele: „Und was, theurer Oswald, führt Dich hierher? Du bist in Civilkleidern, also beurlaubt?"

„Doch nicht, mein Engel," erwiederte Oswald, „ich bin nach Mainz gesandt worden und habe zu arbeiten gehabt. Nur für den heutigen Tag bin ich beurlaubt. Nicht um

die Fürsten zu sehn, bin ich diesen Morgen von Mainz hierhergefahren, es zog mich unwiderstehlich hierher und jetzt weiß ich es, warum."

„O, Oswald! doch ich brauche nicht zu fragen, Du hast mich nicht vergessen, gehörst keiner Andern?" sagte Gabriele und blickte liebevoll zu Altenbruck auf.

„Ich denke immer Dein, meine Gabriele, und werde niemals einer Andern Treue geloben. Auch Du bist meine, meine Gabriele geblieben, und ich nehme diese ungehoffte Begegnung an heiliger Stätte für eine Prophezeihung größeren Glückes."

„Wirst Du meine Eltern besuchen, Oswald?"

„Nein, ich werde Dich nur bis zu Deinem Hotel führen, bestes Mädchen," sagte er ernst.

Gabriele wurde bleich; Oswald flüsterte: „Verkenne mich nicht. Ich kann, kann in dieser Stimmung nicht vor Deinen Vater treten. Ich darf Dich nicht als Braut betrachten und fremd gegen Dich scheinen, das vermag ich nicht."

„Aber wenn mein Vater nachgiebiger geworden wäre? Er liebt mich, meine treue Liebe hat ihn gerührt. Es entgeht mir nicht, daß meines Vaters Blicke oft mit Wehmuth auf meinem blaßen Gesichte ruhen, denn, Oswald, ich habe mich verändert, nicht wahr?"

„Mir bist Du stets dieselbe, meine Gabriele, immer schön und hold," sagte er mit Innigkeit, „fordere jedoch jetzt nicht, daß ich Deinen Vater spreche. Er ist zu sehr Patriot, um nicht bereits ernstlich über diesen Fürstentag und seine Folgen nachgedacht zu haben. Dein Vater ist vom Scheitel bis zur Sohle ein Mann, der seine wohlerwogenen

Ansichten behält. Er liebt sein Vaterland, ich theure Gabriele, liebe das meine und kann die Nation, welcher ich angehöre, nicht in seinem Fürsten demüthigen sehn. Ich würde, ja müßte das Ausbleiben meines Königs billigen und — dann würde zwischen dem Manne, den ich in einiger Zeit doch noch Vater zu nennen hoffe und zwischen Deinem Oswald ein Streit entstehn, der uns für immer auseinander brächte."

„Und ich soll Dich jetzt schon wieder scheiden sehn, Oswald?"

„Ich leide nicht weniger, Gabriele, aber Gott schützt jedes treue Paar und Beharrlichkeit führt zum Ziele."

„Lieber Oswald, glaube mir, mein Vater denkt jetzt über Manches anders, Du wirst an meinem Vater nicht zweifeln. Erst gestern sagte er: „Die Einladung unsers Kaisers war voreilig. Ohne Preußen wird die Zusammenkunft der Fürsten und was sie besprechen, einem Schlage in das Wasser gleichen. Du siehst, er erkennt Preußens Macht an."

„Desto wahrscheinlicher wird ihm der Krieg erscheinen, der endlich kommen muß!"

„Oswald, davon sprichst Du so ruhig? siehst Du in einem Kampfe zwischen Oesterreich und Preußen nicht das Erlöschen unseres letzten Hoffnungsstrahles?" fragte Gabriele.

„Nein, mein Lieb, viel eher werden später beide Gegner, jeder in seinem Reiche wirksam, im Frieden miteinander leben und folglich auch die Bürger Oesterreichs und Preußens," tröstete Oswald.

„Hier ist unsre Wohnung und meine Mutter am Fenster sie schaut ängstlich nach mir aus. Oswald, ihr, die für

mich beim Vater bittet, kann ich unsre Begegnung nicht verhehlen."

„Da sei Gott für, Gabriele, daß ich Dich bitten sollte gegen Deine Eltern unaufrichtig zu sein. Vertraue dem Himmel, Deinem eigenen Herzen und mir. Sobald als ich es für möglich halte, mich wieder Deinem Vater vorstellen zu dürfen, ohne eine Fehlbitte zu thun, bin ich in Wien. Gott behüte Dich, meine Gabriele."

„Lebe wohl, lebe wohl! Oswald!"

Einige Secunden hielt der Offizier Gabrielens Hand in seinen Händen, dann verbeugte er sich und entfernte sich rasch. Sie blickte nicht um sich, denn ihre Augen standen voll Thränen.

Gabriele ahnte nicht, daß Altenbruck mit geheimen Instructionen nach Mainz an den Platzcommandanten geschickt worden war, das heißt: in Civilkleidern nach Unterfranken zu reisen, um dort in Begleitung eines anderen Ingenieur-Offiziers die Gegenden aufzunehmen und Karten darnach zu zeichnen.

Altenbruck, als verständiger Mann, dachte dem zu Folge, „unser Kriegsminister sieht sich vor."

In Frankfurt und Mainz jubelten die Freunde Oesterreichs, ja selbst am Abgeordnetentag sprachen es mehrere geistreiche Männer aus: „Jetzt ist für Preußen auf lange Zeit, vielleicht auf immer, die Oberherrschaft in Deutschland verloren,"*) nur einzelne Patrioten, unter ihnen Herr von

*) Schulze-Delitzsch sagte damals: „Die preußische Spitze ist jetzt in Deutschland unmöglich."

Hallenstein, betrachtete des Preußenkönigs Ausbleiben wie der Wetterkundige die dumpfe Schwüle vor dem nahen Gewitter. In Mainz feierten die österreichischen Offiziere den Geburtstag ihres Kaisers dies Jahr mit besonderem Glanze, die preußischen, welche früh bei der großen Parade auf dem Schloßplatze zu Ehren des Kaisers in ihren Staatsuniformen erschienen hatten, saßen des Abends in ihrem Casino und sprachen theils durch bedeutsame Blicke, theils flüsternd ihre Vermuthungen aus.

Bei den Zusammenkünften der gekrönten Häupter hatte sich Georg V. besonders beredt gezeigt. Man erzählte, daß derselbe sich über das Ausbleiben seines königlichen Vetters von Preußen in sehr tadelnden Worten ausgesprochen habe, ja es unbegreiflich gefunden hat, daß der König von Preußen sich nicht eingefunden habe, da doch der Sachsenkönig, der Wittelsbacher gekommen waren und sogar er, der Herrscher über das Welfenreich, ein Welfe auch Herzog von Cumberland war und aus dem Stoff, woraus man Englands Könige macht.

Aus Rücksicht für seine Blindheit wurde natürlich Georg V. von allen anwesenden Königen und Fürsten mit der größten Aufmerksamkeit behandelt, und der Kaiser von Oesterreich faßte ihn oft am Arme und ging mit ihm auf und ab. In seinem traurigen Irrthume befangen, sah er nicht ein, daß alle diese Aufmerksamkeiten seinem körperlichen Zustande galten, er nahm es für die dem Welfen zukommenden Huldigungen und kehrte sehr vergnügt und befriedigt von der ihm in Frankfurt am Main zu Theil gewordenen Aufnahme nach Herrenhausen zurück.

In Hannover würde Georg V. nach allen Regeln der Etikette empfangen, aber nicht mit dem Enthusiasmus, welcher dem König Maximilian II. in jedem Orte Bayerns entgegenkam.

Georg V. lebte nicht mit seinem Volke, wechselte ungewöhnlich oft die Minister. Er stand als König für sich auf unnahbarer Höhe, und doch standen einzelne Persönlichkeiten, die aus dem Volke hervorgegangen, bei ihm in besonderer Gunst. In Bezug auf Georg V. Vorliebe für den Sänger Niemann sagte man in Hannover scherzweise: „Unser König will nur mit dem Sänger gehen.“*)

Capitel XI.

Der Heimgekehrte.

An einem klaren Wintertage des Jahres 1864 schritt ein Herr in Reisekleidern, vom Bahnhofe kommend, über den Ernst-August-Platz. Ohne auf die Menschen, welche neben ihm hergingen, zu achten, blieb er hier und da stehen. Wachte er wirklich oder umfing ihn ein Traum? Befand er sich in dem alten Hannover, wo er geboren und seine Kindheit verlebt hatte? Er vermochte es kaum zu glauben. Es

*) Drum soll der König mit dem Sänger gehen,
Sie wohnen Beide auf der Menschheit Höhen.
Schiller.

war in der alten Stadt so Vieles ganz anders, schöner geworden. Deutlich erinnerte er sich vergangener Zeiten. Des Tages, an dem er als Schulknabe der Königin Friederike entgegengezogen war und jener trüben Herbstnacht, in welcher er sich unter den Fackelträgern befunden hatte, von denen der König Ernst August zur letzten Stätte geleitet worden war.

Als der Reisende das neue, prachtvolle Schauspielhaus sah, blieb er sinnend stehen. Es ist ein Gebäude, das sich mit den schönsten Tempeln Europa's, die den Musen geweiht sind, messen kann. Aber, wie der Beschauer durch Zeitungen wußte, die großen Künstler, welche in dem kleinen Schloßtheater von der Bühne herab auch ihn entzückt und schönste Erinnerungen hinterlassen hatten, waren größten Theils nicht mehr in Hannover, viele von ihnen bereits auf immer von der Bühne des Lebens abgetreten. Als er die Burggasse hinabging, blickte er zu den Fenstern des Hauses empor, welches Heinrich Marschner mit seiner Marianne bewohnt hatte. Er, der größte Künstler und Dichtergeist Hannovers, war in Ungnade vom König seines Amtes enthoben worden, weil der geniale Tondichter sein selbständiges Urtheil über Musik auch dem Könige gegenüber hatte behaupten wollen.

An jenem Morgen, an welchem der Intendant des Hoftheaters, Graf von Platen-Hallermund, in seinem Amtszimmer Marschner nicht mehr vorließ, wie man sagte auf Befehl des Königs, war dem Künstler das Herz gebrochen. Seit jenem Tage kränkelte er und starb bald nachher, noch kein Greis. In Hannover wurde der Tod dieses bisher

noch nicht wieder ersetzten Künstlers tief und allgemein beklagt. Eugen Bergmann, (denn kein anderer als der jüngste Sohn von Dorothea Bergmann war der Heimgekehrte), sagte unwillkürlich, als er Marschners gedachte: „Der König muß übel berathen sein. Wehe dem, der sich an dem Genius versündigt.“

Und weiter und weiter schritt des Vielgereisten Fuß, aber immer wieder blieb er stehn, alte bekannte Häuser mit einer gewissen freudigen Rührung betrachtend, neue mit dem Vergnügen, welches jeder Strebende fühlt, wenn er Fortschritte gewahrt.

Als Eugen Bergmann über den St. Klagesmarkt ging, beschaute er mit Aufmerksamkeit die ihrer Vollendung nahe Christuskirche, welche Georg V. aus seinen Privatmitteln erbauen ließ, weil, wie er meinte, bei der wachsenden Bevölkerung der Residenzstadt eine neue Kirche nöthig geworden sei. Religiös bis zur Schwärmerei trieb es ihn, dem höchsten Wesen eine Huldigung darzubringen. Vielleicht, — so sprachen des Königs Gegner, und er hatte deren viele, — suchte er auch einen Ruhm darin, es seinem Vater nachzuthun, der sich während seiner Regierungszeit durch nützliche und schöne Gebäude glänzende Denkmale gesetzt hatte.

Wieder ging er vorwärts, sein klopfendes Herz trieb ihn hin nach der lieben, wohlbekannten Straße, zu dem alten unvergessenen Vaterhause und doch zögerte er, die Schwelle desselben zu überschreiten, denn jetzt vor der Thür überfiel ihn, den Jahre hindurch Entfernt gewesenen, die ganz eigenthümliche Angst, welche wohl Jeder kennen gelernt hat, der längere Zeit die Heimath nicht gesehn hat und auf dem

Bahnhofe von keinem lieben Menschen mit den Worten begrüßt worden ist: „zu Hause Alles wohl.“

In den Familien Hartwig und Bergmann waren stets Geburtstage und Kirchenfeste hochgefeiert worden. Frau Dorothea Bergmann hatte zu diesen Festen noch andere gefügt. Sie bestand, daß auch die Geburtstage der Großeltern fortgefeiert wurden. Die ganze Familie versammelte sich an diesen Tagen bei ihr und es wurde viel von den theuern Vorangegangenen gesprochen, um dieselben in der Erinnerung der jüngeren Mitglieder der Familie lebendig zu erhalten.

Heute war der Geburtstag des verstorbenen Vaters von Frau Dorotheen, welche jetzt im siebzigsten Jahre noch immer gesund und geistesfrisch, neben ihrem Bruder Georg ihrem Gatten gegenüber saß.

Bruder Georg lebte, seit er Wittwer geworden war, bei der Schwester und oft sprach das alte Geschwisterpaar stundenlang von der schönen Vergangenheit; jetzt fragte er heiter: „Habt Ihr schon beschlossen, wie Ihr es mit der goldenen Hochzeit halten wollt? Ich gestehe, ich hatte mich schon darauf gefreut, wenn Ihr aber andern Sinnes geworden seid, so wird es Euch Niemand in der Familie verargen. Ernst ist nun einmal Euer ältester Enkel, Euer Herzblättchen, und der Gedanke, daß er vielleicht dem Tode entgegen geht, während wir hier ein Freudenfest feiern, liegt nahe. Nun, Schwesterchen, nicht alle Kugeln treffen! Kam ich doch von Waterloo, wo es bei Gott heiß herging, auch gesund heim. Der Ernst ist meiner Ansicht nach ein Glückskind, bringt's noch zum General!“

Dorothea seufzte, ihr Mann sagte: „Die Liebe zum Soldatenstande hat mein Enkel von Dir, Schwager. Nun, er steht überall in Gottes Hand, lasse den Kopf nicht hängen, Dorchen. Die Kinder und Enkel und Alles, was zu den Hartwigs und Bergmanns gehört, werden bald hier sein, denn alle sind zur Pünktlichkeit erzogen."

„Bis auf Eugen, der sich nie an Tag und Stunde band, nirgends Ruh und Rast hatte. Ein eigenthümlicher Mensch, unser Jüngster. Oft schreibt er Monate lang nicht, oder einige Zeilen, dann schickt er tagebuchartige Briefe," sagte Frau Dorothea.

„Aber, da er ein berühmter Mann ist, wissen wir doch immer aus Zeitungen, wo er lebt. Ich hätte es wohl auch lieber gesehn, er wäre im Lande geblieben, wie unsre andern Kinder, aber es ist großes Unrecht, wenn Eltern ihren Kindern nicht die Erziehung geben, welche mit ihren Naturgaben im Einklang steht, und unser Eugen besitzt nun einmal den immer regen Forschungstrieb, der ihn hinaus in die Welt führte. Er ist ein Mann geworden, auf den Eltern schon stolz sein können."

Frau Dorothea Bergmann stand auf und trat zu dem geschmückten Kaffeetisch; sie hinkte Etwas, aber diese Altersschwäche nahm sie leicht, dankbar für ihre guten Augen und für das Gehör, das bei ihr noch immer so fein und scharf war, wie in ihrer Jugend.

Eben hielt sie eine schöne Mundtasse in der Hand, als sie plötzlich zu zittern anfing, helle Röthe überzog ihr feines, blaßes Matronengesicht und mit bebenden Lippen flüsterte sie den Männern zu: „Georg, Heinrich, ich höre bekannte

Tritte, das ist kein Andrer als unser Eugen.“ Die alte Frau vermochte nicht, sich von der Stelle zu bewegen, die hellen Thränen rannen über ihre Wangen, während die beiden Männer nach der Thüre eilten, durch welche jetzt, ebenfalls innig gerührt, der jüngste Sohn des Hauses, Eugen Bergmann, trat.

Sie saßen Hand in Hand, Mutter und Sohn, unweit des großen Ofens, dessen Nähe die alte Frau gern aufsuchte. Die älteste Schwiegertochter verwaltete das Amt der Hausfrau am Kaffeetisch. Das Gespräch, bald ernst, bald heiter, stockte keinen Augenblick, denn wie viele Fragen hatte nicht der Heimgekehrte zu thun und zu beantworten.

„Deinen ältesten Neffen, Ernst, findest Du nicht hier,“ sagte jetzt Frau Dorothea, „er ist bei der Armee in Holstein, als der jüngste Lieutenant.“

„Gott gebe, daß er glücklich heimkehrt,“ seufzte Ernsts Mutter.

„Dein Seufzer wird sich bald in Mutterfreude verwandeln,“ rief Eugen, „es scheint, daß Ihr guten, lieben Menschen gar nicht wißt, was in der Welt vorgeht.“

„Aber was ist denn Neues geschehn?“ fragte der alte Ernst Hartwig.

„Ja so, ich vergesse, daß ich mit dem Schnellzug über Hamburg von Kiel gekommen bin; was man dort laut aussprach, könnt Ihr wohl hier erst morgen durch die Zeitungen erfahren. So hört denn, Oesterreich und Preußen haben beschlossen, gemeinschaftlich, ohne Hülfe von Bundestruppen, die deutschen Elbherzogthümer den Dänen zu ent-

nützen und sowohl die Sachsen als unsere Hannoveraner werden heimgeschickt.“

„Heimgeschickt, ohne einen Schwertstreich thun zu dürfen?“ rief mit jugendlicher Lebhaftigkeit der alte Georg Hartwig, „das wäre ja eine Schmach für uns und für alle deutsche Bundesfürsten. Haben wir darum vor beinahe neunundvierzig Jahren bei Waterloo unser Blut vergossen, damit unsre Söhne und Enkel sich wie Knaben vom Felde der Ehre sollen abweisen lassen? Wollen Oesterreich und Preußen allein Lorbeerzweige brechen? Und werden die Regierungen von Sachsen und Hannover solche Uebergriffe von Seiten der deutschen Großmächte dulden?“

„Der Stolz unsers Königs wird eine solche Demüthigung nicht ertragen,“ sagte Heinrich Bergmann.

„Lieber Schwager,“ entgegnete der Doctor Ernst Hartwig, „ich fürchte, seine Abstammung von den Welfen wird unserm Georg V. wenig helfen. In solchen Fällen nützen Geist, energisches Vorschreiten mehr als ein alter Stammbaum. Wenn Ernst August noch lebte und noch in voller Kraft, wie er sie bis zum letzten Jahre vor seinem Tode hatte, dann wäre es vielleicht anders gekommen. Auf seinen Ruf würde sich das Volk erhoben haben, aber jetzt — Was haben die beiden Vormächte von den deutschen Königen für Widerspruch zu fürchten? Max von Bayern kränkelt, Wilhelm von Württemberg ist ein alter Mann, der König von Sachsen hat fünf erwachsene Kinder begraben, unser König ist blind. Da wird nicht viel Federlesens gemacht von einem scharfblickenden, kühnen Manne wie Bismarck, und schließlich kommt Palmerstons Wort zu Ehren, welcher stets

behauptet hat, daß Preußen die Herzogthümer annektiren wird."

„Sollte denn der deutsche Bund gar nichts dagegen sagen dürfen?" fragte die jüngere Frau Bergmann, Ernsts Mutter.

„Liebe Schwägerin!" entgegnete Eugen, „sagen darf der deutsche Bund so viel ihm beliebt, aber zum Handeln wird man ihm wenig Zeit lassen, sollte er wirklich einmal fähig sein, ohne Oesterreich und Preußen handeln zu wollen."

Jetzt ging die Thüre auf und als ein nur halb erwarteter, verspäteter Gast erschien Thekla Bergmann, eine Großnichte Heinrich Bergmanns. Das kluge, hochgebildete Mädchen lebte als Erzieherin im Hause eines zum Hofstaate des Königs gehörenden Herrn und brachte die wenigen freien Stunden am liebsten im Kreise ihrer Familie zu. Nachdem sie zwischen ihren Verwandten Platz genommen hatte, sagte sie: „Ihr wißt, daß es nicht meine Art ist, aus der Schule zu schwatzen, allein in kurzer Zeit wird es ja die ganze Stadt wissen. Es sind Depeschen an meine Excellenz gekommen; unsere Regimenter werden in wenig Wochen, vielleicht schon Tagen, den Rückmarsch antreten."

„Also doch wahr, was unser Eugen von Hamburg mitbrachte," sprach Vater Bergmann.

Thekla erzählte weiter: „Der Seerath von Excellenz, ein kluger Mann, mit dem ich gelegentlich spreche, meinte, es würde große Aufregung im Lande hervorrufen, wenn unsere Truppen so ruhmlos zurückkehren sollten. Ich sprach ihn eben, ich zu Euch ging, es war eben ein Telegramm gekommen, das Excellenz dem Könige mittheilen muß. Die

Oesterreicher haben bei Oeversee einen glänzenden Sieg über die Dänen erfochten, die Bundestruppen mußten ruhig in ihren Quartieren bleiben."

„Wie wird unser König sich jetzt benehmen?" sprach man von allen Seiten.

„Im Vertrauen, und nur zu Euch gesagt, ich habe so Einiges gehört. Meine Herrschaften scheinen immer noch meine Kenntniß der englischen Sprache in Zweifel zu ziehn, denn sie reden oft in meiner Gegenwart Englisch und ich höre dann viel von dem, was bei Hofe vorgeht. Der König hat von der Tapferkeit seines Armeecorps Großes erwartet, Gloire für das ganze Land und insbesondere für das Welfenhaus, am Allerbesondersten endlich für sich. Er hoffte bereits auf ein glänzendes Siegesfest und soll schon das Programm gemacht haben zu all den Feierlichkeiten, die beim Einzug der siegreichen Regimenter in unserer Stadt abgehalten werden sollten."

„Kann mir's denken," stimmte Doctor Ernst Hartwig bei, „eine große Parade auf dem Waterlooplatze, wobei die Majestät das gute Aussehn, die musterhafte Haltung und Tapferkeit der Truppen lobt und die bestimmte Zahl von Orden und Medaillen vertheilt. Te Deum in der Kirche und Abends Zapfenstreich mit Fackeln, bei denen die vom Könige erfundenen, von Wenzel instrumentirten Märsche, zu Gehör kommen, schließlich ein Hofball, auf welchem die Königin und Prinzessin Friederike mit den Offizieren tanzen, welche sich am meisten hervorgethan haben."

„Um diese Freude kommt der erlauchte Kriegsherr jetzt, wir Hannoveraner aber haben zur Ausrüstung unnützer

Weise unser Geld hergegeben und unsre Söhne haben sich in Holstein umgesehn," rief Doctor Bergmann, des Lieutenants Vater, „ich bedaure meinen braven Jungen, es ist schmachvoll für ihn, sich so heimschicken zu lassen."

„Der König muß schon heute Morgen Nachrichten von diesem Vorgehen Oesterreichs und Preußens gehabt haben," sagte Thekla. „Excellenz erzählten meiner Gnädigen, die Majestäten seien sehr verdrießlich, namentlich der König. Er habe bald diesen bald jenen Plan gehabt, endlich sich entschlossen, einen energischen Brief an seinen Vetter, den König von Preußen, zu richten. Ob er das aber gethan hat, wußte Excellenz nicht. Der König hat einige Male auf die Bemerkungen des Kronprinzen gesagt: „Darüber hast Du kein Urtheil, Ernst, auch habe ich nicht nöthig, mich erst bei den andern Bundesfürsten erkundigen zu lassen, was diese thun werden, das Gewicht, welches Hannover in die Wagschaale werfen kann, ist schwer genug."

„Wenn der König Georg wie ein einfacher Naturforscher die Welt durchreist hätte, würde er bald anders denken, sowohl über den Einfluß Hannovers in Deutschland, wie über andere Dinge," sagte Eugen. „Die Insel, auf welcher dieses Königs Großvater herrschte, besaß in früheren Jahrhunderten zu gleicher Zeit mehrere Herrscher, ebenso Frankreich; Italien wird bald nur einen König Herr nennen, und auch bei uns in Deutschland werden die einzelnen Königreiche und kleineren Staaten sich vielleicht in zwanzig Jahren schon mit dem Titel Provinz begnügen müssen. Wer immer in seinem Städtchen bleibt, sieht das nicht kommen, wer aber mit offenen Augen die Welt betrachtet, hält da hält hier

ist, dem kann es nicht länger verborgen bleiben, daß Deutschland einer großen Umgestaltung entgegen reift. Wenn jetzt nicht die übrigen deutschen Bundesfürsten vereint und kräftig gegen das Vorgehen der deutschen Großmächte protestiren und hinter diesem Proteste ihre Armeen wohlgerüstet stehen haben, thun sie am gescheidtesten, sie erklären den deutschen Bund für aufgelöst, denn dann sind sie in Wahrheit sehr übrige Bundesfürsten."

Thekla lachte und bemerkte, daß der Secretär ihres Herrn ähnlich gesprochen habe. „Beim Könige sollen einige Verwandte der Majestäten die Bemerkung gemacht haben, daß es vielleicht anders gekommen sein würde, wenn der Kronprinz mit zur Armee gegangen wäre."

„Was hätte die Anwesenheit dieses Herrn nützen können? er ist noch so sehr jung," sprach Herr Heinrich Bergmann.

„Unser Ernst ist nicht viel älter als der Kronprinz," sagte mit dem Stolze einer zärtlichen Mutter die jüngere Frau Bergmann.

Ihr Mann lachte herzlich und rief: „Ja, liebes Herz, das ist wahr; aber es ist ein großer Unterschied, ob Einer im neunzehnten Jahre als Lieutenant einen Feldzug macht, verurtheilt, zu gehorchen, oder ob als Kronprinz, auf den Aller Augen sehn und der die Pflicht hätte zu befehlen, wenn er nämlich fähig ist zum Befehlen. Leider werden die Kronprinzen von vorneherein in eine schiefe Stellung gedrängt. Man lehrt sie nicht recht gehorchen, denn sie sind Kronprinzen und wenn auch, Gott sei Dank! der Prügelknabe abgeschafft ist, so sehen doch schon Viele in dem Kron-

prinzen den künftigen Herrn und schmeicheln ihm, da wo sie ihn belehren oder Widerstand entgegensetzen sollten. Die Könige sind in der Regel eifersüchtig auf den Nachfolger und geben ihm nicht Raum zur Entwicklung seiner Kräfte, deßhalb lernen die Kronprinzen auch nicht befehlen, höchstens ihren Kammerdienern und Köchen. Unserm Könige Georg wurde ja sogar der Küchenzettel nicht zur Wahl vorgelesen und er durfte nicht eher nach Herrenhausen, ungeachtet des schönsten Frühlingswetters, bevor es die nächsten Umgebungen des alten Ernst August für gut fanden."

Die wohlbekannte Stimme des Briefträgers ward auf dem Flur hörbar, das Dienstmädchen trat ein, „ein Brief, ein Brief von Ernst!" riefen Alle und in Wahrheit, es war Nachricht von dem theuern Sohne des Hauses.

„Es werden wohl nicht Sachen darin stehen, die nicht Jeder von uns hören darf," sagte Großvater Bergmann, „deßhalb meine ich, Du könntest den Brief vorlesen, mein Sohn, damit wir Alle zugleich erfahren, wie es unserm lieben Ernst ergeht."

Der Ausspruch des Großvaters wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen und Doctor Bergmann las:

Liebe, theure Eltern!

Euch, dem verehrten Großvater und allen denen, die ich so glücklich bin, die Meinigen zu nennen, den allerschönsten Gruß. Wenn ich, wie oft geschieht, an die liebe Heimath denke, deren hohen Werth der Entfernte doppelt schätzt, stelle ich mir oft die gute Mutter vor, wie sie, die Hand an die Wange gelehnt, dasitzt auf ihrem Plätzchen und mit immer wacher Sorge an ihren Erstgebornen denkt. Liebe

Eltern, es ist Alles anders gekommen, als wir es uns daheim gedacht haben und ich fürchte, Euer Ernst wird aus dem Feldzuge aus Holstein zwar unverwundet zurückkehren, aber auch keinen Lorbeerzweig mitbringen, nicht ein Blättchen.

Ihr wißt wohl, bei aller Leidenschaft für meinen Stand hege ich in meiner Seele herzliche Friedensliebe, ich habe keine Neigung zum Menschentödten; dennoch ist es mir nicht minder bitter, mit meinen Kameraden hier sitzen und zusehen zu müssen, wie Oesterreicher und Preußen es sind, welche die Flecken, die Dänemarks Uebermuth und das Londoner Protokoll auf die deutschen Fahnen gebracht haben, mit ihrem Blute abwaschen.

Wißt Ihr, theure Eltern, was die Bundestruppen, nämlich die Sachsen und wir Hannoveraner, hier vorstellen? Wir, die wir überall von der Bevölkerung mit Jubel empfangen worden sind? Das fünfte Rad am Wagen, mehr nicht!

Von den glänzenden Waffenthaten der Oesterreicher bei Oeversee werdet Ihr in den Zeitungen gelesen haben, aber nicht nur der österreichischen Tapferkeit gebührt das größte Lob, auch die Preußen kämpften, wie Augenzeugen und vor Allen die gefangenen Dänen berichten, mit beispielloser Tapferkeit und Ausdauer. Bei Jagel und Oberselk befanden sich einige preußische Offiziere, mit welchen ich bekannt geworden war, im Gefecht. Sie, meine Bekannten, gehörten dem Füsilierbataillon Regiment Königin an, einer von ihnen soll verwundet sein. Unter den schwer Verwundeten befindet sich der Herzog Wilhelm von Württemberg, er erhielt bei

Devereſe zwei Kugeln in die Bruſt; der Sohn des bekannten Protesch von Osten iſt gefallen.

„Und was thaten die Bundestruppen?“ ſo fragt Ihr, meine Theuren, ſo fragt die Welt? Ich muß darauf antworten: die Oeſterreicher und Preußen ließen ſie nichts thun. Nur unſrer Aerzte Thatkraft und Kunſt wurde von den verwundeten Oeſterreichern in Anſpruch genommen, da es bei ihren Regimentern, merkwürdig genug! an Aerzten fehlt.

Uniformen, Waffen, Pferde, Muth, das iſt Alles ſchön und reichlich bei den kaiſerlichen Regimentern zu ſehn, und obendrein vortreffliche Muſik, aber mit den Feldapotheken ſieht es traurig aus; kein Verbandzeug, keine Medicamente, keine Aerzte, das heißt, viel zu wenig für mehrere Hunderte theils leicht theils ſchwer verwundeter Krieger. Unſere Aerzte und die ſächſiſchen ſind ſogleich den Verwundeten, welche nach Altona und in die Umgegend gebracht wurden, zu Hülfe geeilt. Bei den Preußen iſt dagegen die ganze Einrichtung tadellos und ſie ſind mit Allem verſehn, was die Truppen im Felde nöthig haben. Es iſt traurig, daß Aufdeckung der Mängel, die ſich im italiäniſchen Kriege bei der öſterreichiſchen Armee kundgegeben haben, wenig Verbeſſerungen herbeiführte, wie man jetzt ſieht.

Am 11. Februar wurden wir Hannoveraner nicht wenig überraſcht, als wir erfuhren: daß der Generalfeldmarſchall von Wrangel dem Commandanten der Bundestruppen, dem ſächſiſchen Generallieutenant von Hake, zugemuthet habe, ganz ruhig zuzuſehen, wenn einige Bataillone Preußen in Altona einmarſchiren ſollten. Natürlich hatte General

von Hake sofort an seine Regierung telegraphirt und um Verhaltungsbefehle gebeten, inzwischen aber einen schriftlichen energischen Protest an Wrangel abgesandt. Am 12. marschirte aber demungeachtet ein Bataillon vom zweiundfünfzigsten preußischen Infanterie-Regimente ein und verlangte einquartirt zu werden, wollte auch von der Hauptwache Besitz nehmen, welche diesen Tag von Hannoveranern besetzt war und in der sich als Wachthabender Euer Ernst befand.

Die Preußen, müde, hungrig, durchfroren, mußten stundenlang auf dem Markte stehn. Wir erhielten Befehl, die Hauptwache nicht zu verlassen und unsern Platz nöthigenfalls mit den Waffen zu behaupten. Die Bürger fügten sich endlich den Forderungen preußischer Quartiermeister und nahmen die Soldaten auf, aber mit sichtbarem Unmuthe. Die weiter als die Nase reicht sehenden Bürger der Stadt fürchten, daß Preußen die Absicht habe, sich ganz in Holstein festzusetzen und mein alter Hauptmann, der oft zu mir spricht wie der Vater zum Sohne, denkt ähnlich. Daß man uns bisher ganz unthätig, wie im tiefsten Frieden in Garnison ließ, wollte keinem Offizier der Bundestruppen gefallen und es wäre vielleicht für unsere Waffenehre besser, wenn wir gar nicht hierhergekommen wären. Der Commandant des preußischen Bataillons, ein feiner, braver Mann, hat, wie er geäußert, keine besonderen Befehle gehabt und es nicht auf sich nehmen wollen, mit den Bundestruppen, die doch seine Landsleute sind, Händel anzufangen dem Feinde gegenüber. Er hat uns also ruhig im Besitz der Hauptwache gelassen, aber auf wie lange? Ich kann darauf nicht antworten, weil ich nicht gerne meine Meinung sagen mag.

Doch ja, gegen Euch, meine Lieben, will ich mich aussprechen: ich glaube wir werden, obgleich Generallieutenant von Halle mehr Bundestruppen herbeizuziehen bemüht ist, doch keine andere Wahl haben, als entweder ohne Blutvergießen nachzugeben und heimzukehren, oder uns statt mit den Dänen, mit unsern deutschen Brüdern auf Tod und Leben zu schlagen.

Traurig würde dieses sein, wenn nicht zugleich lächerlich, jämmerlich! Ja, es ist traurig, aber nicht tragisch.

Daß wir, wenn noch zwanzig- bis dreißigtausend Mann Bundestruppen zu uns stießen, in den Herzogthümern bleiben würden, ist unser Aller Meinung, denn eine Schlacht würden die Alliirten, wie wir jetzt mit bitterm Scherz die Oesterreicher und Preußen nennen, nicht annehmen können, das wäre das Unerhörteste in der Weltgeschichte; also wir haben Grund zu glauben, daß keine weiteren Bundestruppen einrücken und daß wir der Gewalt werden weichen müssen!

Lord Palmerston hat wiederholt behauptet, daß Preußen die Elbherzogthümer für sich erobern wolle; wir sind jetzt im Stillen derselben Meinung. Ob Oesterreich eine andere Entschädigung beanspruchen und erhalten wird, ist eine andere Frage. Ich will es Onkel Ernst, der gern politisirt, überlassen, sich in Conjecturen zu ergehen.

Nicht ruhmreich, aber unverwundet, werdet Ihr mich bald wieder sehn und dann wollen wir überlegen, ob ich noch länger in hannöver'schen Diensten bleiben oder meine Entlassung nehmen soll, um in einer andern Armee zu wirken, wo der Offizier nicht nur zum Zusehn verdammt wird.

Gott erhalte Euch Alle gesund. In treuer Liebe

Altona, 13. Februar 1864. Euer dankbarer Ernst.

Doctor Bergmann legte des Sohnes Schreiben hin und schüttelte den Kopf. Seine Frau sagte: „Ihr seht Alle so ernst darein, Ihr Männer, ich kann Euern Unmuth nicht theilen und danke Gott, daß ich nicht unter den unglücklichen Müttern bin, die einen Sohn zu beweinen haben."

„Sehr natürlich, liebes Herz," erwiederte ihr Gatte, „Du bist eben eine Frau, eine zärtliche Mutter. Auch ich bin Gott dankbar für das Leben Ernsts, aber ich denke wie jeder richtige Mann: nicht alle Kugeln treffen, und habe Theilnahme für unseres Sohnes Stimmung."

„Alles auf der Welt, der geringste Arbeiter wollte ich jetzt lieber sein, wie Offizier der Bundestruppen," rief Eugen, „bei Gott, mein Neffe dauert mich!"

„Da wird wieder in Frankfurt geredet, geschrieben, protestirt werden und ehe sie dort mit ihren Protesten zu Stande gekommen sind, haben die Sachsen und unsere Regimenter die Elbherzogthümer verlassen müssen und die Preußen sitzen fest in Holstein," sagte Ernst Hartwig.

Thekla rief: „Aehnliches äußerte heute der Sekretär, er meinte: (aber sprecht nicht außerhalb dieses Zimmers davon) jetzt würde unser König doch endlich begreifen, daß seine Macht nicht so groß sei, als er glaube und daß weder Oesterreich noch Preußen, wo es ihren Interessen zuwider laufe, sich um das Welfenreich kümmerten."

„Herr von der Pfordten wird jetzt wieder von seiner Lieblingsidee sprechen: von einer Trias, mit Bayern an der Spitze," sagte der Großvater.

„Wahrscheinlich, Papa, und weder der alte Würthemberger noch unser König werden geneigt sein, dem Mittelsbacher diese Ehre zu gönnen.“

Capitel XII.

Das Testament.

Auf den Straßen Wiens, die in der Regel immer sehr belebt sind, fluthete an einem freundlichen Apriltage des Jahres 1864 Ströme von Menschen aus allen Ständen auf und ab, denn fast jeder Tag brachte Neuigkeiten von Bedeutung, leider größtentheils schon der traurigsten Art. Aber auch bei traurigen Ereignissen fehlen die Zuschauer nicht. Die allgemein verehrte Erzherzogin Hildegarde war ihrem königlichen Bruder Maximilian II. von Bayern in das Grab gefolgt und heute wurden in dem Stephansdome die Exequien zu ihrem Gedächtniß gehalten. Natürlich strömten Tausende nach dem Dom, um, wie es der römische Glaube heischt, ein Gebet für die Abgeschiedene zum Himmel zu senden und die düstre Pracht zu sehen, welche bei solchen Todtenfeiern erlauchter Persönlichkeiten entwickelt wird. Andere eilten dem Nordbahnhofe zu, um die neuesten Nachrichten vom Kriegsschauplatze aus Schleswig-Holstein zu vernehmen, wo noch immer die kaiserlichen und die preußischen Truppen gemeinschaftlich operirten. Zwischen diesen Trauernden und Politisirenden gingen die Geschäftsleute

rasch hindurch, während langsamer diejenigen nach dem Volksgarten, dem Stadtpark oder Prater wandelten, welche nichts vorhatten, als sich des schönen Frühlingswetters zu erfreuen, mit um so größerer Lust, da die letztvergangenen Tage nur Sturm und Regen gebracht hatten.

Unter denen, welche, eben aus dem Stephansdome kommend, den Weg nach dem Volksgarten einschlagen wollten, befanden sich drei Damen in Begleitung eines Herrn. Es waren Frau von Hallenstein mit Gabriele und Emilie Delmar, welche seit einigen Wochen wieder zum Besuch bei ihren Freunden lebte, und der junge Herr von Hallenstein.

Auf dem Graben trat ein Diener des Hallenstein'schen Hauses zu seinem jungen Herrn, einige Worte flüsternd, worauf dieser zu den Damen gewendet, erzählte: Ignaz habe ihm eben gemeldet, daß Herr von Hallenstein seinen Sohn habe aufsuchen lassen, weil ein Geschäftsfreund aus Norddeutschland eingetroffen sei, welcher nicht lange in Wien verweilen könne und Franz von Hallenstein zu sprechen wünsche.

„So gehe, lieber Franz," sagte in ihrer heitern freundlichen Weise Frau von Hallenstein, „ich kann die jungen Damen hinreichend beschützen, nach den vielen trüben Tagen bedürfen wir alle Frühlingsluft und Sonnenschein."

„Ich ginge lieber mit Franz, beste Mutter," sprach Gabriele, „der Herr, welcher bei dem Vater ist, kommt aus Norddeutschland, vielleicht aus Holstein, er wird wissen, wie es den Unsern geht und wir vernehmen von ihm gewiß mehr, als uns die Zeitungen sagen."

„Wir folgen bald nach, Gabriele, lasse die Herren erst ihre Geschäfte besprechen, der Vater wird sicher den Herrn

zum Speisen oder zum Abend einladen. Du bist in der letzten Zeit so bleich geworden, daß frische Luft Dir nöthiger ist, als Emilien und mir," entschied Frau von Hallenstein. Franz zog seinen Hut und entfernte sich rasch, es war ihm lieb, daß seine Mutter Gabrielen zurückgehalten hatte. Obgleich sehr oft Geschäftsfreunde aus Norddeutschland den Vater besuchten, erfüllte doch dieser eben angemeldete Gast die Seele Franzens mit bangen Ahnungen und er ging mit solcher Schnelligkeit an dem Portier vorüber, daß dieser seinem jungen Herrn erstaunt nachschaute.

In Herrn von Hallensteins Arbeitszimmer, das selten ein Fremder betrat, fand Franz seinen Vater und einen Herrn, welcher ihm als Herr von Berge vorgestellt wurde. Herr von Hallenstein war ungewöhnlich bleich, seine Lippen bebten, als er den Namen des Fremden nannte. Dieser, ein noch junger Mann von ernstem Aussehn, trug den rechten Arm in der Binde; mit düsterm Lächeln sagte er: „Ich bin der Ueberbringer trüber Botschaft, aber ich erfülle den letzten Wunsch meines theuersten, ja ich muß sogar sagen, meines einzigen Freundes. Ich bin preußischer Offizier, nur leicht verwundet, aber doch nicht kampffähig, also erhielt ich den erbetenen Urlaub, um so schneller, als mein Freund Altenbruck dem Commandirenden persönlich lieb und theuer ist oder — wie ich wohl werde sagen müssen, war."

„Altenbruck ist schwer verwundet?" fragte Franz, und halblaut fügte er hinzu: „Arme Gabriele, wie wird sie es tragen!"

Herr von Hallenstein schien sich jetzt etwas gesammelt zu haben, „dürfen wir bitten, daß sie uns Alles, was sich

auf Herrn von Altenbruck bezieht, mittheilen? Es war uns Allen werth, und meine Tochter — aber, Sie werden wissen!"

„Lieber Vater, Du bist so sehr ergriffen, ich will zu Scoda schicken," sagte Franz, „und Sie, Herr von Berge, wollen Sie nicht erst von ihrer weiten, wahrscheinlich im Fluge gemachten Reise ausruhen oder eine Erfrischung zu sich nehmen?" fragte Franz.

Da Berge schwieg, sagte Hallenstein: „Ich danke, mein Sohn. Ich muß die Last, welche mir vom Schicksal aufgebürdet wird, tragen wie ein Mann. Ich bedarf des Arztes nicht, aber Gabriele. Doch hören wir erst Herrn von Berge."

„Ich erwiedere auf Ihr freundliches Anerbieten, daß ich nicht im Stande sein würde zu schlafen, jedoch nehme ich ein Glas guten Wein gern an; wie betrübt auch die Seele sein mag, der Körper macht seine Rechte geltend."

Franz schellte dem Diener und gab die nöthigen Befehle, auch gebot er dem treuen Ignaz, daß er Niemanden, wer es immer sei, in Herrn von Hallensteins Arbeitszimmer einlassen solle, indem die Herren von höchst wichtigen Geschäften zu sprechen hätten.

Als alle Drei, keiner Störung gewärtig, am runden Tisch saßen, begann Herr von Berge: „Ich will nur kurz erwähnen, daß meines Vaters kleines Gut an die schönen Besitzungen Altenbrucks stößt. Unsre Väter waren nicht nur Nachbarn, sondern Freunde, und Oswald Altenbruck und ich verlebten die goldene Kinderzeit wie die zärtlichsten Brüder.

Zusammen wurden wir unterrichtet, zusammen traten wir in das Cadettenhaus. Oswald, ein vortrefflicher Zeichner und begabter als ich, kam zum Geniecorps, ich zu der leichten Infanterie. Wir hatten das Glück, fast immer in einer Stadt zusammen zu sein und meist zu gleicher Zeit nahmen wir Urlaub, nur das Einemal nicht, wo Altenbruck nach Wien ging, um hier, wie er sagte, die schönsten und schmerzlichsten Stunden seines Daseins zu durchleben. Ich kann Ihnen nur sagen, daß Ihr Fräulein Tochter von meinem Freunde innig geliebt ward, daß er sie niemals nur einen Tag seines Lebens vergessen, sondern ihr eine beispiellose Treue bewahrt hat."

„Ich weiß es, Herr von Berge, ich habe den edlen Character, die tiefe Empfindung ihres Freundes nie nur einen Augenblick bezweifelt. Aber ich konnte meinen Ueberzeugungen nach nicht anders handeln."

„Ich habe von Altenbruck gehört, daß er Sie nicht verkannt hat," versicherte Herr von Berge.

„Es thut mir wohl, dies zu vernehmen, ich darf jetzt hoffen, daß er ohne Groll —" Herr von Hallenstein vermochte vor Rührung nicht weiter zu sprechen.

„Altenbruck hatte sich lange mit der Hoffnung getragen, daß seine Treue endlich belohnt werden würde. Er hatte das Fräulein in Frankfurt gesehn und von ihrer unveränderten Liebe überzeugt, angefangen wieder fröhlicher in die Zukunft zu blicken als vorher," sagte Berge.

„Meine Tochter, welche keine Geheimnisse vor ihren Eltern hat, theilte uns jenes Wiedersehen in Frankfurt am

Main mit, welches ihr einem Wunder gleich erschien; aber bitte, Herr von Berge, sprechen Sie weiter."

„Der Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und Dänemark erfüllte Altenbruck mit lebhafter Freude. Es ist Zeit, Edgar, sprach er oft zu mir, daß die deutschen Waffen sich wieder einmal Lorbeerzweige erkämpfen, unsre Schwerter haben zu lange in der Scheide gesteckt. Unsre deutschen Waffenbrüder, die Oesterreicher, müssen zeigen, daß sie, wenn auch in Italien besiegt, doch deßhalb nicht unfähig geworden sind, anderswo Siege zu erringen, und wir Preußen haben leider, als wir zuletzt das Schwert zogen, den eigenen Landsmann, den Bürger, der sein Recht erstreiten wollte, bekämpfen müssen. Jetzt geht es gegen die übermüthigen Dänen, und nicht nur gegen sie allein; unser jetziger Krieg ist zugleich eine Demonstration gegen England, Frankreich, Rußland, welche sich bisher für berechtigt hielten, sich in unsere deutschen Angelegenheiten zu mischen. Wir müssen diesen Nationen zeigen, daß wir ihre Drohungen nicht fürchten, ihre Einmischungen zurückzuweisen im Stande sind. Ach, Edgar, fügte er dann zuweilen hinzu und sein liebes, intelligentes Antlitz strahlte, wenn Oesterreich vereint mit uns in den Krieg gezogen ist für die Befreiung eines deutschen Stammes, für Deutschlands Ehre, dann, wenn ich siegreich heimkehre, dann darf ich wieder nach dem lieben, schönen Wien gehn, dann kann Herr von Hallenstein meinen Bitten nicht widerstehn, mir das treugeliebte und treuliebende Mädchen nicht versagen!"

„Ich würde es auch nicht gekonnt haben!" sprach Hallenstein mit gepreßter Stimme.

„Mit freudigem Herzen marschirten wir in Holstein ein, und rückten weiter vor. In jedem Oesterreicher betrachtete Altenbruck den Landsmann seiner Gabriele und der brillante Sieg der kaiserlichen Truppen bei Oeversee, bei welchem nur eine kleine Zahl Preußen Theil genommen hatten, erfüllte ihn mit Jubel und strahlenden Hoffnungen. Ich befand mich bei der Division des General von der Mülbe und kämpfte mit ihren Landsleuten, Herr von Hallenstein, unter denen ich einige sehr liebe Cameraden besitze. Bei Oeversee wurde ich durch einen Schuß in die rechte Schulter hingestreckt, war aber, Dank meiner guten Natur und meinem geschickten Arzte in verhältnißmäßig kurzer Zeit wieder auf den Füßen. Den Arm, leider ist's der Schwertarm, kann ich noch nicht wieder zu Kriegsdiensten gebrauchen, aber ich konnte schon vor zwei Wochen das Hospital wieder verlassen und erhielt leicht die Erlaubniß, meinen Freund Oswald wieder zu besuchen, den ich in den Tranchéen vor Düppel fand, wo er als Ingenieuroffizier nicht die leichteste Aufgabe in diesem Kriege erhalten hatte. Ich will Ihnen nicht beschreiben, wie unermüdlich thätig Oswald bereits gewesen war. Als er mich wieder sah, glänzte sein gutes Gesicht vor Freude und herzlich drückte er meine linke Hand. Wir hatten noch nicht lange unsere Erlebnisse uns gegenseitig mitgetheilt, als wir um uns her eine allgemeine Bewegung bemerkten.

„Prinz Friedrich Carl" ging es schnell wie ein Laufeuer von Mund zu Munde, und in Wahrheit, es war der commandirende General, welcher jetzt auf uns zukam, ein ächter Kriegsheld, wie alle Hohenzollern mit wenig Aus-

nahmen. In seinem einfachen blauen Paletot, mit Behagen aus seiner kurzen Pfeife rauchend, kam er auf uns zu und nachdem er auf seinen Gruß „Guten Morgen, Cameraden“ wie ein tausendfaches Echo von allen Seiten: „Guten Morgen“ gehört hatte, sprach er zu Oswald: „Was ist Ihre Ansicht, Hauptmann von Altenbruck, werden wir morgen die Schanzen nehmen?“

„Sollt's denken, königliche Hoheit,“ antwortete Oswald frohen Muthes.

„Ich hoffe es auch, hier in diesem nassen, böse Dünste aushauchenden Schlamm werden mir sonst zu viele Menschen krank. Das Nervenfieber ist mörderischer als eine Spitzkugel.“

„Dieser Behauptung muß ich beistimmen, leider! mein General, zwei meiner besten Leute habe ich diese Nacht in das Spital schaffen lassen müssen,“ sagte Oswald.

Der Prinz grüßte und ging weiter, im Gehen fragte er hie und da: „Glauben Sie, daß wir wirklich morgen die Schanzen nehmen?“ und jedesmal schallte es aus unzähligen Kehlen: „Gewiß, wir nehmen sie, morgen, General, morgen!“

Oswald und ich speisten noch zusammen, was die Marketenderin uns geben konnte; ich hatte für Oswald eine Flasche ächten Portwein mitgebracht, die ihm sehr wohlthat. Da ich nicht helfen konnte, folglich als unnützer Zuschauer eher im Wege als förderlich war, nahm ich Abschied von Oswald, um nach meiner Wohnung zurückzukehren; ich hatte nämlich in einem Gasthause ein Unterkommen gefunden, das etwa eine halbe Stunde von den Trancheen entfernt war.

Ich erzähle Ihnen Alles, um mein von Wehmuth erfülltes Herz zu erleichtern. Als ich Oswald meine linke Hand entgegenstreckte, mit dem bekannten Scherzworte: „sie kommt von Herzen", da sagte der liebe Freund: das weiß ich, Edgar! darum hege ich auch zu Dir unbedingtes Vertrauen. Ich wußte ja nicht, daß Du mich hier aufsuchen würdest, deßhalb habe ich durch die Feldpost an Dich geschrieben, Du wirst den Brief, wenn Du heimkehrst, wahrscheinlich in Deinem Gasthofe vorfinden. Das Blättchen und seine Locke, (bei diesen Worten reichte er mir ein Schreiben) gieb, wenn ich fallen sollte, ihr, sage ihr, daß sie mein letzter Gedanke sein wird."

Herr von Berge blickte düster vor sich nieder, Franz von Hallenstein wechselte mit seinem Vater leise einige Worte, der Hauptmann fuhr fort: „In meinem Gasthofe fand ich Oswalds Brief. Er theilte mir mit, daß er vor Beginn des Feldzuges sein Testament gerichtlich niedergelegt habe. Seine Haupterbin solle Fräulein Gabriele von Hallenstein sein."

„Armes, armes Mädchen!" seufzte Herr von Hallenstein. Der Hauptmann fuhr fort: „Am andern Morgen verkündeten jubelnde Stimmen den Sieg meiner Cameraden bei Düppel. Die Schanzen waren genommen, die Dänen auf dem Rückzuge. Unter den auf den Tod Verwundeten wurde zuerst Oswald von Altenbruck genannt. In seiner Nähe war eine Bombe niedergefallen, hatte sich, wie das oft vorkommt, tief in die Erde gewühlt und dann einen Regen von Sprengstücken und Erdklumpen ausgeworfen. Eines dieser Stücke traf Oswald auf die Brust. Nur noch schwach athmend brachte man ihn in das Hospital."

„Waren Sie, Herr Hauptmann, bei seinem Tode zugegen?“ fragte Herr von Hallenstein. Dieser erwiederte: „Ich eilte auf die erste Nachricht zu Oswald. Mein armer Freund lebte noch, war bei vollem Bewußtsein, durfte aber nicht sprechen, selbst wenn er es vermocht hätte.

Der Arzt fürchtete eine innere Verblutung; Oswald deutete mir durch Zeichen seine Wünsche an und beantwortete meine Fragen durch Augenwinke. Ich versprach ihm feierlich, jeden seiner Wünsche zu erfüllen, und hierher zu Ihnen zu eilen, um Ihrer Fräulein Tochter Oswalds letzten Gruß und liebevollen Segen zu überbringen.“

„Aber, es ist doch noch eine Möglichkeit vorhanden, daß Altenbruck lebt!“ sagte Hallenstein, „so lange der Puls noch schlägt, darf der Mensch nicht verzweifeln.“

„Oswalds Arzt hoffte nicht mehr, Herr von Hallenstein, aber lebend habe ich den Freund allerdings noch verlassen,“ erwiederte der Hauptmann.

Ohne sich zu besinnen, sprach Hallenstein: „Mein Entschluß ist gefaßt. Wie ich meine Tochter kenne, würde sie wünschen, das Grab des geliebten Mannes zu besuchen, sollten wir aber so glücklich sein, Altenbruck lebend zu finden, so mag sie, soweit es ihr erlaubt wird, ihn pflegen. Das Andere wollen wir Gott anheimstellen.“

Herr von Borgs drückte Hallenstein warm die Hand und rief: „Das lohne Ihnen der Himmel! Ich bin jeden Augenblick reisefertig.“

„So lassen Sie mich zu meiner Tochter gehn, damit ich ihr die nöthigen Mittheilungen mache, Herr Hauptmann. Irre ich nicht, so geht in drei Stunden der Courierzug ab,

beſorge Du, lieber Franz, Alles was wir bedürfen, um reiſen zu können.“

Innerlich tief bewegt, doch äußerlich ruhig, hatte Gabriele die Kunde, welche Herr von Berge gebracht, aufgenommen. Die Vorbereitungen zu ihrer Reiſe waren ſchnell gemacht und ehe noch Frau von Hallenſtein ſich gänzlich von ihrem Staunen erholt hatte, befanden ſich ihr Gemahl und ihre Tochter bereits mit Herrn von Berge auf dem Nordbahnhof. Die Männer hatten es für klug gehalten, Gabrielen Altenbrucks Verwundung als eine leichte zu ſchildern, damit ſie Kraft behalten möge, die weite Reiſe ununterbrochen fortzuſetzen. Sie war, nur an das baldige Wiederſehen denkend, guten Muthes, während der Hauptmann und Herr von Hallenſtein es kaum über ſich gewannen, ſich auf Momente aus ihrem düſtern Schweigen zu reißen, in das ſie von Zeit zu Zeit immer wieder verſanken. Es war ein Glück für alle Drei, daß die Natur ihre Rechte geltend machte und ihre Augen mit Schlaf bedeckte; ohne ſtundenlangen Schlummer würden ſie die qualvolle Spannung nicht haben aushalten können.

Je näher die Reiſenden dem Kriegsſchauplatze kamen, deſto mehr hörten ſie von den Ereigniſſen, welche die letzten acht Tage gebracht hatten. Heitre Geſichter lachten ihnen in Altona und weiter im Lande entgegen, die Freude über die Erſtürmung der Düppler Schanzen war noch größer, als der Jubel über die Siege bei Oeverſee und Idſtadt. Jetzt war das letzte Bollwerk der Dänen gefallen! Aber ach! wie viele in tiefe Trauer gekleidete Perſonen begegneten ihnen, aus wie vielen abgehärmten Zügen ſprach der Kummer über

die unersetzlichen Verluste, welche sie erlitten hatten. In allen Straßen sahen die Reisenden Invaliden, welche, da die Witterung mild war, sich durch den Genuß der Frühlingsluft stärken wollten.

Endlich war das Ziel der Reise erreicht. Herr von Berge führte Gabrielen und ihren Vater in seine Wohnung und eilte dann wieder fort, um sich nach seinem Freunde zu erkundigen.

Dieser Gang war, wie Berge später gestand, der schwerste seines Lebens gewesen, aber er wurde für seine aufopfernde Freundschaft belohnt; Altenbruck lebte noch und der Arzt versicherte, er habe seit gestern einen Schimmer von Hoffnung.

Nach und nach wurde Gabriele von dem Vater auf den Anblick vorbereitet, der ihrer wartete, während Berge, sobald es der Arzt erlaubt hatte, dem Freunde mittheilte, daß Herr von Hallenstein kommen wolle, den Verwundeten zu besuchen. Die Freude, welche Altenbruck über diese Nachricht empfand, wirkte sehr günstig auf ihn, der Doctor sagte vergnügt zu Berge: „Unser Kranker ist zwar noch nicht über dem Graben, aber ich hoffe jetzt, wir bringen ihn hinüber.“

Langsam, unter der sorgfältigsten, liebevollsten Pflege genas Oswald endlich so weit, daß er Anfangs Juni mit Hallenstein und Gabrielen die Reise nach Schlesien antreten konnte, um in Salzbrunn Heilung für seine angegriffene Brust zu suchen. Herr von Berge begleitete die Freunde und in dem romantischen Brunnenorte, in welcher schon so Mancher, der für aufgegeben gegolten hatte, Genesung fand,

sahen Frau von Hallenstein nebst Franz, die beide von Wien gekommen waren, ihre Lieben wieder. Franz und Berge hatten in Wien und in Schlesien alle die Vorbereitungen getroffen, welche noch immer bei einer Verheirathung von Deutschen nöthig sind; endlich waren alle Formalitäten erfüllt und an einem prachtvollen, mit Sonnenglanz erfüllten Juli-Morgen wurden Oswald und Gabriele in Gegenwart ihrer Lieben in der Kirche zu Salzburnn getraut.

Ehe das junge, schöne Paar in die Kirche ging, sprach Herr von Hallenstein zu dem Bräutigam: „Ich gebe Ihnen mein Kleinod, Oswald, überzeugt, daß Sie es bis an das Ende Ihres Lebens, und möge dies fern sein, im tiefsten Herzen tragen werden. Oesterreich und Preußen haben jetzt für Deutschlands Ehre neben einander gekämpft; was auch später kommen mag, Sie, mein lieber Sohn, bleiben Invalide und können, wie Ihr Arzt sagt, die Strapazen des Feldzuges nicht mehr wagen, also niemals das Schwert gegen die Landsleute Ihrer Frau ziehen. Ihr Arzt hat mir aber auch auf Ehre versichert, daß Sie, wenn Sie sich schonen, ein sehr alter Mann werden können, und so hat das Sprengstück der Bombe, welches sie traf, Ihnen statt Unheil das Glück Ihres Lebens gebracht."

„Es würde mich schwerer verletzt haben, hätte ich nicht auf meiner Brust in einem Sammetumschlage Gabrielens Briefe bewahrt gehabt," erwiederte lächelnd Altenbruck und zog die schöne Braut zärtlich an sich.

Der Trauprieſter, von Berge über das Schicksal des treuen Paares unterrichtet, hielt gerührt eine Rede, von welcher die Zuhörer tief ergriffen wurden. Er sprach über

die vielen Ehen unſerer Tage, bei denen die Liebe fehle und wie doch nur die tiefe, beſtändige Liebe es ſei, welche das Erdenleben verkläre und Prophetin eines ſchönern nach dem Tode ſei, und daß doch über Allem in der Welt die Treue ſtehe, welche immer und immer an das erſehnte Ziel führe.

Den Nachmittag verlebten die Neuvermählten mit ihren Verwandten und dem Freunde auf Fürſtenſtein. Den nächſten Tag kehrten Hallenſteins nach Wien zurück, Hauptmann von Berge ging zu ſeinem Regimente, Oswald führte ſeine Gabriele auf ſein Schloß, wo Beide das Glück genoſſen, welches ihre gegenſeitige unwandelbare Treue ihnen bereitet hatte.

Capitel XIII.

Vorzeichen.

In Norderney ſaßen an einem heißen Auguſttage des Jahres 1865 mehrere Herren und Damen im Curſaale. Die Damen und einige der jüngeren Herren unterhielten ſich mit allerlei Anecdoten und ergingen ſich in Spöttereien über ein, nach Anſicht der Badegäſte, höchſt ſeltſames, den höheren Geſellſchaftskreiſen angehörendes Brautpaar. Die älteren Herren hatten ſich von der luſtig plaudernden Gruppe abgeſondert, ſie ſprachen leiſer über die neueſten politiſchen Ereigniſſe, welche allerdings dem Denker viel Stoff zu Conjecturen darboten.

„Hm!“ sagte eine Finanzgröße, und führte eine Prise zur Nase, „mein Arzt hat mir mit Entschiedenheit verboten, mich während meiner Cur mit Geschäften zu befassen, nicht einmal die Zeitungen soll ich lesen. Der gute Doctor weiß nicht, was ein Geschäftsmann ist, hat offenbar nicht die blasse Idee davon, sonst würde er mir nicht Unmöglichkeiten zumuthen. Ich emancipire mich von allen medicinischen Vorschriften, und bitte Sie, Herr Fürst, was ist das Neueste, Sie stehn ja in dem Rufe, mehr zu wissen, als alle andren Gäste des lieben Norderney.“

„Herrn Fürst's Ruf als gewiegter Politiker, welcher zum Theil das Neueste aus sicherer Quelle weiß, zum Theil was kommen wird, voraussieht, ist ein wohlverdienter,“ bemerkte Doctor Streiter. „Allerdings erfahren wir Frankfurter immer zuerst das Neueste, wir haben ja Gesandte und deren Sekretäre von allen Ländern und Ländchen, aber mein kluger Freund Fürst ist dabei auch ein feiner Kopf, liest unzählige Zeitungen und zieht daraus seine Schlüsse.“

Herr Fürst lächelte geschmeichelt: „Zu gütig, Doctor, zu gütig, doch kann ich allerdings einige dieser Complimente als wohlverdiente annehmen. Ich habe bisher immer richtig, ich will nicht sagen prophezeit, denn ich folge keinen Ahnungen, sondern richtig geurtheilt. Ich denke, wie ich schon oft gesagt habe, wie Schiller, welcher seinen Wallenstein sagen läßt:

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht,
So weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.“

Ich suche mir von dem Character jeder Person, welche auf dem Welttheater eine Hauptrolle spielt, ein richtiges

Urtheil zu bilden, daraus und aus der Strömung der Zeit ziehe ich meine Schlüsse."

Eine ältliche Dame, welche das Gespräch der Herren offenbar interessirte, rückte ihren Stuhl näher und sagte zu Fürst, welcher in Norderney ihr Hausgenosse war: „Als Holsteinerin habe ich natürlich die lebhafteste Theilnahme für die Vorgänge in meiner Heimath. Ich habe nur flüchtig von einem Vertrage gehört, den der Kaiser Franz Joseph mit König Wilhelm von Preußen kürzlich in Gastein geschlossen haben sollte, Ihnen ist ohne Zweifel der Inhalt bekannt, Herr Fürst."

„Vollständig, Madame," erwiederte Herr Fürst, indem er sich gegen die Dame verbeugte. „Am vierzehnten August ist der Vertrag unterzeichnet und besiegelt worden. Die gemeinschaftliche Verwaltung der Herzogthümer ist von beiden Monarchen aufgehoben worden, und sie haben sich in dieselbe getheilt. Der Kaiser von Oesterreich soll laut Vertrag von jetzt an in Holstein regieren, der König von Preußen in Schleswig. Beide Fürsten wollen beim Bunde, hahaha, nachdem sie die Bundestruppen aus den Herzogthümern herausgeworfen haben, auf Herstellung einer deutschen Flotte antragen; das Herzogthum Lauenburg hat der Kaiser seinem königlichen Bruder von Preußen für drittehalb Millionen dänische Reichsthaler überlassen. Preußen hat billig gekauft."

„Hat denn nach solcher Uebereinkunft der Herzog von Augustenburg noch Hoffnung, sein Recht zu bekommen?" fragte die Dame.

„Hoffnung? Oh, warum sollte dieser Herr nicht hoffen, er ist sicher ein braver Mann, aber wohl kaum ein glänzender Geist, also mag er sich immerhin noch mit Hoffnungen schmeicheln," entgegnete mit satyrischem Lächeln Herr Fürst.

„Holstein und Schleswig liegt für Preußen ganz bequem, was Oesterreich damit thun sollte, sehe ich nicht recht ein," ließ sich die Finanzgröße vernehmen. „Wenn einmal Lauenburg an Preußen verkauft wurde, kann Holstein auch gleich mit von Preußen erstanden werden."

„Holstein, wie heißt? Würde wohl zu viel Geld dafür verlangt werden, ist ja siebenmal so groß als Lauenburg und erinnert, was Fruchtbarkeit betrifft, an das Märchen vom Schlaraffenland, wo in den Bächen Milch, Honig und gekochter Kaffee fließt, die Würste gleich geräuchert an den Bäumen hängen, erste Qualität hannöversche und braunschweiger Schlackwurst und wo die Damen selbst in den heißesten Sommertagen Gefrornes aus den besten Früchten auf Teller häufen können, wie im Winter den Schnee. Prachtvolles Land, das Holstein, nicht wahr, Madame. Ich kenne es durch und durch. Da der Augustenburger die Februarvorschläge Preußens nicht angenommen hat, wird Bismarck billig zu Holstein kommen."

„Zu was sollen wir denn auch wieder einen kleinen Fürsten mehr in Deutschland haben," sagte ein eifriges Mitglied des Nationalvereins. „Hat Preußens Schwert das schöne Land den Dänen entrissen, so mag es immerhin Preußen annectiren, da der Herzog von Augustenburg Thorgenug ist, keine Militärconvention mit Preußen abschließen zu wollen."

„Aber, meine Herren," rief die Finanzgröße, „Oesterreich kann doch Holstein nicht für sich behalten wollen, eben so wenig als Preußen Schleswig, man muß die Herzogthümer schließlich doch an den Augustenburger abtreten. Ich war auch kürzlich in Holstein und hörte, daß dieser Fürst viele Sympathien hat, die ganze Bevölkerung ist für ihn und es heißt mit Recht vox populi, vox dei."

„Volkes Stimme, verehrter Herr?" eiferte Herr Fürst, „da bitte ich sehr um Verzeihung, wenn ich widersprechen muß. Gar viele in den Herzogthümern wissen, daß sie eines mächtigeren Schutzes bedürfen, als der Augustenburger gewähren kann, um nicht abermals unter das dänische Joch zu kommen. In Schleswig giebt es sogar noch Dänischgesinnte. Des Volkes Stimme hat in der Politik kein Gewicht, denn das Volk folgt einem geistreichen, energischen Führer oder handelt ohne Nachdenken nach Sympathie und Antipathieen."

„Zugegeben, Herr Fürst," sagte Madame Petersen, „allein der Herzog von Augustenburg besitzt in Wahrheit die Sympathieen eines großen Theils der Bevölkerung."

„Das bestreite ich nicht, Madame, aber ein ebenso großer Theil ist deutsch gesinnt," nämlich für ein vereintes Deutschland unter dem Scepter der siegreichen Hohenzollern. Ungeachtet der Fackelzüge, Morgen- und Abendständchen hat der Erbprinz von Augustenburg nicht mehr Aussicht, regierender Herzog von „Holstein-Schleswig meerumschlungen" zu werden als Ihr ergebenster Diener Alfred Fürst. Der gute hoffnungsreiche Mann erinnert mich,

immer an die beiden Könige Sommerkönig*) und Winterkönig.**)

„Da kraut Fürst wieder einmal seine Kenntnisse in der Geschichte aus, brummte Doctor Streiter und äußer Madame Petersen und mir weiß Keiner, wen Fürst mit diesen beiden Königen gemeint hat. Die Finanzgröße sagte: „Lord Palmerston soll behauptet haben, der Kampf um die Elbherzogthümer würde die Veranlassung zu einem heftigen, ausgedehnten Kriege geben, es scheint aber doch, als ob jetzt, nach dem Gasteiner Vertrage, Alles friedlich verlaufen würde, es müßte denn für die Rechte des Herzogs das Oberhaupt einer Großmacht auftreten."

„Ist nicht nöthig zum Kriege," begann Herr Fürst und legte den Finger an seine Nase. Der Vertrag enthält noch einen Paragraphen, welcher meiner bescheidenen Ansicht nach ein Meisterzug des großen Schachspielers ist. Es heißt in diesem Vertrage nämlich wörtlich so: Der Kaiser von Oesterreich regiert in Holstein, der König von Preußen in Schleswig, unbeschadet jedoch der beiderseitigen Rechtsansprüche auf beide Lande. Da muß es doch bald zu irgend einer Reibung kommen, welche einen Zwist herbeiführt? Dann wird, wie von Bismarck nicht anders zu erwarten, dieser die Her-

*) Theodor Baron von Neuhof ließ sich, auf die Sympathieen der Corsikaner bauend, im Jahre 1736 zum König von Corsika ausrufen und blieb kaum sechs Sommermonate auf dem Throne. Die Spötter nannten ihn Sommerkönig.

**) Friedrich V. von der Pfalz erhielt bekanntlich wegen seiner nur sechs Monate dauernden Regierung als erwählter König von Böhmen den Spottnamen: Winterkönig.

zogthümer für Preußen in Besitz nehmen, das wird Oesterreich nicht dulden wollen und der Krieg ist fertig."

„Sollte es Preußen mit Oesterreich und dem ganzen Deutschland aufnehmen wollen?" bemerkte ein hannöverscher Obergerichtsrath.

„Mit dem ganzen Deutschland?" rief Herr Fürst und lachte, wo ist denn das ganze Deutschland? Mit Oesterreich und einigen Stücken von Deutschland hätte es Preußen zu thun, denn verschiedene Stücke, z. B. die Hansastädte, die beiden Mecklenburg, Braunschweig, Oldenburg müssen es wie es eben ihre geographische Lage mit sich bringt, mit Preußen halten, ebenfalls Hannover."

„Hannover nimmermehr!" sprach ein hannöverscher Edelmann, ich weiß nicht, ob sich hier in dieser Gesellschaft geborene Preußen befinden, ich will gewiß mit meinen Worten keinen Preußen beleidigen, allein ich bin so fest wie von meinem Dasein überzeugt, daß der Sohn Ernst August's, der Enkel des Königs von England, sich nicht zum Vasallen des Hohenzollern macht. Oesterreichs Macht schwächen, heißt Preußen erheben und wenn diese Hohenzollern, und ich gebe zu, es ist ein kühnes, thatkräftiges Geschlecht, erst an der Spitze in Deutschland stehn, dann können die andern deutschen Fürsten sich gefaßt machen, daß sie mediatisirt werden."

„Wäre kein Unglück für Deutschland, denn eher als bis wir nicht ein großes ganzes Reich bilden unter einer Krone, müssen wir die Unverschämtheiten ausländischer Regierungen dulden und haben im Rathe der Völker nicht die Stimme, die uns Deutschen gebührt," sprach das Mitglied des Nationalvereins.

Der hannöversche Edelmann wollte heftig erwiedern, der Obergerichtsrath sagte rasch: „Die preußischen Bürger sind durchaus nicht kriegerisch gestimmt, Bismarck ist keineswegs ein populärer Mann. Hat er, dieser schlaue Staatsmann, den Gasteiner Vertrag entworfen, so spricht derselbe allerdings für des Verfassers Verstand, aber nicht für seine Offenheit."

„Hm, der Kaiser von Oesterreich und seine Minister haben ja den Entwurf dieses Vertrages lesen dürfen, überlegen können, ehe seine apostolische Majestät unterzeichnete," warf Fürst ein. „Erlauben mir die Herren, ein Geschichtchen zu erzählen?"

„Ihre Geschichten sind immer unterhaltend, lieber Fürst," rief Doctor Streiter.

„Erzählen Sie, erzählen Sie, Herr Fürst," schallte es um ihn her.

Herr Fürst verbeugte sich geschmeichelt nach allen Seiten, und begann: „Mehrere von Ihnen, meine Herrschaften, haben doch von Salomon Heine gehört, dem reichen Hamburger Banquier, Oheim von Heinrich Heine?"

„Versteht sich, habe ja selbst Geschäfte mit ihm gemacht," sagte die Finanzgröße.

„Nun, vor Jahren, als mein Vater noch jung und im Comptoir von Salomon Heine angestellt war, sollte dieser Geldfürst binnen vier Tagen für eine halbe Million, ich weiß nicht ob preußische Thaler oder Marc Banco in einer gewissen Sorte von Staatspapieren schaffen, in welcher er nur etwa für achtzigtausend vorräthig hatte. Was that Heine? Er ging den nächsten Morgen auf die Börse und

verkaufte diese Papiere ganz ruhig. Ein Mann wie Salomon Heine konnte nichts der Art thun, ohne beobachtet zu werden, man flüsterte einander zu: Heine verkauft die und die Papiere, er muß wissen, wie der Wind weht. Nun, meine Herrschaften, können Sie sich denken, was die Andern thaten?"

„Kann mir's denken, hahahaha", lachte die Finanzgröße, „ein capitaler Streich."

„Ich sehe keinen Verstand darin," sprach der hannöversche Baron, „von Papieren, die man in großer Masse braucht, noch obendrein was man hat zu verkaufen, scheint mir geradezu ungereimt."

„Herr Fürst fuhr fort: „Den nächsten Morgen boten mehrere Geldgrößen dieselben Papiere auf der Börse aus, die Heine'schen Agenten kauften sie auf und mit der Abendpost reiste mein Vater nach Berlin, um die halbe Million in Staatspapieren an den Besteller im Auftrage von Salomon Heine abzuliefern."

„Ah, aber schön war es nicht von Heine, Geschäftsfreunde so zu düpiren," sagte der Baron.

„Wer läßt sich denn aber so düpiren? Der Kaufmann wie der Staatsmann hat dem Concurrenten gegenüber nicht die Pflicht schön zu handeln. Ehrliches Spiel, keine falschen Karten. Mehr erwartet ein Narr. Wer ein Spiel nicht versteht, muß nicht mitthun, oder darauf gefaßt sein, zu verlieren. Aus Liebe zu den Holsteinern hat Oesterreich ebensowenig das Schwert gezogen, wie Preußen, ich spreche nämlich da nur von den Regierungen, denn die deutschen Männer opferten größten Theils freudig Gut und Blut für den

Bruderstamm. Die österreichische Armee zähle mehr Nichtdeutsche als Deutsche in ihren Reihen. Oesterreich ging mit gegen die Dänen, um nicht Preußen allein den Siegeslorbeer zu gönnen, und um seinen Einfluß in Deutschland zu behalten, aber es duldete, daß die Bundestruppen die Herzogthümer, ohne am Kampf theilgenommen zu haben, verlassen mußten, es verkaufte Lauenburg an Preußen, das Finale dieses Theaterstücks wird sein, daß die Herzogthümer preußisch werden, da bereits Oesterreich bei dieser Schachparthie schon Läufer und Springer verloren hat. Wer zuerst sagen wird: Schach dem König, ist noch ungewiß und dann — nun darüber mögen Militärpersonen urtheilen, welche beide große Armeen und die Armeen und Armeechen unsrer deutschen Könige und Herzöge kennen. Die Tapferkeit will ich keinem deutschen Manne absprechen, aber ob wir Führer für unsre Braven haben, das wird erst die Zeit lehren."

Herr Fürst schwieg und blickte um sich, wie ein Schauspieler, welcher einen Applaus erwartet, der Baron sagte etwas hochfahrend: „Sie scheinen von den Ministern beider Majestäten genaue Nachrichten erhalten zu haben über Alles, was beide Regierungen thun und lassen wollen, Herr Fürst."

Fürst nahm diese Bemerkung lachend hin: „Ist nicht nöthig gewesen, Herr Baron, durchaus nicht nöthig, ich habe nur mit Nachdenken den Gasteiner Vertrag gelesen und mich dabei daran erinnert, daß Preußen auf dem Fürstencongreß nicht erschien, folglich Nichts beschlossen werden konnte. Daß der Nationalverein Oesterreich aus dem Bunde hinausbugsiren

möchte, iſt ja kein Geheimniß, oder blieb Ihnen dies unbekannt, Herr Baron?"

„Und meinen Sie, Herr Fürſt, daß Preußen ſich wirklich die Herzogthümer aneignen oder wohl gar mit der Zeit eine Seemacht wird herſtellen dürfen?" fragte ein junger Lieutenant?"

Der Baron ſagte ſpöttiſch: „Dahin wird es wohl nicht kommen, ſo lange England das Meer beherrſcht, denn wenn Deutſchland eine tüchtige Flotte bekommen ſollte, ſo kann dies nur durch die hannöver'ſche Regierung geſchehn. Die Lage unſers Landes, die Geldmittel unſers Königs, ſeine nahe Verwandtſchaft mit Englands Königen, berechtigen ihn vor allen andern deutſchen Fürſten der Schöpfer einer wirklich nennenswerthen deutſchen Flotte zu werden, und: wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert."

„Ja, wer weiß! Bismarck iſt ein großer Mann!" ſagte übermüthig Herr Fürſt und ſtrich ſich wohlgefällig ſeinen Bart.

„Die Welfen haben ſchon große Dinge in der Welt gethan!" ſagte der Baron.

„Gewiß, aber die Hohenzollern auch," gab Herr Fürſt zur Antwort. „Ich muß geſtehn, wenn ich König von Preußen wäre, ſo würde ich auf Friedrich II. ſo ſtolz ſein, wie es nur immer Georg V. auf ſeinen Ahnherrn Georg I. ſein kann, denn vor Georg I. beſaß das Welfenreich keine große Macht und war voll Unterthänigkeit gegen das Haus Habsburg. Auch auf den großen Kurfürſten würde ich mir etwas Gehöriges zu Gute thun, auf dieſen Helden, von dem es in dem alten Volksliede heißt:

„Bei Rathenow, bei Fehrbellin,
In Flandern und am Strande.“

Der Baron schien in der Ferne Bekannte entdeckt zu haben, er verbeugte sich gegen die Gesellschaft, indem er den Hut lüftete, faßte den Obergerichtsrath unter den Arm und schritt auf die Promenade zu.

Herr Fürst sah dem Herrn mit verschmitztem Lächeln nach und blies eine mächtige Wolke aus seiner Cigarre in die Luft.

Der Baron sagte zu dem Obergerichtsrath: „Man kann doch wohl auf Gottes weiter Welt keinen anmassenderen Menschen sehen, als diesen Herrn Fürst, ein Preuße vom reinsten Wasser. Was diese Leute nicht alles thun, nämlich mit dem Munde. Friedrich Wilhelm III. hat sich Metternich's Politik untergeordnet, Friedrich Wilhelm IV. gab 1850 geduldig in Olmütz nach. So oft Oesterreich mit dem Schwert gerasselt hat, ist Preußens Regierung zurückgewichen. Wie war es denn 1857 mit der Neuenburger Geschichte? Ich wünsche bei Gott keinen Krieg, kömmt es aber dahin, so bin ich fest überzeugt, daß Preußen in der ersten Schlacht von Oesterreich geschlagen wird und bei dieser Gelegenheit sein Schlesien zurückbekommt. Unsers hochstrebenden Königs Idee, eine deutsche Flotte zu gründen wird dann verwirklicht werden, denn er wird sicher zu Oesterreich stehn.“

„Der Himmel bewahre uns dafür, daß unser König jemals in die Lage kommt, für die eine oder die andere deutsche Großmacht Parthei zu nehmen,“ rief der Obergerichtsrath erschrocken. „Ich stehe leider Seiner Majestät fern, ich maße mir nicht an, des Königs Ansichten zu kennen.

Als loyaler Unterthan und pflichtgetreuer Beamter glaube ich nicht an die bunten seltsamen Gerüchte, welche über die Rathgeber unseres Landesherrn — und man nennt wunderliche Rathgeber — im Lande circuliren. Ich habe unsern Ernst August, selbst wenn ich mitunter nicht seine Ansicht theilen konnte, doch immer aufrichtig geachtet. Den König Georg V. habe ich geliebt. Er war ein so schöner liebenswürdiger Jüngling, so voll guten Willens, und trug dabei so heiter und würdig sein hartes Loos. Aber die Schmeichler und falschen Propheten haben sich dieses Mannes bemächtigt und wenn ihm auch der größte Theil des Adels ergeben ist, im Lande ist man nicht mit Allem zufrieden, was der König beschließt, kann es nicht sein. Sie, Herr Baron, kommen an den Hof, Ihr Herr Bruder hat oft Zutritt zu dem Herrn, ich benütze jetzt die Gelegenheit, um Ihnen zu sagen, es ist nöthig, daß unser König sich bessre Rathgeber anschafft als diejenigen, welche er jetzt hat. Der blinde Regent giebt zu viel auf Abstammung und Traditionen. Er lebt in Zeiten, die vorüber sind, vorbei, vorbei, wie der gestrige Tag."

Der Baron wollte Etwas entgegnen, seine Miene zeigte, daß ihn des Obergerichtsraths Worte verdrossen hatten, aber er besann sich anders und schwieg. Wußte er doch selbst, daß es nicht mehr an der Zeit sei zu sagen, was er sagen wollte, nämlich: „Herr Obergerichtsrath, nur ein alter Edelmann kann fühlen, was Ahnen bedeuten."

Capitel XIV.

Neujahrstag 1866.

Am Sylvesterabend 1865, an welchem bekanntlich die Frauen das Regiment haben, war es ungewöhnlich lebhaft in den Straßen der königlichen Residenzstadt Hannover. Wer nicht einsam in seinen vier Pfählen bleiben wollte, eilte in ein dem Vergnügen geweihtes Lokal oder zu lieben Freunden. Ueberall waren die Verkaufsläden, besonders die, in welchen Lebensmittel zu haben waren, hell erleuchtet. Auf den großen Plätzen spielten die Straßenorgeln den Choral „Nun danket Alle Gott," und wohl mancher faltete beim Anhören dieser Klänge andächtig die Hände und dankte dem Schöpfer, daß ihm alle seine Theuern dies Jahr geblieben waren.

Auch im Hause des ehrwürdigen Paares Heinrich und Dorothea Bergmann wurde der Sylvesterabend heiter gefeiert. Kinder und Enkel, Verwandte und Hausfreunde hatten sich in den großen Gemächern, die nur an Festtagen benutzt wurden, versammelt, Heiterkeit und Familienliebe machten die Runde unter dem Vorsitz der noch immer zu Scherz geneigten Großmama.

Der alte Bergmann war ein entschiedener Gegner alles Aberglaubens, heute am Sylvestertag ließ er aber seiner Frau nach altem Rechte das Regiment. Alle die harmlosen auf Aberglauben gegründeten Spiele, Schuhwerfen, Bleigießen durften ausgeführt werden und zuletzt schlug er das

auch in Schlesien und Sachsen heimische Spiel, das Zettelschreiben vor.

Für Denjenigen, welcher dieses Spiel noch nicht kennt, die Bemerkung: Jeder in der Gesellschaft schreibt auf drei Zettel drei gute Wünsche und zieht diese Zettel, nachdem sie gesiegelt worden sind, seinem Nachbar zur Linken zum Ziehen. Der herausgezogene Wunsch wird, wie man glaubt, im nächsten Jahre in Erfüllung gehn.

Frau Dorothea Bergmann sagte lachend, „mein Sohn Georg ist gewöhnlich der Nachbar, welcher mir die Zettel schreibt, er steckt mit seinem Vater unter einer Decke und ich ziehe irgend Etwas, was schon für mich bestellt ist; ihr seht also, Kinder, wie unser Papa dem Aberglauben Vorschub leistet, und jetzt Kinder, seht diese hübschen Zettelchen an, ich habe sie selbst zurecht geschnitten, schreibt nun eure Wünsche auf, versteht sich lauter vernünftige."

Das Gebot der Großmama wurde sofort erfüllt, und bald nachher unter lautem Gelächter die Ziehung vorgenommen.

Die älteren Mitglieder der Gesellschaft sagten aufrichtig, was sie gezogen hatten, die jungen Mädchen wollten aber nicht mit der Sprache heraus. Es kostete dem Großvater ernste Mienen, ehe sich die hübschen Enkelinnen und Großnichten entschlossen zu gestehen, daß die Eine das Wort Myrtenkranz, die Andre Brautschleier auf ihren Zetteln gelesen hätte, die schelmische Sophie versicherte, auf ihrem Zettel seien die Worte ganz verwischt gewesen, während Tante Marie versicherte, sie habe über Sophiens Schulter geschaut und ganz deutlich das Wort Verlobungsring gesehn.

„Nun, was hast du denn gezogen, mein Junge?“ fragte liebreich Großmama Dorothea ihren Enkel, den jungen Lieutenant, welcher ihr besonderer Liebling war. „Du bist ja so still geworden und hast ein recht ernsthaftes Gesicht aufgesetzt.“

„Verzeihe, beste Großmama, ich bin ein Thor, aber in Wahrheit, der Wunsch, den ich bekommen habe, hat mich unangenehm berührt.“

„Ei, wer wird denn Dir Unfreundliches gewünscht haben, und nun gar Deine Nachbarin Thekla?“

„Es ist nicht unfreundlich gemeint, aber ich habe, wie Du weißt, Herzensmama, von Kindheit an eine Abneigung gegen Das, was ich thörichten Uebermuth oder das Schicksal herausfordern nenne. Sieh nur diesen Zettel an, er sagt: Im Jahre 1866 einen großen Krieg. Gott behüte uns in Gnaden dafür; das sage ich nicht aus Feigheit, sondern aus Menschlichkeit.“

„Ei, lieber Junge, wie kannst Du dir Thekla's Worte so zu Herzen nehmen? Sie hat, indem sie diesen Wunsch niederschrieb, nicht an die Schattenseiten des Krieges gedacht. Ihr jungen Offiziere sprecht ja gern von Krieg, träumt von außerordentlichen Heldenthaten, von Ruhm und Avancement.“

„Ich nicht mehr, Großmama!“ sprach mit trübem Lächeln der junge Offizier.

„Du nicht mehr, Kind, hör' ich recht?“ entgegnete die Großmama und machte große Augen. „Wer ärgerte sich denn über alle Maßen, als er aus den Elbherzogthümern heimgekehrt war, ohne einen Schwertstreich gethan zu haben?“

„Freilich war ich damals höchlich entrüstet und zwar mit Recht. Es galt zu jener Zeit, den Trotz der unverschämten Dänen zu brechen, einen edlen deutschen Volksstamm von dem Joche zu befreien, das ihm ein übermüthiges, fremdes Volk auferlegt gehabt hatte; es war kränkend für unsere Waffenehre, daß wir von deutschen Bundesfürsten verhindert wurden, an diesem gerechten Kampfe Theil zu nehmen, aber einen Krieg, wo der Deutsche dem Deutschen gegenübersteht, wünsche ich nicht und sollte ich durch denselben zum General befördert werden."

„Zu einem solchen Kriege wird es nicht kommen, ich wundre mich, wie in Dir solch ein Gedanke aufsteigen kann, Ernst."

„Beste Mama, klügere Männer als ich haben schon vor zwanzig Jahren gesagt, der Kampf um Schleswig-Holstein wird einen europäischen Krieg zur Folge haben. Wenn Oesterreich fortfährt zu thun, was es unkluger Weise begonnen hat, dann ist Krieg zwischen den beiden deutschen Großmächten unausbleiblich. Graf Bennigsen, wenn auch nationalliberal und ein Freund Preußens, ist bei alledem doch dem Welfengeschlecht ergeben, ein anerkannt verständiger Politiker und ehrenhafter Mann; er hat überall seine Augen und Ohren und soll unserm Könige erst ganz kürzlich eine ausführliche treffende Schilderung der politischen Lage Europa's gemacht haben."

„Wer sagte Dir dieses, mein Sohn?"

„Graf Artenberg, Du weißt, wir sind immer gute Kameraden gewesen, erhielten auch an einem Tage unsere Lieutenantspatente. Er ist, soviel ich weiß, mit dem Grafen

Bennigsen verwandt und hört so Manches eher als andere Leute."

Die Matrone lächelte ungläubig und entgegnete: „Krieg zwischen Oesterreich und Preußen wäre schrecklich. Bei den Gesinnungen unseres Königs dürfen wir Hannoveraner nicht hoffen, daß es dann bei uns friedlich bleiben wird. Aber ich kann mir einen solchen Krieg nicht als möglich denken, und stünde er uns in Wahrheit bevor, so will ich nicht eher darum sorgen, als bis er da ist. In der Jugendzeit gefällt man sich zuweilen darin, sich allerlei trüben Ahnungen hinzugeben, ja sogar sich welche zu erzeugen; wenn man älter wird, liebt man es, sich dem Heitern zuzuwenden. So Vieles habe ich schon erlebt, mein theures Kind, und doch immer den Kopf oben behalten, lasse uns das neue Jahr mit fröhlichem auf Gott vertrauendem Herzen anfangen. Wenn wir das Unsre thun, thut Er, der uns Allen nahe ist, das Seinige."

Ernst dachte anders, aber um keinen Preis würde er der eben so geliebten als hochverehrten Großmutter mit einer Miene widersprochen haben. Ihren Wunsch zu erfüllen, mischte er sich unter die anderen jungen Leute und endlich schien oder war er vielleicht auch der Heiterste in dem Familienkreise.

Einige Stunden später, als die Glocken zum Gottesdienste in die Hauptkirche riefen, saß Emilie Delmar in ihrem Geheimzimmer, wie sie es scherzend nannte, und las. Ihre in der Regel heiteren, freundlichen Züge hatten heute einen ernsten Ausdruck. Sie blickte mit Sorgsamkeit auf die vielen beschriebenen Blätter, welche vor ihr lagen, mit

Andacht auf einzelne, denn es waren Briefe und Tagebücher von ihren verstorbenen Eltern, von der Gräfin, welche ihr so unendlich viel gewesen war, auch verschiedene Schreiben von Gabrielen und von Altenbruck, mit welchen sie noch immer im lebhaften Briefwechsel stand.

Ein leises Pochen an der Zimmerthüre ließ sich hören; Emilie schloß langsam die große Mappe, in welcher diese Schriften aufbewahrt waren und rief mit ihrer klaren Stimme: „Immer herein, Bruder Eugen, glückliches Neujahr!“

Emilie hatte nicht geirrt, es war wirklich ihr Bruder Eugen, welcher jetzt eintrat, ohne Frau und Kinder, die er gewöhnlich an solchen Tagen mitzubringen pflegte. Er sah heute bewegter und ernster aus als sonst und Emilie, welche ihn genau kannte, bemerkte sogleich, daß er absichtlich allein gekommen war. Herzlich faßte er die geliebte Schwester bei beiden Händen und rief gerührt: „Gottes Segen über Dich, Du treues Schwesterherz, möge dieses Jahr Dir das Glück bringen, welches ich Dir wünsche.“

Ueber Emiliens ausdrucksvolle Züge flog bei Eugens Worten eine sanfte Röthe, die sie um mehrere Jahre jünger scheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war. Sie ließ ihr großes seelenvolles Auge eine Zeit lang auf dem lieben Antlitz ihres Bruders ruhen, dann sagte sie ernst: „Ich könnte Deinen Wunsch als einen der vielen brüderlichen Wünsche aufnehmen, welche Du an solchen Tagen aus vollem Herzen auszusprechen pflegst, aber warum sollte ich mein Wesen verläugnen und nicht vollkommen aufrichtig gegen Dich sein? Ich weiß, welches Glück Du für mich nicht nur wünschest,

sondern auch erhoffst und ich erwiedere Dir ganz offen, gieb jeden Gedanken daran für immer auf.“

„Aber, Emilie —“

„Aber, Eugen, lasse mich in Frieden. Ich gestehe, ich achte und schätze Woltmann hoch und nach Verdienst, ich bin überzeugt, daß er mich in Wahrheit verehrt und liebt, aber zu glücklich fühle ich mich in meinem Stillleben, als daß ich es mit einem andern vertauschen möchte. In wenig Jahren werde ich das vierzigste Jahr erreicht haben, Woltmann ist kaum ein Jahr älter als ich, er soll sich ein jüngeres Mädchen wählen.“

„Thorheit, er weiß wie alt Du bist, er kennt Dich lange genug und liebt Dich, eben wie Du bist.“

„Vielleicht; ich jedoch, Eugen, liebe ihn nicht. Ich bin ein zu unabhängiger Charakter als daß ich mich an die Abhängigkeit gewöhnen könnte, welche jede Frau ihrem Manne gegenüber sich selbst auferlegen muß, soll die Ehe eine glückliche sein. Ich lebe gern allein mit mir und meinen Erinnerungen, lese, schreibe und wenn es mir in meinem Häuschen zu einsam ist, nun, da habe ich ja Dich, den besten Bruder von der Welt, Deine Frau, die mir lieb wie eine Schwester ist, und Deine Kinder. Ihr Aufblühen, ihre geistige Entwicklung interessirt und freut mich mehr als ich sagen kann. Dann habe ich noch meine Armen, denen ich gern von dem Ueberfluße mittheile, den ich besitze —“

„Du brauchst in Wahrheit merkwürdig wenig, Emilie. Warum sitzest Du Jahr aus Jahr ein in Hannover? Besuche doch einmal Altenbrucks in ihrem schönen Schlesien, sieh Italien,“ sprach Eugen.

„Ich bin zufrieden mit dem, was ich in Hannover sehe. Ich habe meine Freude an dem Wachsthum und der Verschönerung der Stadt. Er, der so viel dafür gethan hat und noch thut, sieht es nicht!“

„Er fühlt den Verlust des Augenlichtes nur wenig, zuweilen gar nicht, sagt man,“ antwortete Eugen. „Liebe Emilie —“ bei diesen Worten legte der Bruder sanft seine Hand auf das Haupt der Schwester, „gute Seele, denke daß Du es vielleicht später bereuest, Woltmann abgewiesen zu haben. Ein einsames Alter steht Dir bevor —“

Rasch unterbrach sie ihn mit den Worten: „Nicht einsam, Eugen, so lange Du mir bleibst und die Deinen. Lasse uns nicht mehr über diesen Gegenstand sprechen und sage Woltmann, daß wir einander stets Freunde sein wollen, aber niemals mehr!“

„Ich will es thun, dennoch werde ich stets Deine Verblendung beklagen. Ein ächtes menschliches Glück giebst Du hin für eine Chimäre. Ich konnte recht wohl begreifen, daß Du als junges Mädchen für den schönen, als liebenswürdig bekannten Kronprinzen schwärmtest, dessen Blindheit aller Frauen Herzen rühren, dessen Selbstbeherrschung und Heiterkeit in so großem Unglück alle Männer bewundern mußten. Aber Jugendschwärmereien sollten nicht über die Jugend hinaus dauern, wenigstens nicht bei geistreichen Personen, und endlich ist das Idol, dem Du eine — verzeihe mir, aber ich bin Dein Bruder — romanhafte Treue gelobt und bisher gehalten hast, durchaus nicht so, wie Du Dir es vorstellst. Georg, der Kronprinz, durfte sich bei Lebzeiten seines klugen, strengen Vaters nicht zeigen, wie er war,

vielleicht hat sich auch sein Charakter erst später zu dem entwickelt, was er jetzt ist."

„Nun, und was ist der König jetzt?" rief Emilie mit blitzenden Augen und glühenden Wangen. „Ist er nicht ritterlich gegen seine Gemahlin, seinen Kindern ein zärtlicher Vater, wie er ein dankbarer, gehorsamer Sohn gewesen ist? Schätzt er nicht Kunst und Wissenschaft, fördert er ihre Vertreter nicht auf alle Weise? Mit beispielloser Geduld trägt er das schwere Leiden, das ihm auferlegt ist. Niemals hat er sein Wort gebrochen, treu und beharrlich ist sein Sinn, er ist nicht nur ein König, Georg von Hannover ist ein königlicher Mensch."

„Gern gebe ich zu, liebe Emilie, daß der König alle die hohen Eigenschaften besitzt, welche Du eben an ihm rühmst, aber gleich Karl XII. von Schweden arten viele rühmenswerthe Eigenschaften seines Characters in das Uebertriebene aus. Georg V. ist ritterlich gegen seine Gemahlin, aber er erfüllt ihr auch Wünsche, welche der Regent eines so kleinen Landes füglich unerfüllt lassen könnte. Er will nicht rechnen, und die Königin, wie es scheint, kann nicht rechnen, sonst wäre wohl der Bau der Marienburg unterblieben. Der König liebt seine Kinder, aber die Liebe besteht ja nicht nur darin, daß man dieselben immer um sich hat. Der Kronprinz sollte auf eine Universität geschickt werden, sich in der Welt umsehn, statt stets der Gesellschafter seines Vaters zu sein, dem er nicht widersprechen darf. Georg V. ist herrschlustig und hat total veraltete Ansichten von seinem königlichen Rechte. Er glaubt, in Wahrheit von Gott zum Könige eingesetzt zu sein und daß es jeden Han-

noveraners ergebenste Schuldigkeit ist, für den König und dessen Familie zu leben und zu sterben. Er hat keine klaren Begriffe von den Pflichten eines Regenten. Dem Privatmanne wird Georg V. stets Wort halten, das ist gewiß, aber dem Lande gegenüber hielt er es nicht. Schon wenig Tage nach seines Vaters Tode nahm er Vieles zurück, was Ernst August freiwillig gegeben hatte. Doch Alles dies weißt Du, Emilie. Ich sehe, daß Du Dich in Deiner Verehrung dieses Mannes glücklich fühlst, ich sage kein Wort mehr dagegen. Jeder hat das Recht, auf seine Weise glücklich zu sein; sei es! ich wünsche, daß Du es immer sein mögest."

„Du beurtheilst mich nicht ganz richtig, Eugen."

„Doch, Emilie, Du bist eine Schwärmerin. Es hat zu allen Zeiten deren gegeben, und nicht die unedelsten fanatisirten sich für eine Person oder für eine Idee. Wohl dem Menschen, der nach seinem dreißigsten Jahre noch zu schwärmen vermag."

„Wird Deine Frau heute zu mir kommen?" fragte Emilie, denn sie wollte nicht mehr über ihre Empfindungen sprechen."

„Deine Neffen und Nichten werden bald hier sein, meine Frau ist heute an das Haus gebunden, ich erwarte einige Freunde zum Mittagsessen und willst Du kommen, so bereitest Du uns eine Freude."

„Bei diesen Diners wird so viel politisirt," sagte lachend Emilie. „Oder sprechen die Männer heut zu Tage von etwas Anderm? Ich glaube, es ist bei uns schlimmer noch in diesem Punkte als in England. Wenn nur das viele Reden

immer gute Früchte trüge, ich habe bisher nur bemerkt, daß Deutschland im Allgemeinen und jeder deutsche Staat im Besondern voll von Partheien ist, welche gegen einander kämpfen, ohne etwas zu erreichen. Ueber diesen Volksversammlungen, Kammerdebatten, Diskussionen bei jedem freundschaftlichen Mittagsmahle geht das Interesse an den schönen Künsten beinahe ganz verloren. Könnte sich sonst die Mittelmäßigkeit so breit machen, als dies jetzt der Fall ist? Unsre Theater geben ein trauriges Beispiel von der Theilnahmslosigkeit des Publikums. Jeden Abend sind freilich die Häuser gefüllt, aber weder das wahrhaft Schöne läßt einen bleibenden Eindruck zurück, noch das Triviale und Absurde erregt Unwillen."

„Deine letzten Behauptungen bestreite ich nicht, aber in Bezug auf Deine ersten erwiedre ich Dir, Du bist durch und durch Royalistin, liebe Emilie, folglich sind Dir Volksversammlungen und Kammerdebatten zuwider; das Resultat dieser vielen verschiedenartigen Bestrebungen wird aber doch ein gutes sein. Die Kleinstaaterei wird aufhören und Deutschland wird als europäische Großmacht dastehen und seine Stimme wird im Rathe der Völker Geltung erlangen," antwortete Eugen.

„Ich weiß, Dir ist von der Lage des Vaterlandes mehr bekannt als mir, aber wie Du wünschen kannst, daß wir aufhören sollten Hannoveraner zu sein, verstehe ich nicht. Ich hoffe diesen Tag nie zu erleben!" rief Emilie.

„Wer vermag Alles, was kommen wird, auf Tag und Stunde zu bestimmen? Vielleicht erleben wir Beide die große Umgestaltung nicht, welcher Deutschland unaufhaltsam

entgegenschreitet. Du als Mädchen darfst in Deiner Phantasiewelt leben, ich, als deutscher Mann, muß meinem Vaterlande gegenüber meine Schuldigkeit thun. Ihr werde ich mich nie entziehen, und opferbereit soll mich die entscheidende Stunde finden."

„Hast Du gehört, mit welcher Theilnahme der König die Berichte über die Jubelfeier in Ostfriesland vernommen hat?" fragte Emilie.

„Allerdings, die Ostfriesen selbst aber neigen sich im Grunde mehr zu Preußen, denn die preußische Regierung würde, weil sie es könnte, mehr für Ostfriesland thun, als bisher von hier aus geschehen ist. Ich habe auch von dem Telegramm aus Tübingen gehört, das dem König bei Tafel überbracht worden ist. Studenten aus Ostfriesland haben der Majestät die unterthänige Anzeige gemacht, daß sie, hochbeglückt darüber, daß seit fünfzig Jahren Ostfriesland unter hannöverschem Scepter steht, einen Salamander auf das Wohl unseres durchlauchtigsten Königs und Herrn gerieben haben," sagte halb lachend, halb verdrießlich Eugen.

„Du ewiger Spötter!" schalt die Schwester, „warum sollen diese jungen Männer ihre Freude nicht ausdrücken? Der König hat sicher dieses Telegramm sehr gnädig aufgenommen?"

„Versteht sich, versteht sich! Er hat wieder ein langes Telegramm zur Antwort nach Tübingen geschickt, worin er den dreieinigen Gott gebeten hat, diese jungen strebenden Musensöhne in seinen Schutz zu nehmen, und worin er, wie gewöhnlich, versichert hat, daß Ostfriesland unter dem

Scepter der Welfen blühen wird bis an das Ende aller Dinge."

„Unſinn!" ſprach Emilie erzürnt, „weil der König irgend einmal dieſe Worte gebraucht hat, ſoll er ſie bei jeder Gelegenheit geſagt haben."

Eugen Delmar ſchwieg, aber ſeine Mienen verriethen deutlich, daß er es von heute an aufgegeben habe, gegen die Schwärmerei ſeiner Schweſter anzukämpfen.

Im königlichen Schloſſe herrſchte, wie immer an ſolchen hohen Feſttagen, ungewöhnliches Leben. In der Frühe hatte die Königin mit ihren Kindern dem König ihre beſten Wünſche gebracht, dann war die königliche Familie nach der Kirche gefahren, um an der Spitze des Hofſtaates dem Gottesdienſte beizuwohnen. Die Königin, eine fromme Dame, betete aus vollſtem Herzen, der König, religiös bis zur Schwärmerei, glaubte, daß er heute wieder einmal inſpirirt ſei und daß Gottes beſonderer Segen auf ihm und ſeinem Geſchlechte ruhe. Bei der großen Cour, welche nach beendetem Gottesdienſte im Thronſaale gehalten wurde, entwickelte König Georg alle die Heiterkeit und Liebenswürdigkeit, welche ihm, ſobald er wollte, zu Gebote ſtand. Mit königlicher Würde nahm er die Glückwünſche der Geſandten an, welche dieſe ihm zuerſt im Namen ihrer Souveraine, dann für ſich ſelbſt darbrachten, und beſonders freundſchaftlich unterhielt er ſich mit dem öſterreichiſchen Geſandten, welcher dem Könige viel des Angenehmen und Schmeichelhaften zu ſagen wußte.

Wer dem Königspaare zu dieſer Stunde prophezeit hätte, daß es der letzte Neujahrstag ſei, an welchem es die

Huldigungen des hohen Adels und der Vertreter der europäischen Fürsten in den glänzenden Räumen entgegennahm, würde für einen Thoren gehalten worden sein. Vielleicht dachte nur Einer in diesem glänzenden Kreise an eine solche Möglichkeit — der preußische Gesandte.

Nach der Cour erschienen, wie gewöhnlich, minder hochgestellte, aber dafür hochbegünstigte Persönlichkeiten in den Wohngemächern der Majestäten, um ihre unterthänigsten Wünsche darzubringen und den erlauchten Herrschaften zu erzählen, was sich in dieser oder jener Familie, welche den Majestäten bekannt war, ereignet hatte. Auch allerhand Theatergeschichten mußten zur Unterhaltung dienen. Der König erfuhr zu seiner Befriedigung, daß alle Intendanzen das Hoftheater zu Hannover um das Riemann'sche Ehepaar beneideten, daß keine Kapelle Europa's der des musikalischen Georg V. gleichstehe und daß doch Seine Majestät die Regimenter bald wieder mit neuen höchstselbst componirten Märschen beglücken möge.

Der König nahm diese Schmeicheleien mit gnädigem Lächeln auf, machte hie und da eine Bemerkung dazwischen, fragte nach Dem und Jenem, sogar auch nach untergeordneten Künstlern und vertheilte unter seine Günstlinge einige ansehnliche Geldgeschenke. Man muß Georg V. nachrühmen, er gab gern, wie er überhaupt gern Menschen, denen er wohlwollte, glücklich machte.

Auch die Königin unterhielt sich in ihrer leutseligen Weise, welche sie nur außerhalb ihrer Wohngemächer ablegte, mit den Frauen, die durch ihren geringeren Rang von der großen Cour ausgeschlossen waren. Sie fragte auch

nach den Hülfsbedürftigen und Kranken, ließ sich über Einzelne, welche ihr persönlich bekannt waren, genauen Bericht erstatten und übergab der Almosenvertheilerin, was sie als Neujahrsgeschenk für diese Armen bestimmt hatte. Die Zeitungen sprachen nicht von diesen aus christlicher Liebe gespendeten Gaben, aber gewiß ist es, daß Maria von Hannover sich in dem dankbaren Herzen vieler Bedürftigen ein schönes Denkmal erbaut hat.

Vielleicht war Königin Maria nicht energisch oder scharfsichtig genug, um zur rechten Zeit und auf die rechte Weise auf die Entschließungen ihres Gemahls einzuwirken, aber für die Armen im Lande war sie in Wahrheit eine milde Mutter; diese Zeile in der Geschichte Georg V. gebührt der schwergeprüften Frau.

Wie an jedem Neujahrstage fand auch an diesem ein großes Galladiner im Schlosse statt, zu welchem Fremde von Auszeichnung eingeladen waren. Der König, ein eben so liebenswürdiger Wirth wie früher sein Vater, gab sich in bester Laune der Unterhaltung hin, welche frei und lebhaft die feinen Speisen und feurigen Weine würzte. Georg V. glänzte nicht wie Ernst August mit Witz und geistreichem Spott, aber jedes seiner Worte legte Zeugniß für seine gründliche, umfassende Bildung ab. Er neckte nicht, wie es der alte Welfe gethan, die jungen Hofdamen, die oft vor Verlegenheit keine Antworten fanden, dagegen ließ er sich gern als Redner hören und seine Toaste hatten einen religiösen Anklang.

Capitel XV.

Ein Wiederſehen.

Es war an einem jener unbeſchreiblich ſchönen Aprilabende, welche in Norddeutſchland noch nicht der Frühling ſelbſt, aber doch eine liebliche Verkündigung des Lenzes ſind. Emilie hatte die Gräber ihrer Eltern beſucht gehabt und auf dem Heimwege ein halbes Stündchen im Garten ihres Bruders verweilt. Ihre Neffen hatten die erſten Veilchen und Primeln für die liebe Tante gepflückt und zu zierlichen Sträußen gewunden. Emilie betrachtete ſinnend dieſe duftenden Zierden der Flur, wie viele Erinnerungen riefen ſie wach in ihr! Sie gedachte der Zeit, wo es ihre größte Freude geweſen war, das erſte erblühte Veilchen ihrer Mutter zu bringen, der Tage, wo ſie dem Vater geholfen hatte, Hyacinthen und Tulpenzwiebeln zu legen. Wie oft war ſie in den Garten geſchlichen, um nachzuſehen, ob ſich ſchon ihre grünen Knospen zwiſchen den langen Blättern zeigten. Und dann trat die Zeit vor ihre Seele, wo ſie auf geflügelten Sohlen zu ihrer verehrten Freundin geeilt war und dort die köſtlichſten Stunden ihrer jungen Jahre verlebt hatte, geliebt, gehätſchelt, belehrt wenn die alte Gräfin das große bunte Buch ihres Lebens aufgeſchlagen gehabt, Emilien von den glänzenden Hoffeſten erzählt, von den berühmten, intereſſanten Perſonen jener Zeiten Schilderungen entworfen hatte, jener Zeiten, welche, mögen ſie immerhin Tadelnswerthes mit

ſich gebracht haben, doch romantiſcher waren, als die Gegenwart. Wie hatte des jungen Mädchens Herz geſchlagen, wenn die alte Dame von ihrer Liebe zu dem Manne geſprochen hatte, von dem ſie durch ſeine hohe Stellung für dieſes Leben getrennt worden war. Sie lebte in ihrer Erinnerung auch jene unvergeßliche Stunde noch einmal, in welcher ſie dem König Georg das letzte Vermächtniß der Gräfin überbracht hatte. Sie wiederholte ſich jedes ſeiner Worte. Anfangs hatte ſie ſich befangen gefühlt, aber ſpäter, als der König ſie bat, ihm recht viel von jener Jugendfreundin ſeines Vaters zu erzählen, hatte ſie alle Scheu abgelegt. Als ſie endlich entlaſſen wurde, ſagte der König ihr ſeinen Dank und fügte hinzu: „Wenn Sie jemals einen Wunſch haben, den ich erfüllen kann, ſprechen Sie ihn aus, mein Fräulein. Steht es in meiner Macht, ihn zu erfüllen, ſo wird es geſchehn, mein Wort darauf.“

Emilie hatte ihm zur Antwort gegeben: „Ich werde das Wort Ihrer Majeſtät in meinem Herzen bewahren.“ Georg V. hatte erwiedert: „Und ich höre Ihre Stimme noch lange, ich habe den Inhalt Ihrer Rede wie geſchrieben vor mir. Leben Sie wohl, Sie werden mir ewig unvergeßlich bleiben!“

Emilie ſetzte die Blüthen in ein Glas, füllte es mit friſchem Waſſer und erinnerte ſich dabei eines andern ſonnigen Apriltages, an welchem ſie mit Heinrich Marſchner und ſeiner Marianne im Georgengarten gewandelt war.

In einiger Entfernung hatten ſie den König bemerkt, welcher mit ſeinem Sohne, der zu jener Zeit ein ſchöner

Knabe gewesen war, auf und abgegangen war. Das Kind führte den jugendlichen, hochgestalteten Vater und sagte in seiner Unschuld: „O Papa, wenn Du doch die herrlichen Blumen sehen könntest! Du weißt wohl gar nicht, wie hold der Frühling ist," und der König hatte mild wie ein wahrhaft Weiser geantwortet: „Doch, mein Sohn, ich fühle die milde Luft, athme die süßen Düfte ein, und Du wirst Dir vielleicht niemals vorstellen können, wie sehr mich das Lied der Lerche erfreut." Emilie öffnete die Fenster und ließ die frischen Lüfte einziehen, in ihrer Seele gestalteten sich Gedichte.

Wohlbekannte Stimmen weckten sie aus ihren Träumereien. Eugen trat ein mit dem Rufe: „Rathe, wenn ich Dir bringe?"

„Gabriele, Herr von Altenbruck!" jubelte Emilie, die Freundinnen lagen einander in den Armen, dann küßte Altenbruck Emiliens Hand und sagte: „Auf Rath des Arztes will ich Norderney besuchen, vorher aber uns die Freude bereiten, Sie zu sehn, theure Freundin."

„Es ist noch zu früh, um das Bad zu gebrauchen," sagte Gabriele, „wir haben deßhalb beschlossen, den Mai in Hannover zu verweilen, unser Kind und einige Dienerschaft haben wir mitgebracht und uns in British Hôtel niedergelassen."

Als später die Freunde an Emiliens Theetische saßen, kam das Gespräch zwischen Eugen Delmar und Herrn von Altenbruck auf die großen Tagesfragen. Beide Frauen hörten mit Theilnahme zu.

„Glauben Sie mir, lieber Delmar, es kommt zum Kriege zwischen Preußen und Oesterreich,“ sagte Altenbruck. „Die letzte noch gewissermassen freundschaftliche Verhandlung zwischen den beiden Monarchen war der Vertrag, den Franz Joseph I. und Wilhelm I. in Gastein schlossen. Ganz aufrichtig meinte es wohl damals Keiner mit dem Andern. Daß Oesterreich aber in Holstein Volksversammlungen nicht nur zuließ, sondern sogar begünstigte, daß es die lebhaftesten Sympathien für den Augustenburger zeigte, konnte doch der preußischen Regierung nicht angenehm sein. Es geschah dies Alles auch keineswegs aus Liebe zu dem Herzog, sondern um dadurch gegen Preußen einen Schachzug zu thun.“

„Das gern die reichen Elbherzogthümer für sich behalten möchte,“ bemerkte Delmar.

„Natürlich, es ist dies auch für die Schleswig-Holsteiner das Beste. Was würde der Herzog denn anders sein, als der Vasall von Preußen? Uebrigens, bester Delmar, bin ich sehr erstaunt außerhalb Preußens überall das Geschrei von preußischen Rüstungen zu hören, während doch Oesterreich mit großen Rüstungen beginnt.“

„Ja, aber gegen Italien, bester Altenbruck. Zu Ihnen gesagt, ich glaube, daß Preußen so dasteht, daß es jeder Zeit losschlagen kann.“

„Das bestreite ich nicht, obgleich ich, auf meinem Gute lebend und invalid, nicht Genaueres darüber weiß. Ehe der Krieg gegen Dänemark begann, wurden in der preußischen Armee Reformen gemacht, das ist mir bekannt. Sie erwiesen sich als praktisch; Oesterreich hat aber, so viel ich weiß, sich in dieser Hinsicht Preußen nicht zum Muster ge-

nommen. Die perſönliche Tapferkeit ſpreche ich keinem öſterreichiſchen Krieger ab, bei Oeverſee ſchlugen ſie ſich vortrefflich, aber es iſt in der kaiſerlichen Armee nicht Alles ſo im Stande wie bei uns."

„Das müſſen Sie beſſer beurtheilen können als ich, Altenbruck," bemerkte Delmar, „ich bin kein Militär, ſo viel aber iſt mir bekannt, daß die Armeen der Kleinſtaaten, — Gott, wenn Georg V. das hörte! — nun, ich nehme es nicht zurück, — durchaus nicht zum Kriege gerüſtet ſind. Wir haben tapfre Männer, herrliches Material in Fülle, aber die Verwaltung läßt viel zu wünſchen übrig."

„Und wenn ein Sachverſtändiger ſich darüber ausſpricht, wird er eingeſperrt," ſprach Altenbruck.

Delmar bemerkte lachend: „Für einen Landedelmann, welcher ſein Schloß im Gebirge nie verläßt, ſind Sie über unſre Zuſtände ſehr gut unterrichtet, theurer Altenbruck."

„Beſter Delmar, in Preußen müßte man ſich die Ohren zuſtopfen und die Augen verbinden, wenn man nicht von dem, was in der Welt vorgeht, wenigſtens Etwas erfahren ſollte. Unterwegs habe ich auch vernommen, daß Bayern bedeutende Pferdeeinkäufe gemacht hat, daß Sachſen ſeine Armee auf Kriegsfuß geſetzt hat, und mein Schwager ſchreibt mir aus Wien, daß das kaiſerliche Heer in Italien verſtärkt wird. Erzherzog Albrecht iſt zum Oberbefehlshaber über dieſes Heer ernannt worden. Das hätte für Deutſchland nicht viel zu bedeuten, aber auch eine Nordarmee wird kriegsbereit gemacht. Zu was ſoll ſie anders dienen, als gegen Preußen vorzugehn? Feldzeugmeiſter Benedeck wird den Oberbefehl über dieſelbe haben mit unbeſchränkter Vollmacht."

„Wenn ich Kaiser von Oesterreich wäre, würde ich Benedek gegen die Italiener ziehen lassen, und den Erzherzog Albrecht zum Commandanten der Nordarmee machen, falls diese wirklich die Preußen angreifen sollte," warf Emilie ein.

„Und weßhalb, verehrte Freundin?" fragte Altenbruck, „ich sehe aus Ihrer Bemerkung, daß Sie anfangen, einen Krieg zwischen Oesterreich und Preußen für möglich zu halten. Weßhalb wollen Sie dem Erzherzog Albrecht die schwierigste Arbeit übertragen, oder glauben Sie, daß die preußische Armee leichter zu besiegen ist?"

„Durchaus nicht; ich nehme an, daß sie jeder Armee der Welt, die beste nicht ausgenommen, vollständig gleichsteht. Ich bin überzeugt, daß, wenn Frankreich den Italiänern nicht beisteht, diese geschlagen werden. Aber da, wo es sich vielleicht um Sein oder Nichtsein handelt, muß ein Erzherzog mitkämpfen. Der Sohn des Siegers von Aspern scheint mir der richtige Mann für das Commando. Die Armee wird ihm vertrauen und folgen, er darf mehr wagen als ein Feldherr, den die Geburt nicht so nahe an den Thron gestellt hat und endlich — wissen wir von wannen wir kommen und wohin wir gehen? Hat nicht vielleicht der Geist Carls von Habsburg die Macht, in Augenblicken von höchster Bedeutung den Sohn zu umschweben, zu leiten, beizustehen?"

Altenbruck schwieg, Gabriele blickte mit großen Augen halb verwundert halb fragend um sich. Eugen sagte: „Meine gute Schwester hegt seit einiger Zeit mit Vorliebe solche Ansichten. Ich will sie nicht bestreiten, obgleich ich sie nicht theilen kann. Wenn uns aber wirklich die Geister unserer

uns vorangegangenen Eltern zu Zeiten unsichtbar leiten, möchte dann der Geist Ernst Auguste Georg V. regieren, damit dieser, wenn die Regenten Deutschlands zwischen Oesterreich und Preußen wählen sollen, sich zu dem wende, dessen Freundschaft dem Könige und den Hannoveranern Heil bringt."

„Aber, Eugen, wie kannst Du bezweifeln, daß unser König anders handeln wird als gerecht und edel? Unter allen Verhältnissen wird Georg V. thun, was ihm Pflicht und Ehre gebieten."

„Ja, er wird thun, was er Pflicht und Ehre nennt. Er wird zuerst und zuletzt an seine Dynastie denken, deren Erhaltung sieht er im Bunde mit Oesterreich. Er wird auf keinen vernünftigen, ehrlich gemeinten Rath hören."

„Wollen wir denn aber schon in den ersten Stunden unsers Zusammenseins nur von der leidigen Politik sprechen?" rief, flehend die Hände erhebend, Gabriele. „Meine gute Mutter beklagt sich in ihren Briefen immer darüber, daß man gegenwärtig in Wien keine anderen Worte mehr höre, als: Krieg oder Frieden. Bei allen den Rüstungen, welche der Kaiser machen läßt, denkt er jedoch nur an möglichen Krieg mit Italien. Meine Mutter versichert, daß unsere Generäle, ich bitte um Verzeihung, mein liebster Oswald, alle, die meiner Eltern Haus besuchen, fest überzeugt sind, daß es Preußen gar nicht zum Kriege mit Oesterreich kommen läßt. Es wird sich Alles friedlich gestalten."

„Weil die österreichische Regierung sich nicht die Mühe nimmt, sich gründlich über die Wehrkraft Preußens zu unterrichten, meine Gabriele. Man lebt in der Hofburg in dem

naiven Glauben, daß Oesterreich nur mit dem Schwerte zu rasseln braucht, um Preußen zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Im schlimmsten Falle denkt man die Preußen zu schlagen und vielleicht noch obendrein Schlesien zurückzuerobern. Ich begreife solche Verblendung nicht, sie wird furchtbares Unglück über das Land bringen."

Eine scharfe, laute Männerstimme wurde im Vorgemach hörbar, die Dienerin Emiliens antwortete.

„Es ist Doctor Gerstcamp," sagte Eugen, „ich bin überzeugt, er hat wichtige Neuigkeiten und sucht mich auf. Er wird bei mir daheim erfahren haben, wo ich zu finden bin."

„Bitte ihn, einzutreten," sagte Emilie, „es werden ja keine Geheimnisse sein, die er Dir mitzutheilen hat. Ich glaube, Gabriele und unser Freund Altenbruck sind so gespannt als Du und ich, zu vernehmen, was sich zugetragen hat."

Eugen befolgte den Wunsch seiner Schwester und trat jetzt mit dem Freunde ein, welcher, nachdem er die Anwesenden begrüßt hatte, in seiner lebhaften Weise begann: „Der Krieg steht vor der Thür, nun ein Verblendeter kann noch länger daran zweifeln. Preußen und Oesterreich werden in wenigen Wochen gegenüber stehn."

„Ist es möglich?" rief Emilie.

„Woher hast Du Deine Nachrichten, Gerstcamp?" fragte Eugen.

„Aus der sichersten Quelle, die ich aber nicht nennen darf. Man hat vom Wiener Cabinet aus dem Berliner Cabinet den Vorschlag gemacht, den Herzog von Augusten-

burg sofort zum Ragenten des Elbherzogthümer einzusetzen und dem deutschen Bunde die Erwägung der ganzen Angelegenheit zu übergeben."

„Unglaublich, Gerstcamp! Aber dennoch glaube ich Dir, denn Deine Nachrichten sind immer richtig."

„Damit hätte sich ja der Kaiser von Oesterreich thatsächlich von dem Gasteiner Vertrage losgesagt," bemerkte Altenbruck.

„So ist es, wenigstens muß es jeder Rechtskundige so betrachten!" entschied Eugen, „nun ist die große Frage, wie wird Bismarck diese Forderung aufgenommen haben? Sie könnte ihm unter Umständen sehr gelegen kommen."

„Bismarck hat, wie ich mit Bestimmtheit versichern kann, wenig Umstände gemacht. Er hat ganz trocken verlangt, Oesterreich möge seine Armee auf den Friedensfuß stellen, da es keinen Angriff von Italien zu erwarten habe. So lange dieser Weg nicht von Oesterreich eingeschlagen werde, könne die preußische Regierung der nächsten Zeit, in welcher ihr, merken Sie auf, meine Herrschaften, in welcher ihr wichtige und folgenschwere Verhandlungen mit der kaiserlichen Regierung bevorstehen, nicht anders als unter Feststellung des Gleichgewichtes in der Kriegsbereitschaft der beiden Mächte entgegen gehen. Wenn ein energischer Mann wie Bismarck offen ausspricht: wichtige und folgenschwere Verhandlungen mit Oesterreich stehen uns bevor, so ist das genug gesagt für den Weisen," rief Gerstcamp.

„Das ist sicher!“ stimmte Altenbruck bei. Eugen Delmar sagte: „Das Klügste, was meiner Ansicht nach im Fall eines Krieges zwischen den Habsburgern und Hohenzollern die andern deutschen Regenten thun können (denn im Grunde bekämpfen sich doch nur diese Fürstengeschlechter, weil jedes in Deutschland die Oberherrschaft haben will), ist: neutral bleiben.“

„Das wird unmöglich sein,“ sagte Gerstcamp.

„Weßhalb unmöglich? Wie jetzt die Mittel- und Kleinstaaten bei uns gerüstet und befehligt sind, würden sie doch nicht fähig sein, bei einer großen Schlacht den Ausschlag zu geben. Zu was sollen sie sich bei einem Kriege betheiligen, welcher keinem von ihnen, oder, was doch eigentlich die Hauptsache ist, welcher keinem deutschen Staate nützt? Die österreichische Macht hat ihre Flotte, die Südarmee und das Festungsviereck, um Italien in Schach zu halten und ist seine Nordarmee in Wahrheit fünfmalhunderttausend Mann stark, so ist sie der preußischen völlig gewachsen.“

„Bayern, Sachsen, vor allem aber unser König, werden Parthei für Oesterreich nehmen, schon aus persönlicher Zuneigung für den Kaiser Franz Joseph I., aus alter Ergebenheit für das Haus Habsburg. Das katholische Deutschland wird für Oesterreich, ein großer Theil des protestantischen für Preußen Parthei nehmen, und die einzigen Hoffnungen, welche uns noch bleiben, sind die: vielleicht wirken die Vorstellungen der Königin Victoria und Napoleon III., welche den Frieden predigen, und endlich das heut zu Tage: Eisenbahnen, Dampfschiffe, Armstrongkanonen und Zündnadel-

gewehre keinen Krieg von langer Dauer zulassen," behauptete Eugen.

Gerstcamp zog Eugen auf die Seite und unterredete sich mit ihm, Aldenbruck ging in das Nebenzimmer, um einige nothwendige Briefe zu schreiben und die beiden Freundinnen blieben endlich allein, konnten einander ungestört Alles mittheilen, was ihre Herzen bedrückte und beseligte.

Emilie fand ihre Gabriele womöglich noch liebenswürdiger als früher, weil sie sich glücklich fühlte an der Seite eines Gatten, welcher sie eben so verehrte als liebte und der in ihr sein liebstes Kleinod sah. Gabriele dagegen bemerkte, daß ihrer Freundin liebes Antlitz, obgleich noch immer anziehend, gar so bleich und geisterhaft war, daß ihr, bei aller scheinbaren Ruhe, doch die innere Ruhe zu fehlen schien. Die junge Frau bedachte nicht, daß Emilie für die Geschicke Deutschlands, vor Allem aber für das ihres Königs, eine so lebhafte Theilnahme hegte, daß jetzt, wo jeder Tag verhängnißvoll für ihn zu werden drohte, unmöglich Ruhe von ihr, der Schwärmerin, erwartet werden konnte.

Capitel XVI.

Der Anfang vom Ende.

Die Eilenriede bei Hannover ist immer schön, wenn sich das Wetter nicht zu unfreundlich zeigt. Selbst an Wintertagen, wenn Schnee und Eis die Bäume krystallisirt

haben, besuchen die Bewohner der Hauptstadt sie gern; an lieblichen Frühlingsmorgen jedoch, wenn ein frischer Windhauch die prächtigen Bäume bewegt und der Duft der Waldmeisterblüthe die Luft würzt, geht jedem Menschen, der Empfänglichkeit für den Zauber der Natur besitzt, in diesem Walde das Herz auf.

Am vierzehnten Juni 1866 strahlte die Sonne in vollster Pracht. Schon in den frühen Morgenstunden war die Eilenriede voll von Spaziergängern, welche sich an der schönen Umgebung erfreuen wollten. Aber nicht nur harmlose Lustwandler erblickte der Beobachter, so mancher gute Bürger und treue Hannoveraner ging heute nachdenklicher und ernster als sonst unter den Bäumen auf und ab. Dieser suchte Bekannte auf, während mancher hochgestellte Mann, um nicht gefragt zu werden, seinen Bekannten auswich. Hie und da bildeten sich Gruppen, mit wenig Worten. Die Physiognomie des Lustwäldchens hatte sich, wie mit einem Zauberschlage verändert. Vor dem neuen Hause, in welchem Delnors Freund, Gerstcamp, täglich zu frühstücken pflegte, hatte sich eine Gruppe von Männern gebildet, von denen einige ihr Frühstück noch nicht berührt hatten. Unter ihnen befanden sich Eugen Deleamp, Doctor Gerstcamp, Ernst Hartwig und sein älterer Bruder Georg. Jetzt gesellte sich Doctor Bergmann zu diesen Herren. Sein in der Regel heiteres, frisches Gesicht sah heute blaß und sorgenvoll aus. Er dachte an seinen Sohn, dem als Offizier vielleicht bald bevorstand, in einen Kampf zu ziehen, welchen damals fast Jeder als Bürgerkrieg betrachtete.

„Wissen Sie Neuigkeiten, Doctor Gerstcamp?“ fragte

Doctor Bergmann. „Ihr Vetter ist ja Leibarzt des Ministers des Auswärtigen, konnte er nicht erfahren, welche Instructionen unser Bundestagsgesandter, Herr von Heimbruch, erhalten hat?“

„Die Excellenz befinden sich jetzt bei guter Gesundheit und mein Vetter kommt jetzt nicht in des Ministers Palais, würde aber wahrscheinlich auch Nichts erfahren. Wie wir Alle unsern König kennen, dürfen wir wohl mit Recht annehmen, daß er bei der Abstimmung sich auf Oesterreichs Seite stellen wird.“

„Als deutscher Bundesfürst kann er auch nicht anders handeln,“ sagte ein höherer Beamter.

„Verzeihen Sie,“ nahm Delmar das Wort, „das bestreite ich. So viel mir bewußt, haben die deutschen Fürsten, als sie im Jahre 1815 den Bund schlossen, in die Statuten nur den Artikel aufgenommen, daß jeder deutsche Regent verpflichtet ist, seinem Bundesbruder beizustehen, sobald dessen Gebiet von einem nichtdeutschen Monarchen angegriffen wird. Wenn dem aber nicht so wäre, so sehe ich doch für den König von Hannover durchaus keine Verpflichtung, aus seiner Neutralität heraus zu treten, da sowohl die österreichische wie die preußische Regierung gewissermaßen die andern deutschen Regierungen desavouirt haben, besonders die sächsische und die hannoversche. Vereint haben Oesterreich und Preußen unsre Truppen und die königlich sächsischen aus den Elbherzogthümern getrieben. Man als hätten, meiner Ansicht nach, Deutschlands Regenten wie ein Mann auftreten sollen. Das ist nicht geschehn, sowohl Hannover als Sachsen hat diese Beleidigung hingenommen,

jetzt hat Hannover keine Verpflichtung gegen eine dieser deutschen Großmächte, wenn es sich um ihre Streitigkeiten unter sich handelt."

„Ich stimme Delmar bei," rief Ernst Hartwig. „Unser König hat auch nicht das Recht, das Land und seine Bewohner den Wechselfällen eines Krieges auszusetzen, der vermieden werden kann. Preußen, unser mächtiger Nachbar, kann nicht mehr verlangen als Neutralität."

„Gewiß, so ist es!" ertönte es von mehreren Seiten. „Bennigsen und Miquel denken ebenso," ließ einer der Herren sich vernehmen. „Sie wünschen eine Adresse an den König zu richten, in welcher sie ihn beschwören wollen, vollständig neutral zu bleiben. Die meisten Mitglieder der Kammer sollen geneigt sein, diesem Antrag beizustimmen."

Noch lange wurde lebhaft über diesen Gegenstand gesprochen, bis endlich der Wunsch, Neuigkeiten aus Frankfurt, Wien und Berlin zu erfahren, die Herren nach der Stadt trieb.

In banger Ungewißheit verstrichen den Bewohnern der Residenzstadt, welche, dem Hofe nahe, bereits mehr wußten, als die Einwohner anderer Städte, die nächsten Stunden. Mit fieberhafter Ungeduld wurden neue Nachrichten erwartet. Die Mehrzahl der Bürger hoffte mit Sehnsucht, daß Georg V. sich fern von einem Kampfe halten möge, bei welchem im glücklichsten Falle das Land nichts gewinnen konnte. Dagegen wünschten Andere, Hannover möge wo möglich sich eng an Preußen anschließen, während es unter den Katholiken und namentlich in der Nähe des Königs Personen gab, welche Hannovers Heil und Wachsthum in der Allianz mit

Oesterreich erblickten, Sie glaubten fest, daß Preußen geschlagen und Oesterreich mindestens Schlesien wieder erhalten würde. Von kaiserlicher Dankbarkeit erwarteten sie für den von Hannover geleisteten Beistand vielleicht Westphalen und es konnte kommen, daß die Hansastädte den König von Hannover als Oberlehnsherrn erkennen mußten. Ohnehin trug sich der König schon seit längerer Zeit mit der Idee, eine deutsche Flotte zu gründen, welche, wie in alten Zeiten, Deutschland auch zur See Achtung verschaffen sollte.

Am fünfzehnten Juni sollte ein großes Schauturnen abgehalten werden, aber, obgleich sich eine große Menschenmenge nach dem Turnplatze begab, wurden doch die Turner, nachdem sie mit lautem Zuruf begrüßt worden waren, verhältnißmäßig wenig beachtet. Von Frankfurt am Main waren Zeitungen und Telegramme eingetroffen. Personen, welche sich sonst kaum erzählen ließen, was in den Zeitungen steht, liefen heute an die Straßenecken, um die soeben angeschlagenen Telegramme zu lesen. Alte Leute, die sich in der Regel mühsam auf den Straßen fortschleppten, liefen jetzt hinter den Estafetten her, um die neuesten Nachrichten zu erhalten. Für die Straßenliteratur begann eine Blüthenzeit wie im Jahre 1848.

Die Zeitungen und Depeschen erzählten, daß Bayern, Sachsen, Hannover, Württemberg, Baden, die beiden Hessen, Nassau und noch einige kleinere Fürsten bei der Abstimmung zu Frankfurt am Main sich auf Oesterreichs Seite gestellt hätten. Daß ferner Hannover zwar für Mobilisirung gestimmt, aber gegen die (factisch schon als vollzogen angezeigte) Mobilisirung von drei österreichischen Armeecorps und

die Wahl eines Bundesfeldherrn bestimmt habe. Es habe sich demnach von einer offenen Erklärung des Krieges, wie sie im Antrage vom 18ten Juni lag, frei gehalten.

Als das Turnen zu Ende war, dachte keiner der Zuschauer an das Zuhausegehen. Im Gegentheil, Personen, welche den Tag über durch Berufsgeschäfte zu Hause gehalten worden waren, verließen ihre Wohnungen, um entweder auf den Straßen oder in öffentlichen Localen ihre politischen Ansichten auszusprechen und die Meinungen Anderer zu vernehmen.

Man erzählte, daß Prinz Isenburg am Morgen dem Grafen Platen-Hallermund eine Sommation von dem Könige von Preußen übergeben habe, wonach sich der König von Hannover binnen wenig Stunden zu erklären habe, ob er die hannöversche Armee sofort auf den Friedensfuß setzen und der Berufung eines Parlaments beistimmen wolle oder nicht. Falls Georg V. zustimme, sollten ihm seine Souverainitätsrechte nach Maßgabe der Reformvorschläge vom vorhergehenden Tage garantirt werden, wo nicht, müsse Hannover als im Kriegszustande gegen Preußen von Wilhelm I. betrachtet werden.

Während Einzelne erbittert die Forderung Preußens geradezu Gewaltthätigkeit nannten, erklärten die meisten Mitglieder der Kammer, sowie die Magistratspersonen, daß Unnachgiebigkeit von Seiten König Georgs das ganze Land unglücklich machen könne, da sich die hannöversche Wehrkraft nicht mit der preußischen messen könne.

Gegen Abend waren die Hauptstraßen Hannovers voll von Menschen, welche nach Neuigkeiten fragten, und den

Abzug des Gardejägerregimentes erwarteten. Das Gerücht, der König wolle die Hauptstadt verlassen, verbreitete sich blitzschnell, auch flüsterte man einander zu, daß bereits die Silberkammer gepackt und ein Theil derselben fortgeschafft worden sei, daß die Preußen schon die Grenzen überschritten hätten, daß General von Manteuffel sich mit seiner Division von Schleswig nach Harburg begeben und das kleine Detachement des vierten hannöverschen Dragonerregimentes, welches bisher in Harburg gelegen, bereits abgezogen sei. Später stellte es sich heraus, daß diese Truppen zwei Stunden vor General von Manteuffel's Einzug nach Winsen abgezogen waren und die Eisenbahn zerstört hatten.

Wer Hannover kennt, weiß, daß nach zehn Uhr in dieser Stadt das Straßenleben aufhört. Theater und Concertsäle werden um diese Zeit geschlossen, der Bürger Hannovers sitzt solid im Kreise seiner Familie, von den lustigen Zechern, den eifrigen Freunden des Kartentisches merkt man wenig, sie sind in Hannover nicht in großer Zahl zu finden. Auch die Fenster der meisten Häuser werden nach zehn Uhr dunkel, nur aus den Palästen und Hotels pflegt noch zu späterer Stunde Lichtglanz zu schimmern. In der Nacht vom fünfzehnten bis sechzehnten Juni herrschte diese friedliche Dunkelheit und Stille nicht, im Gegentheil, auf den Straßen wanderten Viele, deren Schicksal von dem Entschluß des Königs Georg abhing, in fieberhafter Hast auf und nieder. Aus den Häusern strahlte helles Licht, denn die meisten Familien hatten sich nicht zur Ruhe begeben. Es war bekannt worden, daß eine Deputation, bestehend aus Magistratspersonen und Bürgervorstehern, sich nach Herren-

hausen zum Könige begeben habe, um den Monarchen unterthänig zwar, aber dringend zu bitten, die eingeschlagene Politik zu verlassen.

Der König Georg befand sich mit dem Kronprinzen und mehreren Herren aus seinen nächsten Umgebungen in eifrigem Gespräch, als kurz vor Mitternacht die Deputation bei ihm angemeldet wurde. Sie kam in Wahrheit in der zwölften Stunde. Der König, welcher viel von dem lebhaften Geiste seiner Eltern besitzt und ohne sein körperliches Leiden ein muthiger, thatkräftiger Mann sein würde, schien diese Deputation erwartet zu haben, denn er hatte seine Galla-Uniform mit dem großen blauen Bande angelegt und befahl in liebenswürdigem, durchaus nicht von Niedergeschlagenheit zeugendem Tone, die Herren vorzulassen. König Georg V. trat den Herren einen Schritt entgegen, erwiederte ihre ehrerbietige Verbeugungen, als ob er dieselbe gesehen hätte, mit einem freundlichen Nicken des Kopfes und sagte mit gewinnendem Lächeln: „Sie kommen zu ungewöhnlicher Stunde, aber ich bin bereit, Sie zu hören, sprechen Sie, meine Herren.“

Der Stadtdirektor Rasch nahm das Wort und schilderte dem König mit ebenso viel Wärme als Klarheit die Lage des Landes, die Stimmung der Bevölkerung. Er gab dem Monarchen zu bedenken, daß von Oesterreich keine Hülfe für Hannover kommen könne, daß die Bundesfürsten, unvorbereitet auf diesen Krieg, eben so wenig genügend gerüstet seien, als die Hannoveraner, daß der König von Preußen ja weiter nichts verlange, als strengste Neutralität, und daß der König ganz Europa gegenüber von jeder Wortbrüchigkeit

freigesprochen werden müsse, da er ja nur der ehernen Stimme der Nothwendigkeit und den Bitten des Volkes nachgegeben habe, wenn er neutral bleibe."

König Georg hatte mit vorgeneigtem Haupte und großer Aufmerksamkeit die Rede des Stadtdirectors angehört. Als dieser tiefbewegt schwieg, trat der König einen Schritt zurück, richtete sich zu seiner vollen Höhe auf und den Kopf empor zum Himmel gewandt, mit einem Ausdrucke, als sei er inspirirt, sagte er mit voller Stimme und lebhaftem Ausdrucke: „Ich habe Sie angehört, Herr Stadtdirector, keines Ihrer Worte ist meinem Ohr entgangen, jedes von mir wohlerwogen worden. Ich begreife, daß Sie so denken, wie Sie es mir eben vorgetragen haben, allein ich, als König, Welf und Christ kann so nicht denken, wie Sie, die Bürger meines Landes. Vor ganz Europa, ja vor der Welt bin ich als Souverain anerkannt, ich kann nicht auf die von Preußen gestellten Bedingungen eingehen, da die von jener Regierung gemachten Reformvorschläge mir wenig Bürgschaft für meine Souverainetät geben. Die militärische Ehre meiner Armee, die ich, ihr Kriegsherr, zu wahren habe, gestattet mir nicht, das Heer auf Preußens Befehl auf den Friedensfuß zu stellen. Ich, der Welf, dessen Ahnherr die deutsche Kaiserkrone trug, ich, der Enkel des ältesten Dynastiengeschlechtes, dessen Glieder die ersten Kronen der Welt auf ihren Häuptern sahen und noch sehen, kann mich keinem Könige unterordnen. Als Christ habe ich Gottes Gebot zu erfüllen, mein Gewissen vor Meineid und Bundesbruch zu bewahren. Ich habe mein Wort als König, Welf und Christ gegeben, zu Oesterreich zu stehen, ich muß als

Ehrenmann es halten" und mit Enthusiasmus fügte er hinzu: „ich werde es halten und sollte ich es mit meinem Tode besiegeln!"

Als der König seine Rede geendet hatte, herrschte einige Minuten Todtenstille in dem Gemache. Niemand wagte dem Gebieter ein Wort entgegen zu setzen, obgleich die Väter der Stadt noch viel mehr auf dem Herzen hatten, als sie bisher ausgesprochen. Die große Wanduhr verkündete die Mitternachtstunde, aus der Stadt trieb der Wind den Schall, den die dumpfen Schläge der großen Glocken von den Kirchthürmen herab ertönen ließen.

Endlich brach der Kronprinz das Schweigen, „ein neuer Tag beginnt," sagte er nicht ohne Schüchternheit. „Was wird er bringen? Soll ich vielleicht —"

„Was der Tag bringt, muß hingenommen werden, mein Sohn," unterbrach der König den Kronprinzen und, zu der Deputation gewendet, sagte er freundlich, aber mit großer Entschiedenheit: „Meine Politik ist keine feindselige gegen Preußen, sie ist eine streng föderative, deßhalb habe ich dem österreichischen Bundesantrage beigestimmt. Sollte es jetzt der Selbstständigkeit der hannöverschen Krone, des Landes gelten, so wird, das bin ich überzeugt, jeder Hannoveraner seinen letzten Blutstropfen dafür vergießen. Ich werde meine Residenz verlassen, um mich mit dem Kronprinzen zu meinem Heere zu begeben. Meine theure Gemahlin, die Königin, meine geliebten Töchter, die Prinzessinnen, lasse ich als Pfänder hier zurück. Ich täusche mich nicht," fuhr der König fort, und eine Wolke überflog seine klare schöne Stirn,

„ich bin außer Stande, einer überlegenen Kriegsmacht gegenüber das Welfenreich vor dem Drucke einer feindlichen Occupation zu schützen; indessen hoffe ich mich bis zu bessern Zeiten mit meinen Truppen im Süden des Königreiches halten zu können. Das ist mein fester, wohlerwogener Entschluß, machen Sie denselben in der Stadt bekannt. Meine Herren, Gott geleite Sie."

Die Deputation war entlassen. Bestürzt, tief traurig verbeugten sich die Herren und zogen sich zurück. Wie sie den König kannten, wußten sie, daß Widerspruch ihrerseits den Beschluß dieses Mannes von eisernem Character nicht ändern würde. Eins nur konnte der Sachlage augenblicklich eine andere Wendung geben, eine Palastrevolution, Verhaftung des Monarchen. Warum aber dachte vielleicht nur Einer daran? Warum, wenn Einer diese Revolution für nöthig hielt, sprach Keiner solchen Gedanken aus?

Weil Georg V., was auch seine Gegner von ihm sagen mögen, durch seine Persönlichkeit imponirte, ungeachtet seiner Blindheit und weil dieser Fürst, in der festen Ueberzeugung, daß er gerecht handle, mit granitner Festigkeit auftrat. Vielleicht hielten auch damals noch Viele den Sieg Oesterreichs für gewiß und des Königs Handlungsweise durchaus nicht für unpolitisch. Handelte doch der kluge König von Sachsen ebenso, obgleich diesem die Geschichte Sachsens gelehrt haben konnte, daß für dieses Land das Halten zu Oesterreich immer nur Kriegsunglück gebracht hatte. Friedrich August, den die Geschichte den Gerechten nennt, verlor, weil er sein Napoleon I. gegebenes Wort nicht brechen wollte, die größre Hälfte seines Landes, wodurch der Grund zu dem späteren

Wachsthum Preußens oder — vielleicht zur deutschen Einheit gelegt wurde.

Capitel XVI.

Der Abſchied.

Mitternacht war längſt vorüber, noch immer wachten die Bewohner der Reſidenzſtadt, um die Antwort zu erfahren, welche die Väter der Stadt vom Könige erhalten hatten. In ihrem Schreibzimmer ganz allein ging Emilie in fieberhafter Unruhe auf und ab, ihren Bruder erwartend. Endlich vernahm ſie ſeinen wohlbekannten Schritt und noch einen, den ſie nicht kannte. Sie öffnete die Thüre, vor ihr ſtand Eugen, hinter demſelben der Lieutenant Ernſt Bergmann.

„Endlich, endlich, Eugen!“ rief Emilie, die Herren in das Zimmer einladend, „Du ſiehſt blaß aus, auch Sie haben ungewöhnlich bewegte Mienen, ich kann mir des Königs Entſcheidung denken, ſie lautet Krieg.“

„So iſt es, alle vernünftigen Vorſtellungen der Deputation, die aus lauter ehrenhaften loyalen Männern beſtand, waren vergebens. Georg V. iſt ebenſo hartnäckig wie ſein Vater, ohne deſſen Erfahrung und Einſicht zu beſitzen.“

„Ernſt Auguſt würde auch ſein königliches Wort gehalten haben, vor Preußens Drohungen nicht zurückgewichen ſein,“ ſprach Emilie.

„Ernst August würde jedenfalls besser gerüstet gewesen sein, als unser König, der den romantischen Einfall hat, zur Armee zu gehen, wo er doch nur hindern kann. Doch ich will mich jetzt nicht in Streitigkeiten mit Dir einlassen, liebe Emilie, sondern heim eilen. Meine Familie erwartet mich und da die Preußen schneller da sein können, als sich der König träumen läßt, will ich alle Papiere, die ich als Beamter in Verwahrung habe, ordnen und in Sicherheit bringen."

„Sie sollten nach Hannover kommen, diese Preußen, welche unserm König Gesetze vorschreiben wollen?" rief entrüstet Emilie aus. „Hannover ist stark genug, sich vor den Truppen zu schützen, welche für Hannover bestimmt sind, König Wilhelm wird seine Armee gegen die österreichische nöthig haben. England ist ebenfalls noch mächtig, Victoria hat das Erbrecht ihrer Kinder auf Hannover zu wahren und wird nicht dulden, daß die Preußen das Land ihrer Ahnen occupiren."

„Du redest wie eine Frau; England, ich meine damit die Regierung, kümmert sich keines Schillings Werth um den Besitz von Hannover und persönliche Freundschaft hat nie zwischen Ernst August und den Seinen und Victoria und den Ihren bestanden. Mich ruft die Pflicht, gute Nacht, Emilie."

„Ich bleibe noch eine Minute bei Ihnen, Fräulein Emilie," nahm Lieutenant Bergmann das Wort, „ich werde wahrscheinlich noch in dieser Nacht mit meinem Regimente fortziehen müssen. Die letzten Stunden gehören meinen Eltern und Geschwistern, vorher aber will ich Ihnen Lebe-

wohl sagen und Dank, warmen Herzensdank für alle die unzähligen Beweise von ich möchte sagen mütterlicher Liebe, die Sie mir gegeben haben."

„Sagen Sie immerhin mütterlich; als Sie geboren wurden, mein guter Ernst, war ich schon ein erwachsenes Mädchen," entgegnete Emilie mild lächelnd. „Sie ziehen in den Kampf für das Vaterland, für einen König, welcher furchtlos und treu an seines Geschlechtes Wahlspruch: nunquam retrorsum festhält. Gott geleite Sie, Gott segne Ihre Waffen und lasse Sie, mein lieber Ernst, ruhmreich wiederkehren."

„Möge Ihr Wunsch in Erfüllung gehen!"

„Das sagen Sie mit so niedergeschlagener Miene? Sie, Ernst, der so fröhlich, voll Todesverachtung gegen die Dänen auszog?"

„Damals galt es, einen Bruderstamm vom Dänenjoche zu befreien. Daß wir in den Herzogthümern zur Unthätigkeit verdammt wurden, hat mich tief erbittert. Ich kann das Preußen nicht verzeihen, aber auch nicht Oesterreich, und deßhalb bin ich, obgleich Kriegsmann, für Neutralität Hannovers. Aber ich sehe auch, Tante Emilie, wie wenig, ja gar nicht vorbereitet wir sind, einem überlegenen Feind zu begegnen. Ich habe mit meinen älteren Kameraden gesprochen, von Vorgesetzten gehört, daß sie von den andern Bundestruppen wenig Beistand für uns erwarten!"

„Sollten Bayern, Sachsen, Württemberg nicht gerüstet sein?" fragte Emilie.

Ernst schüttelte den Kopf. Sachsen vielleicht, diese werden sich wahrscheinlich an die österreichische Armee anschließen,

nach Böhmen ziehn," antwortete er bedächtig, „und deßhalb wäre es gewiß klüger vom König und vortheilhafter für das Land, wie für ihn ſelbſt geweſen, die ſtrengſte Neutralität zu beobachten. Ihnen will ich bekennen, was kein Anderer erfahren ſoll, Tante Emilie. Sie wiſſen, daß ein Zufall mich zu dem Kronprinzen führte, als wir beide noch Knaben waren. Die Königin erfuhr, daß der erſte Geburtstag des Kronprinzen mein Tauftag war, daß meine Eltern den älteſten Bürgerfamilien der Stadt entſproſſen ſind und deßhalb, vielleicht auch weil ich leidlich ſinge, wurde ich oft zu den kleinen Geſellſchaften befohlen, welche für den Königsſohn veranſtaltet wurden, obgleich ich nur ein bürgerlicher Cadet war. Sie wiſſen auch, daß —" hier überzog glühende Röthe das ſchöne Geſicht des jungen Offiziers — „Sie laſen doch in meiner Seele, mein Leben, mein Herzblut der Königin und den Prinzeſſinnen geweiht iſt. Heute nun eilte ich nach Herrenhauſen und wartete im Palais, bis es mir gelang, meinen fürſtlichen Freund zu ſprechen."

„Prinz Ernſt Auguſt gleicht der Mutter mehr als dem Vater, ich fürchte, er hat nicht die Standhaftigkeit des Königs Georg und des Großvaters, deſſen Namen er trägt," ſagte Emilie, „aber fahren Sie weiter fort, lieber Ernſt."

„Ich mußte lange im Vorzimmer warten, der Kronprinz befand ſich bei dem Könige, Niemand wagte, ihm zu melden, daß ich da ſei. Viele angeſehene Perſonen aus der Hauptſtadt und aus den Provinzen kamen und gingen, aber dennoch herrſchte im Schloſſe große Ruhe, aus perſönlichem Reſpect vor dem Könige. Es wurde nur geflüſtert. Endlich erſchien der Kronprinz in ſeinem Vorzimmer, wahrſchein-

lich, um sich zur Ruhe zu begeben, es war beinahe zwei Uhr. Er sah aufgeregt aus und rief erstaunt: „Was bringt Sie zu solcher Stunde hierher, lieber Bergmann?“

„Aufrichtige Anhänglichkeit an Ihro königliche Hoheit, an Ihro erlauchtes Haus,“ gab ich zur Antwort und schilderte ihm nun ebenso wahr als lebendig die Stimmung des Landes, in der Stadt. Ich versicherte ihm, daß zuverlässigen Nachrichten zufolge die Bundestruppen nicht besser vorbereitet wären, als wir, daß die Preußen auf das Beste gewaffnet seien und unter der ausgezeichneten Führung, die sich im Kriege gegen die Dänen bewährt habe. Ich sagte ihm, daß Graf Bennigsen mit seiner Meinung, es könne ein Widerstand gegen Preußen den Sturz der Dynastie zur Folge haben, nicht allein stehe. Der Prinz hörte mich ruhig an, nach einer langen Pause sagte er: „Ich danke Ihnen, lieber Bergmann. Gewiß, Sie meinen es treu, aber ich vermag Nichts über den König, wo es sich um seine königliche Würde, um sein gegebenes Wort handelt.“

„Aber als Nachfolger haben Sie sowohl Pflichten als Rechte; königliche Hoheit *sehen*, wie Alles steht, wandte ich ein. Der Kronprinz lächelte trübe und entgegnete: „Mein Vater ist noch jung, die Welfen sind ein langlebiges Geschlecht, fern wird der Tag sein, und so wünsche ich es, an dem ich meinen Vater, der nie anders als gütig gegen mich war, beweine. Ich gestehe, ich bin nicht so hoffnungsvoll wie der König, auch meine Mutter ist es nicht, aber da selbst die Vorstellungen des Hofpredigers nichts über den gnädigsten Herrn vermocht haben, so ist Nichts mehr zu ändern.“ Der Kronprinz drückte mir die Hand mit den

Worten: „Behüte Sie Gott, lieber Bergmann, und mögen wir uns in froheren Tagen gesund wiedersehn.“

„Das gebe Gott!“ sagte Emilie. Ernst fügte hinzu: „Ich flog durch die Gänge des Gartens, ein unwiderstehlicher Zug des Herzens trieb mich zu dem Mausoleum, in dem Ernst August und Königin Friederike ruhen. Zu meiner Verwunderung fand ich die Thüre desselben offen, täuschte mich das schwache Licht des Mondes nicht, so sah ich eine weiße Gestalt im Innern knieen. Ich muß bekennen, einen Augenblick fühlte ich, daß mein Herz still stand, es überlief mich kalt, kaum wagte ich es, vorwärts zu schreiten. Da regte sich die Gestalt, sie erhob sich und schritt auf den Ausgang zu, es war eine Dame, welche an jener geweihten Stätte gebetet hatte. Sie erkannte mich, blieb stehn und sah mich fragend an, ich wagte nicht zu sprechen. Endlich brach sie das Schweigen und flüsterte: „Auch Sie, Herr Lieutenant, werden zum Heere gehn?“ „Noch heute,“ gab ich zur Antwort. Sie fuhr fort: „Sie kämpfen für die gerechte Sache, Gott wird Ihre Waffen segnen. Darauf blickte sie zum Himmel empor, ich bemerkte, daß in ihren Augen Thränen glänzten. Sie reichte mir die Hand und sagte seufzend: „Der König und der Kronprinz wollen bei dem Heere bleiben, sollten Sie diese Theuern in Gefahr sehen, dann seien Sie zu ihrem Schutze bereit. O Gott! es scheint mir, als ob die Sterne erbleichten und doch wird es nicht Tag. Leben Sie wohl!“ Ich wagte es, ihre Hand ehrerbietig zu küssen, sie zog den Schleier über ihre Lippen und war mir aus den Augen wie eine Erscheinung. Ein Handschuh war mir entfallen, als ich mich bückte, ihn aufzu-

heben, kam mir auch eine blaue Schleife in die Hand, sie war aus ihrem Haar losgegangen, als sie sich in den Schleier gehüllt hatte, ich betrachtete diese als Talisman, vielleicht als erstes und letztes Andenken.

Ein Kammerdiener kam, die Thüre des Mausoleums zu schließen und ich verließ den Garten. Morgen, Tante Emilie, werde ich nicht mehr in Hannover sein, darum sage ich Ihnen jetzt Lebewohl."

„Wir werden uns wahrscheinlich eher wiedersehn, als Du denkst, Ernst. Auch ich bleibe nicht hier, die Unruhe würde mich wahnsinnig machen. Ich bin nicht jung und stark genug, um wie Leonore Prohaska in den Reihen der Krieger zu kämpfen. Ich könnte keinen Menschen tödten und gälte es mein Leben, aber nützlich will ich mich machen. Ich werde, um nicht aufzufallen, die bescheidene Tracht der Diaconissen anlegen und mich dem Gefolge des Königs anschließen. „Es könnte kommen, daß Pflegerinnen gebraucht würden."

„Das glaube ich auch, Tante Emilie."

„Mein Bruder wird dagegen sein, deßhalb wird er nicht eher von meinem Thun hören, als bis ich fort bin. Sieh, Ernst, hier ist mein Anzug, in dieser Börse habe ich Goldstücke und Banknoten, jenes Kästchen dort enthält stärkende Essenzen und Charpie, dazu habe ich Muth und Bereitwilligkeit jedes Opfer zu bringen für mein Vaterland, für den König."

„Gott wird Ihr edles Vorhaben segnen und nun auf Wiedersehen!" rief Eugen.

Der Jüngling küßte die Hand seiner mütterlichen Freundin, sie berührte segnend seine Locken, dann eilte er fort auf die Straßen, über welchen bereits die Morgendämmerung schwebte. Es fing an lebendig zu werden. Im Hause seiner Eltern wurde Ernst erwartet, auch die alten Großeltern waren gekommen, ihrem Lieblinge Lebewohl zu sagen. Einige junge Offiziere, Freunde von Ernst und in der Bergmannschen Familie heimisch, traten ein, Neuigkeiten zu erzählen. Es wurde rasch aber reichlich gefrühstückt.

„Wir nehmen Revanche für Rendsburg!“ rief ein Oberlieutenant lustig aus.

Noch einmal wurde Jedem in dem Kreise die Hand gedrückt, Ernst von den Seinigen gesegnet und umarmt, dann eilten die jungen Kriegsmänner fort, um ihres Königs Gebot zu erfüllen.

Capitel XVII.

Göttingen.

Am sechzehnten Juni in den frühen Morgenstunden hatten erst einige hundert Mann die Universitätsstadt besetzt. Der König war mitten in der Nacht von Herrenhausen aufgebrochen und kam mit dem Tageslicht an. Er hatte ein großes Gefolge bei sich und stieg im Gasthof zur Krone ab. Als käme der Landesherr im tiefsten Frieden, so benahm sich seine Umgebung. Alle Regeln, welche die Etikette

vorschreibt, wurden befolgt, jeder Luxus, an welchen der König gewohnt, war von dem Hofmarschallamt nach Göttingen befördert worden. Der König, romantischer Gemüthsart, befand sich in einer gehobenen Stimmung und sah mit geistigem Auge nur die Glorie, aber nicht die furchtbaren Nachtseiten des Bürgerkrieges, dessen Ausbruch mit dem ersten Schusse erfolgen mußte. Er hörte den ersten Trommelschall, die Rosseshufe der vorüberziehenden Reiterei, es wurde ihm von Viertelstunde zu Viertelstunde gemeldet, daß neue Truppentheile eingetroffen seien, er freute sich an diesen Nachrichten und an dem Rollen der großen Wagen, welche Gepäck und herrliches Kriegsmaterial von Hannover brachten.

Die erste Hiobspost in Göttingen mußte der Kronprinz seinem Vater überbringen, es war die Proclamation, welche verkündete, daß Manteuffel mit seiner Division sich in Harburg festgesetzt hatte. Sie lautete:

„Hannoveraner! Seit Wochen hat Se. Majestät mein König und Herr sich bemüht, die schwebenden Fragen mit dem königlichen Cabinet in Hannover vertragsmäßig zu ordnen. Es ist verweigert worden. Die Sicherheit Preußens erfordert, daß im Rücken seiner Armee keine Feinde bleiben. Mein König und Herr hat daher die Entlassung der Soldaten verlangt, welche über die Friedensstärke der königlich hannoverschen Armee eingezogen worden sind. Nur durch die Gewährung dieser Forderung würden Hannover die Leiden des Krieges erspart sein. Bis dahin muß ich Hannover als im Kriegszustande gegen Preußen betrachten und hienach handeln. Ich rücke nicht als Feind der braven Einwohner des Königreiches ein. Ihr Privateigenthum wird

streng geschont werden. Die königlichen Truppen werden die preußische Disciplin auch hier bewähren. Hannoveraner! kommt auch Ihr ihnen freundlich entgegen.

Harburg, den 16. Juni 1866. (gez. v. Manteuffel.)

Jetzt konnte der König an dem furchtbaren Ernst der Lage nicht mehr zweifeln. Preußische Truppen befanden sich bereits unter einem energischen Befehlshaber auf dem Boden des Welfenreiches. Dennoch dachte Georg V. nicht einen Augenblick an Nachgeben, im Gegentheil, er hoffte, daß seine Armee die preußischen Regimenter so lange würde in Schach halten können, bis die Bayern oder Hessen den Hannoveranern zu Hülfe kämen.

Im Kriegsrath, dem der König als Präsident beiwohnte, stimmten einige der Herren für sofortigen Aufbruch von Göttingen. Man war überzeugt, daß es das Klügste sei, über Kassel und Fulda hinaus vorzudringen und sich mit den Hessen und Bayern zu vereinigen. Aber da die Armee erst organisirt werden mußte, so konnte der sofortige Ausmarsch aus Göttingen nicht ausgeführt werden. Der König wollte überall selbst entscheiden und konnte sich von dem Gedanken, welcher sein Handeln bestimmte, nicht losmachen, es war der: daß ihm Bundestruppen zu Hülfe kommen würden.

Hätten die Preußen langsamer operirt, wäre wahrscheinlich Georg V. Gedanke verwirklicht worden, aber mit Blitzesschnelle rückten die Truppen Wilhelm I. auch in Hessen-Kassel ein. Sie hatten sich schon festgesetzt, als in Hannover noch immer Beurlaubte nach Göttingen zur Armee stießen. Nur wer Commandant einer Armee ist und selbst

organisatorisches Talent besitzt, kann genügend beurtheilen, was es ist, binnen wenig Tagen zwanzigtausend Mann, von denen zwei Drittel beurlaubt waren, ein Drittel in verschiedenen Orten in Garnison gestanden hat, so ausgerüstet und kampfbereit zu haben, daß sie fähig sind, es mit einem ebenfalls tapfern und längst vorbereiteten Feinde aufzunehmen. An Muth, Opferwilligkeit, Loyalität fehlte es den Hannoveranern bei Gott nicht. Mit möglichster Schnelligkeit erschienen die Beurlaubten bei ihren Regimentern. Junge Aerzte, Studenten der Heilkunde, welche sich bereits in den höhern Semestern befanden, boten ihre Dienste an, viele Freiwillige meldeten sich, zahlreiche Pferde, Munition, Proviant wurde herbeigeschafft, aber, wie es oft geschieht, man that mitunter das Unnöthige, ja geradezu Verkehrte.

Der König, ein Mann, der vermöge seiner Blindheit seit Jahren nur in einer Phantasiewelt gelebt hatte, welche er sich selbst geschaffen, erschien sich selbst sehr heroisch. Streng religiös, ja sogar dem Glauben an Wunder zugethan, war er fest überzeugt, Gott werde ihm beistehen, da seine Sache gerecht sei. Die Bestrebungen der Nationalliberalen hatte er stets belächelt, die Idee, Deutschlands Staaten unter einer Krone zu vereinen, war ihm immer absurd und unausführbar erschienen. Dieser plötzlich hereingebrochene Feind mußte aus dem Lande geworfen werden. Die schnelle Abreise von Hannover, das Leben in Göttingen, welches einem Lager glich und von dem der König doch hörte, regte ihn angenehm auf. Er vermochte es nicht, sich die möglichen traurigen Folgen des Krieges vorzustellen, er träumte nur von glänzenden Siegen, die er und seine Bundes-

genossen davontragen mußten. Zu dem Verkehrten, was in jenen Tagen geschah, wo jede Minute kostbar war, gehörte die übertriebene Rücksicht für den König. Prachtvolle Pferde, Staatscarossen, Schlachtvieh und Küchenwagen, Silbergeschirr und andere kostbare Geräthschaften, nebst einer Menge zum Hofstaate gehörender, aber im Lager sehr überflüssiger Personen, waren nach Göttingen geschafft worden und hatten den Truppen die Wege versperrt. Auch alte Kanonen, welche noch mit bei Waterloo gedient gehabt hatten, waren nach Göttingen gefahren worden, während mehrere neue, vortreffliche in dem Arsenal der Hauptstadt zurückgelassen worden waren.

Der König hatte mit großer Andacht das Abendmahl genommen. Er versicherte, er sei zu Allem bereit, auch zum Sterben, aber nicht zum feigen Zurückweichen. Wenn er hätte sehen können, würde er gleich seinem Vater sich sicher in das wildeste Schlachtgetümmel gestürzt haben. Er that jedoch, so viel er konnte, in voller Paradeuniform mit allen Orden geschmückt, saß er in stattlicher Haltung auf einem ausgezeichnet schönen Pferde, das von seinen Adjutanten fast unmerklich geleitet wurde. Ernster als gewöhnlich, aber in seiner artigen, leutseligen Weise neigte er sich grüßend Rechts und Links, wenn er, was oft geschah, durch die Stadt ritt. Ihm zur rechten Seite ritt der Kronprinz in Husarenuniform. Zuweilen sprachen Vater und Sohn zusammen in der liebevollen Art, mit welcher sie stets zusammen verkehrten.

Auch mehrere Proclamationen erließ der König, welche er aus dem Stegreif selbst dictirte, wie denn überhaupt Georg V. gern seine nicht unbedeutende Rednergabe zeigte.

Zu den nächsten Umgebungen des Königs gehörte der Graf Ingelheim, welcher als k. k. österreichischer Gesandter mit vielem Eifer die Sache seines Souverains vertrat und dem Könige noch in Göttingen so oft als thunlich zurief, daß es sich mit seiner Welfenehre nicht vertrüge, den Forderungen Preußens das Allergeringste zuzugestehn.

Mehr als alle Schilderungen aus fremder Feder charakterisirt die Proclamation, welche Georg V. am einundzwanzigsten Juni erließ. Sie lautet:

„An meine Hannoveraner! — An der Spitze meines Heeres, welches sich auf Meinen Ruf und freiwillig in kürzester Frist um seine Fahnen gesammelt hat, welches schlagfertig und von opferfreudigem Muthe beseelt ist, verlasse ich den heimischen Boden. Ich thue das, um die Sache des angegriffenen Rechts zu vertheidigen, um im Verein mit treuen Bundesgenossen, unter dem Beistande des Allmächtigen, für die heiligsten Güter des Vaterlandes mit um so größerem Nachdrucke zu kämpfen. Die Sache der Gerechtigkeit ist Gottes Sache; sein Segen wird ihr nicht fehlen. Wie vor länger als einem halben Jahrhundert die unvergeßlichen Männer der englisch-deutschen Legion auszogen, um für die Sache des von Feinden besetzten Vaterlandes in fernen Ländern zu kämpfen und dann glorreich wieder einzogen und mit ewig ruhmwürdigen Thaten ihre Heimath wieder gewonnen, so werden auch wir — das ist meine feste freudige Zuversicht — als würdige Söhne jener Väter den vaterländischen Boden siegreich wieder betreten. Mit dieser Hoffnung ziehe ich getrosten Muthes mit meinem theuren Sohne, dem Kronprinzen, und mit meiner braven Armee

aus. — Eure Gebete und Segenswünsche, Hannoveraner, werden mich begleiten, so Gott der Allmächtige will, auf baldiges, froheres Wiedersehn!

Göttingen, 21. Juni 1866. Georg Rex.

Obgleich die Armee in Folge großer Hitze und der etwas spärlichen Verpflegung, da der Proviant nicht ausreichte, körperlich etwas ermüdet sein mochte, auch sich durch zum Theil unnützes Hin- und Hermarschiren angestrengt hatte, war sie doch vom besten Geiste beseelt und bereit, für die Selbstständigkeit Georg V. und des Landes Alles zu thun und zu ertragen. Die Offiziere, welche mit in Holstein gewesen waren, fanatisirten durch ihren lebhaft ausgesprochenen Preußenhaß die Soldaten.

Die Bürger Hannovers glaubten zum Theil noch gar nicht, daß es zu einem ernsthaften Zusammenstoß kommen würde. Die Zeitungen verkündeten, in Berlin sei Revolution ausgebrochen, weil das preußische Volk den Bruderkrieg nicht wolle. Die Oesterreicher seien, ohne auf Widerstand zu treffen, bereits bis Neisse vorgerückt. Die Provinz Schlesien, unzufrieden mit der Bismarck'schen Politik und überhaupt mit dem preußischen Regiment, sehne sich wieder unter das Banner zurück, auf dem der Doppelaar prange. Die Baiern seien bereits zum Theil im Königreich Sachsen, zum Theil in Kurhessen eingerückt, diese beiden Länder zu decken und der preußischen Armee, — gäbe der König Wilhelm I. nicht sofort nach — stehe nichts Anderes bevor als die schmählichste Niederlage.

Als Georg V. von diesen Gerüchten hörte, rief er lebhaft aus: „So mußte es kommen! Recht muß Recht bleiben!

In kurzer Zeit wird Oesterreich und mit ihm die Regenten, welche zu ihm halten, glorreicher dastehen als je."

Allein mit dem Kronprinzen ließ er sich die Armee ausführlich beschreiben und hatte seine Freude daran, der Kriegsherr über solche Kerntruppen zu sein. Stattlich waren sie anzusehen, die sechzehn Infanterie-Bataillone und die vier Jäger-Bataillone. Bessere Scharfschützen als das Harzgebirge liefert weder Tyrol noch das bayerische oder das schottische Hochland oder die Schweiz. Die schwarzen Jäger nannte man ihrer Behendigkeit und Kunst im Klettern wegen die hannöverschen Zuaven. Die Gewehre, mit welchen die Infanterie bewaffnet war (gute Miniéhüchsen), wurden mit außerordentlicher Fertigkeit gehandhabt. Sie bieten nicht die Vortheile des Hinterladungsgewehrs, schlagen aber gefährliche Wunden. Die hannöversche Cavalerie war unbedingt die schönste unter allen deutschen Heeren, da sie, außer prachtvoller Ausstattung auch lauter durchaus fehlerlose Rosse besaß. Sie bestand aus zwei Husaren-, zwei Cürassier- und zwei Dragoner-Regimentern, von denen jeder Mann ein tüchtiger Reiter war. Dazu kam noch das Genie-Corps und ein ansehnlicher Artillerie-Park. Welche Lorbeern mußte eine solche Armee unter guter Führung pflücken einem gleich starken Feinde gegenüber!

An eine mögliche Einschließung seiner Armee durch die preußischen Truppen dachten weder der König noch seine Räthe. Sie alle hofften auf das Einrücken der Bayern, und daß die Siege der Oesterreicher bald den König von Preußen zwingen würden, alle seine Truppen aus Hannover und Hessen herauszuziehen und nach Böhmen und Schlesien

zu werfen. Noch immer glaubte Georg V. und seine Adjutanten, daß die österreichische Armee der preußischen nicht nur numerisch, sondern auch an Ausdauer und Muth überlegen sei. Mit Vergnügen las der Graf Ingelheim dem blinden Könige die Wiener Zeitungen und die Proclamationen Benedecks an das kaiserliche Heer vor, in welchen dieser Befehlshaber der Nordarmee seine Mißachtung vor einer Armee ausspricht, welche seiner Ansicht nach größtentheils aus Landwehr bestand. Er mochte diese Wehrmänner für eine Art von Bürgermilitär halten, das dann und wann Soldatsein spielt. Er, der Mann, von dessen Scharfblick größten Theils das Schicksal der österreichischen Nordarmee abhing, hatte vergessen, was vor noch nicht langer Zeit die Preußen in den Elbherzogthümern, namentlich bei Düppel gethan hatten.

Man erzählte sich im Lager und im ganzen Lande, daß dem Könige von Hannover noch immer von Seite Preußens Friedensvorschläge gemacht worden wären, und schloß daraus, daß die Hohenzollern oder auch die Brandenburger, wie man sie nannte, den Muth verloren hätten, gegen die Bundestruppen zu kämpfen.

Vielleicht dachte Georg, der Welf, ebenso; in Wahrheit wurden alle Verhandlungen zwischen ihm und seinem königlichen Vetter von Preußen abgebrochen und der Ausbruch des Kampfes wurde stündlich erwartet. Als am sechsundzwanzigsten Juni die Sonne unterging, so blutroth wie seit langer Zeit nicht, riefen die an Vorzeichen glaubenden Landleute: „Das bedeutet eine blutige Schlacht!“ und so mancher

Kriegsmann fragte sich selbst: „Werde ich die strahlende Sonne noch einmal untergehen sehn?“

Capitel XVIII.

Langensalza und die Schlacht.

Es dunkelte bereits, aus einzelnen Häusern des preußischen Dorfes Merrleben schimmerte Lichterschein. Die Feldarbeiten waren gethan, das Vieh besorgt, das bescheidene Abendessen eingenommen, aber nur Kinder und Greise schliefen bereits. Der sorgsame Hausvater und sein Weib, die erwachsenen Kinder des Hauses, Knechte und Mägde dachten nicht daran, ihr Lager aufzusuchen, denn Merrleben, sowie das benachbarte Nägelstädt war von Hannoveranern besetzt und die Bewohner der ganzen Gegend sahen mit angsterfülltem Herzen dem nächsten Tage entgegen.

Mit gekreuzten Armen, in seine Gedanken verloren, schritt ein junger Offizier vor dem Häuschen, in welchem er einquartirt war, auf und ab. Es war Ernst Bergmann.

„Ich weiß nicht, was mich so unbeschreiblich niederschlägt,“ sagte er zu sich selbst. „Für mein Leben fürchte ich nicht, im Gegentheil, mir ist zu Muthe, als wäre schon Alles unwiderruflich vorüber und für uns die Schlacht verloren.“

Eine Hand legte sich leicht auf Ernst's Schulter, rasch schaute er sich um mit finsterer Miene, aber sie erhellte

sich, als er seinen liebsten Freund, den Lieutenant Stöhr, vor sich sah.

„Ich habe Dich aufgesucht, Ernst," sagte Stöhr, „weil ich neue Nachrichten habe. Alle Unterhandlungen zwischen den beiden Königen haben zu gar nichts geführt. Ich will nicht bezweifeln, daß es der König von Preußen ernstlich damit gemeint hat, er ist ja unsers Georgs Blutsverwandter und einen Krieg wie dieser wird selbst der Mann gern vermeiden, der mit Leib und Seele Soldat ist. Aber, daß Graf Bismarck nicht des Blinden Charakter kennen sollte, bezweifle ich. Ich bin überzeugt, daß Bismarck — gesetzt es wäre zu einem Vergleich gekommen — Sorge tragen würde, daß unserm Könige Alles ehrlich gehalten würde, was der Vertrag verspräche, aber ich bin ebenso überzeugt, daß die preußische Regierung sich für alle Fälle vorgesehen hat. Es werden sicherlich in Kurzem uns mindestens vierzigtausend Mann wohlgerüstet gegenüber stehn."

„Und sollte der König und seine Rathgeber nicht ebenso denken, wie Du, wie ich und noch mancher Andere? Denn daß uns nicht mindestens ebenso viel Mann gegenüberstehn als wir haben, glaube auch ich, auf die Bayern und Hessen zähle ich nicht, sie haben anderswo zu thun. Von Württembergern hört und sieht man noch Nichts und die Badenser?"

Stöhr erwiederte: „Ich habe es aus guter Quelle von Arthur, dessen älterer Bruder im Hauptquartier beim König ist. Der König unterschätzt die preußische Wehrkraft noch immer, zählt noch immer auf Bayern, Oesterreich, auf Wunder, es sollte mich nicht in Erstaunen setzen, wenn er eine Jung-

frau von Hannover erwartet mit der weiß und orangefarbigen Fahne, auf welche entweder St. Georg oder das Welfische Wappen gemalt ist. Doch komme es wie es komme, wir werden den Fahneneid halten, und unsre Schuldigkeit als brave Soldaten thun."

Die Freunde drückten einander fest die Hände. Ernst sagte: „Du wirst meinen Muth nicht bezweifeln, aber ich wünschte ich wäre nie Soldat geworden. Es widersteht mir im Innersten, den Landsmann mit meinem Degen zu durchbohren und so wie ich empfinden auch ältere Männer. Bei Alle dem aber kann ich mich in unsers Königs Seele denken, auch ist es wohl um der Waffen Ehre für uns Alle zu spät, noch umzukehren und dem Berliner Cabinet die gehorsamste Anzeige zu machen, daß Georg V., von Gottes Gnaden König von Hannover, Herzog von Cumberland, Herzog von Braunschweig und Lüneburg sich den Forderungen Preußens fügt, und seine Armee, nachdem sie allerhand Kreuz- und Querzüge gemacht, nachdem das Heer gehungert und gedurstet hat und einzelne von der Mannschaft am Sonnenstich und andern Strapazen, aber nicht an Wunden gestorben sind, nachdem das Detachement in Harburg ohne Schwertstreich der Uebermacht gewichen, ruhmlos heimcommandirt."

„In dem, was Du sagst, Ernst, liegt viel Wahrheit. Unser König wäre, könnte er sehen, vielleicht ein anderer geworden, so wie er jetzt ist, gehört er in ein früheres Jahrhundert, wo Landesherrn noch das Recht hatten — die dumme Menge war ja damit einverstanden — nach Belieben mit Gut und Blut der Landeskinder zu schalten, und

Kriegführen für eine unerläßliche Beschäftigung der Fürsten und Ritter galt. Arthur erzählte mir, als man dem Könige sagte, daß er sich auf dem Wege nach Langensalza befände, habe er geäußert: „Dann wird es bei Langensalza zur Schlacht kommen! Im Juni 1075 schlug Kaiser Heinrich IV. zwischen Homburg und Nägelstädt, also kaum eine Stunde von Langensalza, die Thüringer und Sachsen in einer Schlacht, welche neun Stunden währte."

„Belesen und bewandert in der Geschichte ist unser König," sprach Ernst.

„Ja, ohne daraus gelernt zu haben, was Jeder, der an der Spitze eines Landes steht, gelernt haben müßte. Er hat auch von der Belagerung der alten Grafenburg durch Kaiser Karl IV. geredet und von dem Bruderkriege zwischen Kurfürst von Sachsen und seinem Bruder, dem Herzog Wilhelm von Weimar und so fort, denn wenn er in's Reden halten kommt, oder auf Episoden aus der Geschichte die er kennt, hört er nicht auf."

„So viel ich weiß, waren hier schon einmal im Verein mit den Hessen die Hannoveraner siegreich und die Sachsen waren die Besiegten!"

„So ist es, Ernst, und im Frühjahr 1813 wurden hier die Bayern von dem preußischen Major Helwig überfallen. Wir mögen im Buche der deutschen Geschichte, welche Seite wir wollen, aufschlagen, immer finden wir Schlachten verzeichnet, wo der Deutsche dem Deutschen gegenüberstand und ich fürchte, die Zeit ist noch fern, zu welcher *solche* Kämpfe *unmöglich* sind."

Denke an mich, wir werden bald Arbeit bekommen. Falle ich, so überbringe meine letzten Grüße meinem Vater und meinen Geschwistern."

„Sprich nicht so, mein lieber treuer Freund," sagte Ernst tiefbewegt und reichte seinem Cameraden die Hand.

„Warum nicht vom Tode reden, der Soldat muß ihm mit Fassung entgegensehn, Ernst," antwortete Stöhr.

„Du hast Recht. Du wirst mir, sollte ich fallen und Du heimkehren, denselben Liebesdienst leisten," bat Ernst.

„Verlasse Dich darauf!"

„Und noch Eins, ich verehre eine Dame, Du kennst Sie, Fräulein Delmar, sie ist eine Freundin meiner guten Mutter. Sie, ich meine Emilie Delmar, kennt sogar meine Träume; sollte ich nicht heimkehren, so bitte sie, es dem Kronprinzen und denen, die ich verehre, wissen zu lassen, wie ich gestorben bin. Und — wenn Du bei meiner Beerdigung sein solltest, sorge, daß mir die blaue Schleife mit in das Grab gegeben wird, ich trage sie auf dem Herzen, und nun keine Silbe mehr von Tod und Grab. Ich habe eine Flasche guten Wein, mein Bursche hat sie mir gebracht, die laß uns leeren und von der glücklichen Vergangenheit sprechen."

Die jungen Offiziere gingen in das Häuschen, in welchem sich noch mehr Militärs befanden. Das kleine Dorf war mit Soldaten überfüllt, so auch das Häuschen.

Ernst und sein Freund setzten sich still an die Ecke eines Tisches und ermahnten die Mannschaft, zu schlafen, da schon auf die nächsten Stunden nicht mehr zu rechnen sei. Die Offiziere hatten Recht gehabt. Bald ertönte der

Generalmarsch, im Dorfe wurde es lebendig, Jeder eilte auf seinen Posten.

Der Plan, die Armee am linken Ufer der Unstrut eine Flankenstellung einnehmen zu lassen, ward ausgeführt. Sie gewährte allerdings den großen Vortheil, nach mehreren Seiten hin Front machen zu können, hatte aber leider auch den Nachtheil, daß die Offensive über die Unstrut hinüber mit großen Schwierigkeiten verkettet war.

Es war eine kühle Nacht die vom sechsundzwanzigsten bis siebenundzwanzigsten Juni, desto heißer sollte der Tag werden.

Im Pfarrhause zu Thamsbrück ging der Pfarrer schon früh in seinem Studirzimmer auf und ab und dachte über die Predigt nach, welche er halten wollte, denn es war von der preußischen Regierung auf den siebenundzwanzigsten Juni ein Buß- und Bettag angeordnet.

Des braven Mannes Herz war schwer, immer wieder klangen in seiner Seele Jesu Worte: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen."

Pferdegetrappel störte den Pfarrer in seinen Gedanken, er eilte an das Fenster und gewahrte einen hannöverschen Stabsoffizier, wie er sich eben leicht vom Pferde schwang und in das Haus trat. Der Pfarrer eilte dem Herrn entgegen und begrüßte ihn höflich. Der Letztere erwiederte den Gruß und sagte: „Ich bin der Oberst von Hammerstein und komme, Ihnen zu melden, daß binnen einer Stunde mein allergnädigster Herr, der König von Hannover, bei Ihnen Quartier nehmen wird. Haben Sie die Güte, Herr Pfarrer, mir Ihr Haus zu zeigen."

Der Pfarrer erfüllte des Obersten Wunsch und athmete erleichtert auf, als Herr von Hammerstein die Bemerkung machte: „Ich danke Ihnen, Herr Pastor, Ihr Haus, so freundlich es ist, erscheint mir für Seine Majestät den König und Höchstdessen Gefolge zu klein. Aber," fuhr er fort, „es ist kaum sieben Uhr und Sie sind schon im Ornat?"

„Weil heute bei uns Buß- und Bettag ist, Herr Oberst."

„Wie, im Angesichte einer Schlacht, denn eine solche steht uns bevor, wollen Sie Gottesdienst halten, Herr Pastor?" fragte erstaunt Herr von Hammerstein.

„Ich habe von meiner Behörde Befehl dazu erhalten, und gewiß werden Sie mir beistimmen, wenn ich behaupte, Jeder, was auch sein Beruf sei, muß, wenn es seine Obrigkeit befiehlt, auf seinem Posten stehn!"

„Sie haben Recht, Herr Pastor, ich will jetzt für Seine Majestät ein anderes Quartier suchen. Leben Sie wohl." Mit diesen Worten wollte der Oberst das Pfarrhaus verlassen. Ein Mann, der des Weges kam, redete den Oberst mit den Worten an: „Sie sind ein Hannoveraner, Herr, wird es denn wirklich zu einer Schlacht zwischen den Preußen und Hannoveranern kommen?"

„Meinen Sie, daß die Preußen nur so ohne Weiteres in unser Land einrücken und daselbst verbleiben dürfen, so lange es ihnen gefällt, und daß die Hannoveraner sich ohne Schwertstreich ergeben werden?"

„Aber es kommen von allen Seiten Preußen!" sagte der Mann. Der Oberst schien diese Worte nicht zu hören und bestieg sein Pferd.

Der Pfarrer kehrte seufzend in sein Haus zurück.

Eine halbe Stunde ſpäter fuhr der König mit dem Kronprinzen an dem Pfarrhauſe vorüber, um in dem Bohnſchen Freigute abzuſteigen.

„Sein Sie unbeſorgt,“ rief der König dem Hausherrn zu, „es ſoll keinem der Einwohner von Thamsbrück ein Leid geſchehen. Meine Truppen wiſſen, was es heißt: Mannszucht halten.“

Im Pfarrhauſe erſchien jetzt zum zweiten Male der Oberſt von Hammerſtein nebſt zwei anderen Herren. Einer dieſer Herren war der hannöverſche Kriegsminiſter von Brandis, der andere der öſterreichiſche Geſandte Graf von Ingelheim.

Der Miniſter entſchuldigte ſich artig bei dem Pfarrer, daß er ihn beläſtige, auch Graf Ingelheim zeigte ſich als Mann von feinſten Sitten, aber ſein düſtrer Blick, ſeine innere Unruhe, welche er nicht ganz zu verbergen vermochte, ſo ſehr er ſich bemühte, fiel dem Pfarrer auf.

Die Glocken riefen zur Kirche, der blinde König faltete andächtig die Hände, als er ihren Klang vernahm. Der Kronprinz barg ſein Antlitz in die Hände und betete aus Herzensgrunde.

Jetzt wurde es lebendig im Bohn'ſchen Hauſe. Die königliche Dienerſchaft erſchien, um für den König und ſeine nächſten Umgebungen ein Frühſtück herzurichten.

Bevor der Monarch zur Tafel gehen wollte, beſchloß er, noch einmal Kriegsrath zu halten. Daß dieſer Kriegsrath keine beſonderen Folgen nach ſich ziehen konnte, ſchien er nicht bedacht zu haben. Um Kriegsrath halten zu können,

muß man doch über die Stärke des Feindes, und wo möglich über dessen Stellung unterrichtet sein und die Kräfte und Mittel der eigenen Truppen genau kennen. Der König von Hannover hatte so schnell die Kriegserklärung von Preußen durch seine Unnachgiebigkeit, oder, wenn man es so betrachten will, durch seine Treue gegen Oesterreich herbeigeführt, daß kaum ein fester Operationsplan gemacht werden konnte. An Kundschaftern fehlte es den Hannoveranern auch, es hatte dem Befehlshaber fast an Zeit gemangelt, sich über das Terrain genau zu unterrichten, auf welchem sich die beiden Armeen treffen sollten.

Eben nach gepflogenem Kriegsrath im Begriff zur Tafel zu gehen, vernahm Georg V. die ersten Schüsse. Ohne das Geringste genossen zu haben, gab er Befehl zum schleunigsten Aufbruch und sprengte auf seinem Schimmel mit seinem Gefolge zum Städtchen hinaus. Daß er für seine Umgebungen eine Last war, bedachte er keinen Augenblick, Niemand wagte es, ihm anzudeuten, daß er, der Blinde, durchaus nicht im Schlachtgetümmel an seinem Platze sei. Oberst von Hammerstein, mit der Gegend bekannt, suchte eine Stelle für seinen Gebieter, wo dieser, unter dem Schutze des Kronprinzen, dem Schlachtfelde nicht fern und doch vollkommen gesichert war. In einer Vertiefung nördlich hinter Merrleben standen Vater und Sohn während des Kampfes, welcher beiden die Königskrone vom Haupte riß, die Ernst August, der erste König von Hannover, so heiß ersehnt, Georg V., der letzte König dieses Landes, für unantastbar gehalten hatte. Das Gefolge der beiden Fürsten befand sich in nicht allzu weiter Entfernung von ihnen.

Dem Kronprinzen fiel bei diesem Drama eine schwere Rolle zu. Dieser junge Prinz, wenn auch weder genial noch erfahren, besitzt neben großer Herzensgüte einen gesunden Menschenverstand und hatte, bevor es in Frankfurt am Main zur Abstimmung kam, gesagt, daß Preußen doch nicht würde ruhig einen Feind im Rücken dulden, und ein solcher wäre seiner Lage nach Hannover für den preußischen Staat. Er hatte nicht nur einseitige Berichte über die angebliche Schwäche Preußens und die große Macht des Kaisers von Oesterreich gehört. Er baute keine Luftschlösser und hielt die bevorstehende Schlacht für einen Kampf, der Hannover in keinem Falle Glück bringen könne. Nicht ohne persönlichen Muth, von Liebe für das Volk beseelt, fühlte er sich beschämt und gekränkt, daß er, der anerkannte Thronerbe, für des Thrones Bestand sein Schwert nicht aus der Scheide ziehen durfte. Er wußte, daß sich Preußens Kronprinz als Mitkämpfer bei seiner Armee in Schlesien befand, er, Ernst August, des alten Helden Enkel, hatte die Aufgabe, während die Landeskinder für die Welfendynastie ihr Blut vergossen, mit seinem Vater in einer Schlucht zu stehen und dessen Fragen zu beantworten, so gut er es vermochte.

„Hörst Du die Kugeln, Ernst? Es muß Kleingewehrfeuer sein."

„So ist es, Papa. Die Preußen brauchen ihre Zündnadelgewehre rasch."

„Unsre Minièbüchsen werden antworten, hörst Du, ich kann ihren Schall genau unterscheiden von dem Klange, der mir noch neu war. Ich glaube nicht an die Vortrefflichkeit

dieser Zündnadelgewehre. In England und Frankreich hat man sie nicht gelobt!“ bemerkte der König.

Nach einer langen Pause fragte der König: „Was ist es an der Zeit?“

Prinz Ernst August zog das letzte Geburtstagsgeschenk seines Großvaters hervor und sagte mit gepreßter Stimme: „Die Uhr zeigt halb Zehn.“

„Erst halb Zehn? Wie die Zeit heute schleicht, mir ist es, als stünden wir schon seit vielen Stunden hier! Was —“

Einige Kanonenschüsse unterbrachen die Rede des Königs, endlich murmelte er: „Sind das unsre Kanonen, sind es preußische?“

Die Aufregung der beiden Fürsten war so groß, daß Jeder das Herz des Andern klopfen hörte. Der König hatte Befehl gegeben, daß man ihm rapportire was vorgehe und dieser Befehl wurde von seinen Offizieren auf das Pünktlichste erfüllt. Ueberhaupt wird wohl mancher sehende Fürst nicht mit dieser Aufmerksamkeit bedient, wie dieser Blinde, und nur staunen muß man, wenn man erfährt, wie selten während einer fast fünfzehnjährigen Regierung Georg V. auf Widerspruch stieß, mochte es sich um Großes oder Kleines handeln. Er verstand zu befehlen und muß für den eingefleischten Royalisten das Muster eines Königs sein. Hochgebildet und von einem vortrefflichen Gedächtnisse unterstützt, imponirte er aber auch durch Talente, namentlich durch gründliche Kenntniß der Geschichte und durch die Gewandtheit, mit welcher er sich in allen Hauptsprachen auszudrücken weiß.

Ordonanzoffiziere kamen angesprengt und ritten wieder fort, um neuere Nachrichten einzuziehen, die so genau als möglich waren. Die ersten lauteten ungünstig. Hannöversche Husaren, welche nach Langensalza versprengt waren, verfolgt von preußischer Reiterei, hatten sich ergeben. An der Spitze der preußischen Avantgarden fochten die coburggothaischen Truppen, befehligt vom Obersten von Fabeck. Mit unerschütterlichem Muthe drangen diese Soldaten, lauter junge Männer, den weichenden Hannoveranern nach. Als sie hörten, König Georg sei in Thamsbrück, rief ein coburgischer Offizier: „Den müssen wir haben!"

Als der König diesen Bericht gehört hatte, rief er aus: „Lebend bin ich Niemands Gefangener! Aber ist es möglich, daß meine Hannoveraner zurückweichen? Das kann nicht, kann nicht sein!"

Später lautete die Kunde noch trüber. Schon um elf waren die äußersten Punkte der Stadt Langensalza in den Händen der Preußen, die Hannoveraner hatten sich von Langensalza zurückgezogen. Sie hatten bis jetzt nur drei Schwadronen Cambridge-Dragoner, welche auf Vorposten bei Illeben und Henningsleben gestanden hatten, im Gefecht gehabt und ein Bataillon vom dritten Infanterieregiment, welches zu deren Unterstützung in Langensalza gestanden hatte. Ohne lebhaften Widerstand zu leisten, hatte sich die zweite hannöversche Brigade unter Oberst de Vaux zurückgezogen und am Judenhügel festen Fuß gefaßt. Doch auch in dieser günstigen Stellung blieb sie nicht lange, denn in kurzer Zeit war die Anhöhe erstürmt und die Hannoveraner retirirten nach Merxleben zu. Das zweite Bataillon der

coburg-gothaischen Truppen hatte sich im Verein mit den Preußen bis gegen Thamsbrück gezogen, und brauchte hier eine Abtheilung der dritten Brigade zum Weichen.

„Es wird anders kommen, das Blatt muß sich wenden!“ rief der König, „Gott ist gerecht, ich stehe auf dem Boden des Rechtes und so wird er meine Sache führen, heut' und immerdar!“

Bis Mittag war Alles, was sich ereignet hatte, nur die Einleitung der Tragödie gewesen. Wohl mochte Mancher annehmen, daß die bis jetzt stattgefundene schwache Vertheidigung der Hannoveraner von Muthlosigkeit herrühre und daß die Preußen leichtes Spiel mit ihnen haben würden, aber gegen ein Uhr nahm Alles eine andere Physiognomie an. Von leichteren Gefechten fand der Uebergang zur furchtbaren Schlacht statt.

Schon die der Schlacht vorhergehenden Gefechte hatten große Opfer gekostet!

Während die Hannoveraner im Zurückweichen begriffen waren, avancirte das Gros der preußischen Truppen und umging theilweise den westlichen Theil der Stadt nach Ufhoven hin, um den Judenhügel zu erstürmen. Als jetzt die Hannoveraner ihre Gegner sahen, wo sie dieselben sehen wollten, nämlich in der Niederung, welche sich zwischen Merrleben und Langenfalza hinzieht, machten sie plötzlich Kehrt und griffen mit glühendem Eifer die Preußen an. Die preußische Infanterie befand sich in einer günstigen Stellung und war von den Batterien, die auf dem Judenhügel postirt waren, im Rücken gedeckt. Aber der Merrlebner Kirchberg! Von den Wallgräben der Unstrut geschützt glich er einer

uneinnehmbaren Festung. Die auf diesem Berge unaufhörlich thätige Artillerie schleuderte Tod und Verderben in die Reihen der Preußen.

„Wir müssen siegen!“ rief Lieutenant Stöhr seinem Hauptmanne von Quintus Icilius zu, als sie beide eine Compagnie commandirten, welche unterhalb der Kirche stand. In diesem Augenblicke schlug eine feindliche Hohlkugel auf eines der Geschütze auf, explodirte und richtete eine furchtbare Verheerung an. Der Hauptmann wurde weit hinweggeschleudert, der tapfere Freund, Lieutenant Stöhr sank ohne schweren Kampf von einem Sprengstück in die Brust getroffen todt zur Erde. Indessen stand Ernst Bergmann am linken Ufer der Unstrut und hielt seinen Freund auf dem Kirchberg für geborgen.

Die Schlachtordnung der Hannoveraner war ungefähr diese: die zweite, von Oberst de Baur befehligte Brigade bildete das Centrum und stand zwischen Merrleben und Langensalza. Gedeckt wurde sie von der ersten Brigade, welche General-Major von dem Knesebeck commandirte. Die dritte Brigade (Oberst von Bülow-Stolle) stand rechts von Merrleben nach Thamsbrück hin, und bildete den rechten Flügel; während die vierte Brigade unter General-Major von Bothmer, die sich bei Regelstädt gesammelt hatte, auf dem linken Flügel stand. Oberstlieutenant von Gevio stand mit der Reserve-Cavallerie nordöstlich von Merrleben und dieses Dorf bildete demnach den Mittelpunkt der hannöverschen Schlachtlinie. Als die Schlacht begann, hatten die Preußen folgende Stellung genommen: eine halbe Schwadron blauer Husaren stand bei Ufhoven, um die Brücke im Auge

zu behalten. Zwei Compagnien des elften Infanterie-Regiments waren vor dem Mühlhäuser Thor zurückgeblieben, ein halbes Bataillon Gothaer am Kriegsthor. Die übrigen Compagnien waren bis zum Bade vorgedrungen, aber das Granatfeuer ihrer Gegner hatte ihnen schwere Verluste zugefügt.

Als das Gros der Armee in's Gefecht kam, bildeten das Landwehr-Bataillon Torgau und zwei Bataillone des fünfundzwanzigsten Linien-Infanterie-Regiments das erste Treffen, während das Grenadier-Regiment Nummero Elf sich im zweiten Treffen befand. Das von einem Wäldchen umgebene Bad wurde von den Fünfundzwanzigern besetzt. Die Reservetruppen, geführt vom General von Seckendorf, namentlich das zwanzigste Landwehr-Regiment, sowie ein Bataillon Naumburger und Aschersleber Landwehr unter Major von Oettinger und Oberst Hellmuth rückten vom Siechhofe über den Riethsgraben und besetzten den Erdsberg, um gegen die jenseits der Unstrut stehenden Feinde zu wirken und die rechte Flanke des Gros zu decken. Hinter dem Höhenzuge formirte das Corps Gefechtsstellung und eine das hannöversche Geschützfeuer kräftig erwiedernde reitende Batterie deckte die linke Flanke. Furchtbar schlugen die schweren Geschosse der Hannoveraner ein und dabei entrollten die Preußen ihre Fahnen mit weithin hallenden dreimaligen Hurrahs!

„Vorwärts!" commandirte General-Major von Seckendorf und die Brigade rückte vor, auf den Siechenhof zu.

Die Regimentsmusiker bliesen die beliebtesten Kriegsmärsche und am tiefblauen Himmel, der wolkenlos auf die

Erde herablächelte, strahlte in unveränderlicher Majestät die Sonne, ihr goldenes Licht über die bleichen Züge der Gefallenen sowie der Kämpfenden ausgießend.

Fortwährender Kanonendonner erschütterte die Erde, Pulverdampf verhüllte von Zeit zu Zeit die Streiter, daß sie, wie in Nebel gehüllt, oft kaum zu erkennen waren. Erst als die Schlacht zu Ende war, bewiesen die Todten und Verwundeten, daß bei Kahlenbergs Oelmühle, am Bade und an den Brücken der Kampf am stärksten gewüthet hatte. Zuletzt war er noch einmal heftig entbrannt im Illeber Grunde, unweit des Siechhofes. An der Oelmühle, nach dem Besitzer die Kallenbergische genannt, fließt die Salza, an hellen Tagen einem Silberbande gleich. An diesem traurigen Tage mähte der furchtbare Schnitter Tod unablässig an ihren Ufern und das Silberband war mit blutrothen Flecken bedeckt. Nicht weit von dieser Mühle ist die neue Brücke, welche zu dem Kirchberg führt. An dieser Brücke, sowie an der älteren, massiven, tobte ein grausenhafter Kampf. Einer kleinen Abtheilung preußischer Schützen war es endlich gelungen, diese Brücken zu überschreiten, aber sie wurden mit einem so starken Kugelregen von der auf dem Kirchberge postirten hannöverschen Artillerie empfangen, daß sie ungeachtet ihrer Kühnheit zurückweichen mußten.

So war stundenlang mit beispielloser Ausdauer gekämpft worden. Bald war das Glück auf Seite der Preußen, bald mit den Hannoveranern gewesen. Endlich in den ersten Nachmittagsstunden gingen die Hannoveraner zur Offensive über und jagten wie auf Windesflügeln von dem

steilen Kirchberge herab. Den Reigen eröffnete das Königin-Husaren-Regiment. Das Kleingewehrfeuer der Preußen und Kartätschenhagel begrüßte die tapferen Reiter, so daß sie einen Augenblick in Verwirrung geriethen, doch andere Schaaren folgen nach. Auf der schmalen Brücke können sie nicht weiter, das hölzerne Geländer hält den heftigen Anprall nicht aus und Pferde sowie Reiter stürzen Einer über den Andern in den Fluß hinab. Aber dennoch bricht sich die Schwadron mit Todesverachtung Bahn. Die Preußen, in diesem wichtigen Augenblicke ohne alle Cavallerie, sind gezwungen, zu retiriren. Da zieht auch die hannöversche Infanterie über die Brücke, ihr folgt eine reitende Batterie von schwerer Cavallerie gedeckt und jetzt giebt es einen Hagel von Kartätschen und Granaten.

Die Preußen, welche inzwischen wieder eine gedeckte Stellung eingenommen haben, erwiedern das Feuer der Hannoveraner kräftig, aber diese dringen unaufhaltsam mit Bayonnett und Säbel vor und denken nur eins: „Der Feind muß vernichtet werden, wir müssen siegen!“

Jetzt forderte der Commandant der hannöverschen Schwadron das erste Bataillon des elften Regiments auf, sich zu ergeben. Der Oberstlieutenant de Barres commandirt als Antwort eine Salve und massenweise stürzen die braven Hannoveraner. Erst als das preußische Bataillon ungeheure Verluste gehabt hat, weicht es zurück und überläßt das Badewäldchen den Hannoveranern.

So verstrich Stunde um Stunde, endlich begann der letzte Act des blutigen Schauspiels. Der Rittmeister von

Hammerstein *), welcher eine Schwadron Cambridge-Dragoner befehligte, forderte ein preußisches Bataillon, das er mit seinen Reitern verfolgt hatte, zur Uebergabe auf.

Oberstlieutenant de Barres entgegnete: „Sie können nicht verlangen, daß ich meinen Degen abgebe, Herr Camerad! Leute: Quarré fertig!“

Blitzschnell war das Quarré fertig und Schuß auf Schuß streckte Mann für Mann nieder. Da sausten die Hannoveraner wie Rasende auf das Quarré zu, ganze Sectionen wurden niedergeritten, das Zündnadelgewehr der Preußen schoß die Reiter von ihren stolzen Rossen und zu Dutzenden sah man diese herren- und zügellos auf dem Schlachtfelde umher rennen.

Als die Glocken von den Thürmen Langensalza's die dritte Stunde verkündeten, war das Schicksal des Tages entschieden. Der General Flies mußte sich endlich die Ueberzeugung aufdrängen, daß er einem Feinde, welcher den Truppen, die er befehligte, an Zahl mehr als doppelt überlegen war, nicht länger Widerstand leisten dürfe, wolle er nicht den Theil der preußischen Armee, der ihm anvertraut war, nutzlos opfern. Wenn der General Flies durch seinen Tod den Sieg hätte erringen können, gewiß würde er freudig sein Leben dahingegeben haben.

Wie jetzt die Sache stand, mußte der preußische Befehlshaber auf einen geordneten Rückzug denken.

Einige Tage später berichtete eine Berliner Zeitung, welche Mittheilung von der Schlacht machte: General von

*) Nach andern Aussagen: „Rittmeister von Schneben.“

Flies hat die Nachhut der auf Tennstädt abziehenden Hannoveraner mit Energie angegriffen, die Höhen von Langensalza erstürmt und den Feind mit Verlust zurückgeworfen. Als das auf Tennstädt abziehende Gros der Hannoveraner sich dadurch in seinem Rücken empfindlich bedroht sah, machte es Front und entwickelte seine gesammten Streitkräfte gegen die Truppen des General Flies. Dieser beschloß, einem um das Dreifache stärkeren Feinde gegenüber, die genommene Position zu räumen. Die Truppen zogen sich in völliger Ordnung zurück. Von einer Niederlage ist nicht die Rede. Nach Jahren noch wird man vielleicht herüber und hinüber streiten, wer an jenem blutigen Tage mehr Ausdauer und Heldenmuth entwickelt habe, ob die Hannoveraner oder die Preußen, der unpartheiische wird zugestehen müssen, daß auf beiden Seiten mit Energie und Todesverachtung gekämpft worden ist und dabei aus Herzensgrunde wünschen, daß kein zweiter Tag kommen möge, wo der Deutsche gegen den Deutschen kämpft, wie bei Langensalza.

Capitel XIX.

Nach der Schlacht.

Die ehernen Stimmen der Geschütze schweigen, der Trommel lustiger Schall, die schmetternde Trompete, auch sie sind verstummt. Als wolle die Sonne den Jammer nicht

sehn, so schnell zieht sie sich hinter dunkle Gewitterwolken zurück, welche am Himmel aufsteigen.

In den späteren Nachmittagsstunden erblickten die Bürger Langensalzas keinen preußischen Soldaten mehr. Hannoversche Jägerpatrouillen zogen durch die Stadt und faßten Fuß in den Straßen und Häusern. In bester Ordnung rückten Hannoveraner zu Fuß und zu Pferde ein, aber mancher junge Infanterist, der, von Kampfeslust beseelt, zu seinem Regimente gegangen war, fehlte, mancher Reiter, welcher, von seinem edlen Streitroß herablachend, hübsche Mädchen gegrüßt hatte, lag jetzt verwundet oder todt neben dem Feinde, der ihm auch nichts mehr anhaben konnte. Deßhalb waren die Mienen der Sieger ernst, es konnte sich ja keiner des Sieges über deutsche Brüder freuen, obgleich damals gewiß nur Einzelne sich fragten: „Wird die Großmacht Preußen nicht uns noch eine Schlacht anbieten? Wird der Sieg gegen einen nummerisch bedeutend schwächeren Feind uns für die Folge nützen? Und was wird Preußens Armee gegen die Oesterreicher ausrichten?“

Daß die Landwehr es mit den besten Truppen aufnehmen konnte, hatten die Hannoveraner erfahren. Sie hatten sich überzeugt, daß der preußische Wehrmann mit dem einfarbigen Rock den Bürger aus- und mit dem bunten den Soldaten anzieht. War doch Hunderten von Georg V. Kriegern der Ruf der Preußen zu Ohren gedrungen: „Berliner Landwehr ergiebt sich nicht, sie stirbt bei ihrer Fahne.“

Als dem Könige von Hannover gemeldet wurde, daß die Preußen sich zurückgezogen hatten, faltete er die Hände

und richtete sein Haupt zum Himmel empor, dann umarmte er seinen Sohn und sagte gerührt: „Siehst Du, Ernst, daß Recht Recht bleiben muß. Halte fest an dem Wahlspruche Deines Geschlechtes: Nunquam retrorsum!“

Da die Batterien auf dem Kirchberg ihr Feuer eingestellt hatten, ließ sich Georg V. aus der Vertiefung auf die Höhe führen, von welcher man das Schlachtfeld vollständig übersehen konnte. Seine Truppen begrüßten ihn mit einem dreifachen Hurrah und lautem Jubel.

Ueber das schöne Gesicht des Königs flog eine helle Freudenröthe, er neigte sich freundlich grüßend nach allen Seiten und sprach von einem Siegesfest, welches er seinen braven Truppen geben wolle.

Der Kronprinz vermochte diese Freude seines Vaters nicht zu theilen, denn was dem Letzteren entging, sah der fürstliche Jüngling, die vielen schwer Verwundeten und Todten. Alle Lebensfarbe wich bei dem traurigen Anblick aus dem Antlitze des Prinzen Ernst August. Er vermochte nicht, seine Thränen zurückzuhalten, und jammerte laut: „Mußte es dahin, dahin kommen!“

Als der König begleitet von seinem Generalstabe über das Schlachtfeld ritt, hörte er das Aechzen der Verwundeten und jetzt erst erfuhr er auf seine Fragen, wie groß die Opfer waren, welche dieser Sieg gekostet hatte. Er sah freilich weder die Leichen noch die Blutlachen auf dem zerstampften Felde, aber er vernahm die Klagelaute, die flehenden Bitten um einen Tropfen Wasser und flüsterte einigen Offizieren zu: sie möchten Sorge tragen, daß die Verwunde-

ten Labung und Pflege erhielten und bald in die Hospitäler gebracht wurden. Dann befahl er in die Stadt zu reiten.

Gegen sechs Uhr Abends hielt er zum dritten Male seinen Einzug, begleitet von dem Kronprinzen und einem stattlichen Gefolge. Er stieg wieder im Schützenhause ab und hörte mit Stolz die Siegesfanfaren der hannöverschen Militärmusik.

Die erschreckten Bewohner der Stadt wollten in ihre Häuser flüchten und Hab und Gut dem Feinde aus dem Wege räumen, aber die Soldaten riefen den Bürgern zu: „Seid ruhig, gute Leute, wir wollen Euch weder ein Leides zufügen, noch plündern. Es ist uns schwer geworden, als Feinde Euern Frieden zu stören und Eurer Söhne Blut zu vergießen. Mögen es Diejenigen büßen, welche diese furchtbare Schlacht veranlaßt haben."

Mit weinenden Augen wurden die Hannoveraner in den Häusern der Bürger empfangen, aber nicht ein Bewohner der Stadt konnte die geringste Klage über das Benehmen der friedlichen Einquartierung vorbringen. Jeder Soldat benahm sich anständig und schonungsvoll.

Die Nacht brach herein, auf dem Schlachtfelde wurde es stiller. So mancher schwer Verwundete schlief den Schlaf, dem kein Erwachen folgt und war jetzt still auf immer. Andre waren von Aerzten und Sanitätssoldaten abgeholt und in die nächsten Hospitäler geschafft worden. Einzelne harrten noch mit Sehnsucht auf Hülfe, waren jedoch zu schwach, um einen Laut von sich geben zu können.

Unter einem Baume, unweit vom Ufer der Unstrut, lag ein junger Offizier, welcher aus mehreren Wunden ge-

blutet hatte und vom Blutverluſt zu erſchöpft war, um ſich von der Stelle rühren zu können. Ein Camerad hatte ihn endlich nothdürftig verbunden, denn er, welcher kein anderer als Ernſt Bergmann war, gehörte zu denen, welche ziemlich lange unverwundet geblieben und tapfer mitgekämpft hatten. Der Camerad, ein Unteroffizier, hatte verſprochen, ſeinem Lieutenant Hülfe zu ſenden, aber vielleicht war der Mann ſpäter ſelbſt verwundet worden oder gefallen, der für Ernſt höchſt nöthige Beiſtand blieb aus. Seine Wunden fingen an, heftig zu ſchmerzen, brennender Durſt quälte ihn, neben ihm lagen todte Cameraden, die er alle wohlgekannt und gern gehabt hatte. Ernſt war freundlich gegen ſeine Mannſchaft. In einiger Entfernung ächzte ein verwundeter Preuße, bis er anfing, von Berlin zu phantaſiren, von Mutter und Braut, zu denen er, ſie in der Nähe glaubend, die wunderlichſten Dinge ſprach, ſie von Zeit zu Zeit mit zärtlichen Worten anredend.

Dunkle Geſtalten ſchlichen wie die Hexen in Macbeth über das Schlachtfeld, einige davon kamen Ernſt ziemlich nahe. Er wagte es nicht, ſich dieſen bemerkbar zu machen und dankte Gott, daß die Zweige des Baumes ſeine Geſtalt beſchatteten. Wie jeder tüchtige Jägeroffizier mit guten Augen begabt, daran gewöhnt umher zu ſpähen und zu beobachten, hatte er in jenen Schatten ähnlichen Geſtalten die Hyänen des Schlachtfeldes erkannt, welche aller Menſchlichkeit baar, nicht nur auf den Schlachtfeldern umherſchleichen, um Todte zu berauben, ſondern oft ſogar dem Verwundeten den letzten Lebensfunken ausblaſen, um ſich auch mit deſſen Eigenthum zu bereichern.

Jetzt vernahm Ernst's Ohr einen furchtbaren Schrei, dann hörte er durch die Stille der Nacht einen Mann rufen: „Nimm Uhr und Ringe, nur schafft mir einen Tropfen Wasser, mißhandelt mich nicht, Ihr seht ja, daß ich nur noch einen Fuß besitze.

Ernst versuchte es, sich aufzurichten, aber ermattet sank er wieder zurück auf den Boden. Ein Geräusch in seiner Nähe hatte die Aufmerksamkeit der Personen, welche auf den Schlachtfeldern umherspähten, auf ihn gelenkt. Täuschten Ernst's Augen ihn nicht, so nahten jetzt jene furchtbaren Scheusale dem Orte, wo er lag. Er durfte nicht mehr zweifeln, die Leichenräuber hatten ihn erspäht.

Der Gedanke an seine Eltern bewegte sein Gemüth, er versuchte den Degen zu ziehen, fest entschlossen, sich zu vertheidigen, aber seine Kraft blieb weit hinter seinem Willen zurück. In dem Augenblicke, wo er sich fast verloren glaubte, bemerkte er, daß sich ein Licht von der andern Seite des Schlachtfeldes her näher und immer näher auf ihn zu bewegte. Die Schreckensgestalten zogen sich zurück, er hörte eine liebe wohlbekannte Stimme sagen: „Hier, Doctor, hier muß es sein, o Gott, hier ist er, Ernst, theurer Ernst!" Der Name: „Emilie" glitt über die Lippen des Verwundeten, welchem ein neuer Blutverlust die Besinnung raubte.

Eine Stunde später lag Ernst Bergmann auf reinlichem Lager in dem in aller Eile zum Hospital umgewandelten Schwefelbade in Langensalza. Einer von seinen Leuten hatte sich leicht verwundet nach Langensalza geschleppt und dort, nachdem er verbunden war, seinen Arzt um Hülfe für den Lieutenant Bergmann gebeten, welcher nach Aussage des

Unteroffiziers verwundet unter einem Baume unfern der Unstrut lag. Emilie, welche im Hospital als Pflegerin thätig war, hatte die Rede dieses Mannes gehört und bestand darauf, mit dem Arzte und zwei Männern, welche als Hospitaldiener fungirten, ihren Freund aufzusuchen.

Als der Verwundete, dessen Zustand der Arzt für ungefährlich erklärt hatte, eingeschlafen war, schrieb Emilie einige Zeilen, um die Eltern von Ernst's Schicksale zu benachrichtigen und kehrte dann an das Bett ihres Pflegebefohlenen zurück.

In Langensalza und in der Umgegend herrschte große Erbitterung gegen den König von Hannover. Man machte ihm seine Unnachgiebigkeit gegen Preußen zum Vorwurfe und beschuldigte ihn des krassesten Egoismus, weil er das Leben seiner tapfern Truppen gegen eine Uebermacht auf das Spiel gesetzt hatte. Es wurde bekannt, daß nachrückende preußische Regimenter die Aufgabe hatten, Hannover einzuschließen und den König zur Capitulation zu zwingen.

Von dieser Stimmung der Bevölkerung mochte dem König zu Gehör gekommen sein, vielleicht durch den Kronprinzen, welcher mit rührender Treue für den Ersteren Alles war, was ein guter Sohn unter solchen Verhältnissen sein kann.

Emilie Delmar saß noch an Ernst's Schmerzenslager, als ein eintretender Arzt ihr zuflüsterte: „Der König hat bereits in dieser Nacht mit dem Kronprinzen die Spitäler besucht. Zu uns kommt er zuletzt, er wird sogleich hier sein."

Emilie erhob sich geräuschlos, um den beiden Fürsten entgegen zu gehen. Der Prinz warf einen Blick auf das Bett und fragte halblaut: „Lieutenant Bergmann, doch nicht gefährlich verwundet?“

„Zum Glück nicht, königliche Hoheit, aber von Blutverlust erschöpft, sehr der Ruhe bedürftig,“ entgegnete Emilie ebenfalls leise.

Der König, welcher, vom Kronprinzen geführt, eben hatte weiter gehen wollen, blieb überrascht stehen und sagte: „Fräulein Delmar? wenn ich nicht irre.“

Bekanntlich besitzt der König von Hannover ein außerordentliches Gedächtniß und speziell wieder für Stimmen. Emilie erwiederte: „Sehr gnädig von Ihro Majestät, sich noch meiner zu erinnern.“

Georg V. lächelte ein wenig und sagte mit Wärme: „Ich vergesse Nichts, am wenigsten Loyalität und weiß es zu würdigen, daß Sie mir und den Meinigen aufrichtig ergeben sind. Ich erinnere mich noch jedes Wortes, das Sie zu mir sprachen, als Sie mir das Vermächtniß einer Verstorbenen überbrachten, die meinem in Gott ruhenden Vater nahe gestanden hatte. Heute, Fräulein Delmar, finde ich Sie, wo Frauen so unendlich viel thun können. Sie sind gekommen, um meine Verwundeten zu pflegen, nehmen Sie dafür meinen b e s t e n Dank.“

„Ich thue nur, was mein Herz mich lehrt. Möge Gott dem Lande bald wieder den Frieden schenken!“ erwiederte Emilie.

„Was an mir liegt, die Lasten dieses traurigen Krieges zu vermindern, soll gewiß geschehen, Gott ist mein Zeuge,

daß ich nur mein gutes Recht vertheidigt habe und deßhalb hat der Herr die Waffen der Hannoveraner siegreich sein lassen. Ich habe mit dem Kronprinzen der Schlacht vom Anfang bis zum Ende beigewohnt. Ruhen auch Sie jetzt, Fräulein Delmar, Sie haben sich sehr angestrengt und seien Sie überzeugt, daß Ihr König Ihrer dankbar gedenken wird."

Nach diesen Worten trat Georg V. mit dem Prinzen in das Nebenzimmer, Emilien in heftiger Gemüthsbewegung zurücklassend.

Im Nebenzimmer lag zwischen verwundeten Hannoveranern ein preußischer Offizier im Delirium. Er rief unaufhörlich: „Willst Du hinab in Deinen Kyffhäuser, hast auf Erden Nichts mehr zu suchen, es heißt in Deutschland nicht mehr: hie Welf, hie Waiblinger! Jetzt ruft man: hie Habsburg, hie Hohenzollern! und endlich: es lebe die Republick! Hahaha, was will der alte Rothbart, die Schwerter thun's nicht mehr, die Kanonen! Wie sie krachen! Fort Du langer Mann, fort, Deine Zeit ist um, nichts da Rothbart, nichts Welf!"

Die Worte des Kranken, so unheimlich und zugleich passend auf die Lage des letzten deutschen Königs aus dem alten Stamme der Welfen, erschütterten Georg V. so mächtig, daß er krampfhaft des Kronprinzen Arm ergriff und schnell das Hospital verließ.

Draußen in der milden frischen Sommerluft athmete er tief auf. Er ahnte noch nicht, was der nächste Tag ihm bringen sollte.

In das Schützenhaus zurückgekehrt, pflegte der König eine kurze Zeit der Ruhe, welcher er so sehr bedurfte, auch der Prinz fühlte sich erleichtert, als er sich endlich einmal allein sah.

Die letzten Tage hatten die frische Farbe der Jugend von des Prinzen Zügen abgewischt. Er sah bleich und angegriffen aus. Zum ersten Male in seinem Leben pries er seinen Vater glücklich, daß dieser nicht erblickt hatte, was er, der weichherzige Jüngling, hatte ansehen müssen.

Schon in den ersten Morgenstunden des achtundzwanzigsten Juni versammelte Georg V. den Commandirenden Generallieutenant von Arentsschildt und seine höheren Stabsoffiziere um sich, um Kriegsrath zu halten und die Vorbereitungen zu besprechen, welche zur Wiederaufnahme des Kampfes nöthig schienen. Offiziere und Beamte kamen und gingen. Von Viertelstunde zu Viertelstunde liefen neue Nachrichten ein. Es wurde bekannt, daß dem Commandanten der preußischen Avantgarde, General von Flies, bedeutende Verstärkungen zugeführt wurden. Der General Arentsschildt konnte sich über die Sachlage nicht mehr täuschen. Ferner gegen Preußen kämpfen, hieß die Hannoveraner zur Schlachtbank treiben.

Während er und die andern Offiziere sorgenschwer mit einander darüber sprachen, wurde dem Könige eine Deputation der Langensalzaer Bürgerschaft gemeldet, welche gekommen war, Seine Majestät ehrfurchtsvoll um Schonung für die Stadt anzuflehen.

Georg V. nahm die Bürger sofort an und ging ihnen mit der Liebenswürdigkeit entgegen, welche ihm, so oft er

wollte, sogleich zu Gebote stand. Als der Sprecher schwieg, sagte der König huldvoll: „Seien Sie ganz getrost, meine guten Herren, ich führe nicht mit friedlichen Bürgern Krieg und meine Armee ist zu gut disciplinirt, als daß sie mehr beanspruchen sollte, als gute Verpflegung. Was auch noch im Laufe des Krieges geschehen sollte, Langensalza soll geschont werden. Mein königliches Wort darauf."

Die Deputation entfernte sich entzückt von der Huld und schönen Sprachweise des Königs. Er hatte in diesem Augenblick, huldertheilend, den letzten Triumph als Sieger gefeiert.

Neue Nachrichten trafen ein. General von Manteuffel sollte mit achtundzwanzigtausend Mann über Mühlhausen vorgerückt, vom Süden her die Göben'sche Division in Gotha eingetroffen sein. Dazu kam die Brigade des Generalmajor von Kummer, welche Befehl hatte, die Hauptstadt des Herzogthums zu besetzen und zu schützen. Dagegen hatte der König Georg noch keine Kunde von dem Vorrücken der Bayern oder irgend einer Hülfe von den andern Bundestruppen.

Rathlos und unruhig ging der König auf und ab, seine Forderung an den preußischen Commandirenden um ungehinderten Durchzug war gar nicht angehört worden, denn man hatte im preußischen Hauptquartier den hannöverschen Parlamentär nicht vorgelassen.

Noch immer sprach der König von „kämpfen bis auf den letzten Mann, lieber mit Ehren untergehen als capituliren."

Die Freimaurerloge sandte einen Bruder ab, um den königlichen Protector dieses Ordens im Namen der Humanität zu beschwören, weiteres unnützes Blutvergießen zu verhindern. Auch diesen Herrn ließ Georg V. sogleich vor, und trat ihm in stolzer Haltung, den Kopf hoch aufgerichtet, entgegen. Als der Bruder seinen Vortrag beendet hatte, rief der König in leidenschaftlichem Tone: „Glaubt man denn, daß ich, ein christlicher Regent, an solchem Blutvergießen Gefallen habe, daß es mein landesväterliches Herz nicht tief betrübt, wenn ich meine braven Krieger fallen sehe? Gott ist mein Zeuge, daß ich nicht an Eroberung denke, daß ich Nichts weiter will als mein gutes Recht. Für alles Unglück, welches über Deutschland und auch über Ihre Stadt hereingebrochen ist, mögen Sie Diejenigen verantwortlich machen, die es heraufbeschworen haben!"

Nach diesen Worten wandte der König dem Freimaurer den Rücken und verließ am Arme des Kronprinzen das Audienzzimmer.

In der Stadt erzählte man sich, daß Graf Ingelheim, der österreichische Gesandte, plötzlich nach Wien abgereist sei, und ebenfalls Graf Platen, man sagte in Aufträgen des Königs.

Als die Abendglocken in den Dörfern hallten, erhielten die hannöverschen Truppen den Befehl, sich nach Norden zurückzuziehen.

Capitel XX.

Ein gebrochenes Herz.

Am Abend des dreißigsten Juli saß Emilie wieder am Lager ihres Pfleglings, welcher sich bedeutend kräftiger fühlte als an den letzten beiden Tagen. Er fragte mit lebhafter Theilnahme nach dem Schicksal der Armee und hörte von dem Fräulein, daß vorderhand zwischen Hannover und Preußen ein Waffenstillstand abgeschlossen worden sei. Anderes wußte sie selbst nicht, denn die Aerzte im Hospital hatten Sorge getragen, daß kein Verwundeter eine Silbe von der Capitulation erfahre und natürlich blieb dieselbe auch den Damen verschwiegen, welche, wie Emilie, sich fast immer im Krankenzimmer aufgehalten hatten.

Um ein wenig Luft zu schöpfen, verließ sie jetzt auf kurze Zeit Ernst und erblickte, im Begriff in den Garten des Hauses zu treten, ihren Bruder Eugen Delmar, welcher von Hannover gekommen war, nach der Schwester zu sehn und verwundete Freunde zu besuchen.

Nachdem die ersten Fragen über Delmar's und Ernst's Familie beantwortet waren und Eugen die Versicherung erhalten hatte, daß der Verwundete in wenig Tagen die Reise nach der Heimath würde aushalten können, sagte Emilie: „Und glaubst Du, Eugen, daß dem Waffenstillstand ein baldiger Friede folgen wird? Die Verluste unserer Armee sollen sehr groß sein, alle Spitäler sind voll von Verwundeten.“

„Unsere Armee? So ist es Dir noch nicht bekannt, daß Hannover keine Armee mehr besitzt? Unser König hat capituliren müssen, denn die preußischen Truppen haben Hannover ringsum vollständig eingeschlossen.“

„Und die Bayern, Eugen?“ fragte Emilie mit bebenden Lippen.

„Haben sich, wie man erzählt, zu spät auf den Marsch gemacht und sollen umgekehrt sein. Was Bennigsen und mit ihm viele Andre prophezeit haben, ist in Erfüllung gegangen. Die Hartnäckigkeit des Königs oder, wenn Du es lieber so hörst, sein starres Festhalten an dem doch längst morschen Bunde haben diese Schlacht und die darauf folgende Capitulation, welche vorauszusehen war, nöthig gemacht. Selbst der Beistand der Bayern würde die Ereignisse nur verzögert haben, sie wären doch eingetreten. Ich will Dir die Zeitungen bringen, in welchen das Nähere über die Capitulation und Georg V. letzte Proclamation steht. Er hat sich verpflichten müssen, mit dem Kronprinzen und einem von ihm zu wählenden Gefolge Hannover zu verlassen. Aus dem Nachsatze, welcher bei dieser Bedingung steht: „das Privatvermögen Seiner Majestät bleibt zu deren Verfügung,“ läßt sich der Schluß ziehen, daß Vater und Sohn auf Nimmerwiederkehr reisen müssen!“

Fräulein Delmar fuhr sich mit der Hand über die Stirn und blickte ihren Bruder starr an. Endlich brachte sie mühsam die Worte vor: „Auf Nimmerwiederkehr? Soll das bedeuten, daß unser König —“

„Aufgehört hat, Regent zu sein,“ vollendete Eugen den Satz. „Noch ist es nicht offiziell bekannt gemacht worden,

aber bald werden wir erfahren, daß der König von Preußen von dem Rechte des Siegers Gebrauch machen und Hanno ver annectiren wird."

„Noch ist Oesterreich nicht besiegt, Eugen. Du siehst Schreckgestalten. Unser König aus dem Lande verwiesen! es kann nicht, kann nicht sein!" rief Emilie und rang die Hände.

„Mache Dir keine vergeblichen Hoffnungen, meine gute Emilie. Bei Nachod und Trautenau haben die Preußen über die Oesterreicher gesiegt. Es wird sich vielleicht bald als schwerer Fehler Benedeck's herausstellen, daß er sich die Preußen auf österreichischen Boden kommen ließ. Ich bin überzeugt, die Preußen werden siegen, weil es im Schicksal Deutschlands liegt, daß es in diesem Jahrhunderte unter eine Krone kommen soll."

Emilie hatte schweigend die Rede ihres Bruders angehört, aber kein Wort erwiedert. Als Eugen ihr besorgt in das immer bleicher werdende Antlitz sah, flüsterte sie: „Ich wollte, ich könnte weinen!"

„Laß uns zu Ernst gehen, ich habe ihm Grüße von den Seinigen zu überbringen und möchte mit seinem Arzte sprechen," schlug Eugen vor.

Seine Schwester machte eine Anstrengung aufzustehen, aber sie war vergeblich, und lautlos sank sie in den Lehnstuhl zurück.

Während Delmar ärztliche Hülfe für seine Schwester herbeiholte, eilte auf den Straßen Langensalza's die neugierige Menge dem Schützenhause zu. Es war bekannt geworden, daß der König mit dem Kronprinzen und seinem

gefolgt die Stadt verlassen wolle und so Mancher wollte ihn noch einmal sehen, wenn auch nur, um zu beobachten, mit welchen Mienen er sein Schicksal hinnahm. Der König ging mit seinem Sohne nach Mühlhausen, um dort mit seiner ältesten Tochter, der Prinzessin Friederike, zusammenzutreffen.

Capitel XXI.

Ein deutsches Bürgerhaus.

Am achtundzwanzigsten August 1866, welcher als Geburtstag Goethe's und in erster Linie als Geburtstag der geliebten Großmutter Dorothea gefeiert wurde, hatten sich nach altem Herkommen, Alle, die zu der Hartwig'schen und Bergmann'schen Familie gehörten, in den wohlbekannten Gemächern versammelt.

Aber nicht nur in Trauerkleidern waren mehrere Mitglieder der Familie erschienen, auch die Mienen der meisten waren sehr ernst, nur die jüngeren Kinder lachten wie immer mit heiteren Gesichtern die Welt an, weil sie noch von der Welt ungelacht wurden.

Der Letzte, welcher in den trauten Kreis trat, war heute Eugen Delmar. Er hatte in den letzten Wochen merklich gealtert und setzte sich still neben Ernst Bergmann, welcher vollständig genesen neben der Großmutter seinen Platz hatte.

„Bringst Du Neuigkeiten mit, lieber Delmar?“ fragte Ernst Hartwig, „und sind sie so trübe, wie Deine Miene ankündigt?“

„Für Manchen unter uns gewiß. Es ist jetzt öffentlich erklärt, daß Hannover eine preußische Provinz wird. Wir werden Georg V. und den Kronprinzen nie wieder hier sehn. Die Königin und die Prinzessinnen bleiben vorläufig noch hier, aber auf wie lange? Wer kann es wissen?“

„Demnach scheint der Kaiser von Oesterreich Nichts für seinen fürstlichen Bundesgenossen gethan zu haben,“ bemerkte Georg Hartwig.

„Es hat dem Kaiser Mühe genug gekostet, die Unabhängigkeit des Königs von Sachsen durchzusetzen, und die sächsische Armee hat in Böhmen tapfer gekämpft. Wären alle österreichischen Regimenter an Intelligenz und Aufopferung den sächsischen gleich gewesen, so wären die hohenzollern'schen Fürsten vielleicht nicht als Sieger aufgetreten.“

„Ist es wahr, daß unser König nicht zu Gunsten des Kronprinzen abdiciren wollte?“ fragte Ernst's Mutter, „ist der König jetzt in Wien mit dem Prinzen?“

„Ich kann auf die erste Frage keine bestimmte Antwort geben, liebe Clara,“ entgegnete Delmar. „Man wollte den König vor einigen Wochen darum angehen, aber es schien Vielen zu spät, auch könnte unser Land nicht die Ausgaben tragen, welche zwei königliche Haushaltungen verursachen würden. Die beiden Welfenfürsten sind in Wien, der Kaiser hat dem König Georg V. wegen seiner Bundestreue und Theilnahme an der Schlacht bei Langensalza das Commandeurkreuz des Militär-Maria-Theresia-Ordens verliehen, den

Prinzen Ernst August das Ritterkreuz. Mehr wird der Kaiser wohl nicht thun."

„Wenn ich an Georg V. Stelle wäre," sagte Thecla, „ginge ich sofort nach England und nähme als Herzog von Cumberland meinen Sitz im Oberhause ein, oder ich suchte die englische Presse für mich zu gewinnen, diese hat eine gewichtige Stimme, ihr würde der königliche Vetter unsers Georg das Ohr nicht verschließen."

„Du sprichst wie eine Frau, liebe Thecla," entgegnete Delmar, „auf Bismarck würden alle Zeitungen der Welt keinen Einfluß haben, und an den Annexionen hat dieser kluge und kühne Staatsmann mehr Theil als der König von Preußen. Dieser mag von Natur ein muthiger Kriegsheld sein, aber gegen seine fürstlichen Vettern wäre er gern glimpflicher verfahren, wenn das Bismarck nicht verhindert hätte. Das Ziel dieses Mannes ist seit Jahren gewesen: ein ganzes, großes Deutschland unter dem siegreichen Geschlechte der Hohenzollern."

„Unser König soll noch in Altenburg sehr heiter über die gewonnene Schlacht gesprochen, von dort aus die Uniform, welche er in Langensalza getragen hat, dem Museum unserer Stadt überwiesen haben!" erzählte Doctor Bergmann.

„Es ist wahr," bestätigte Ernst, „ich habe es von einem Cameraden gehört, welcher den König bis zum Jagdschlößchen bei Hummelshain begleitet hat, wo die Fürsten einige Tage verweilt haben."

„Und was sind jetzt Deine Pläne, Ernst?" fragte Delmar. „Viele Offiziere, wie ich höre, wollen lieber den Ab-

schied nehmen, als dem Könige von Preußen den Eid der Treue leisten."

„So denke ich auch," entgegnete Ernst, „und ich hoffe, daß meine guten Eltern mir nicht entgegen sein werden. Ich war immer ein ziemlich guter Mathematiker und will jetzt diese Wissenschaft gründlich studiren, damit ich mich in einiger Zeit zum Lehrer der Mathematik qualifizire. Damit will ich nicht sagen," fügte der junge Offizier mit trübem Lächeln hinzu, „daß ich auf immer das Schwert von mir werfen will. Sollten uns äußere Feinde bedrohen, sollte der Uebermuth eines Kronenträgers nur einen Fußbreit vom heiligen Boden unsers Deutschlands fordern, dann kämpfe ich mit den Preußen und trage selbst, wenn es sein muß, die Fahne mit dem Adler vor."

Frau Dorothea sagte: „Recht so, mein Kind!" Und, auf des Ahnherrn Porträt schauend, fuhr sie fort: „Wenn Großvater Hartwig wüßte, wie sehr sich die Zustände in Deutschland verändert haben, und daß Hannover seinen eigenen Fürsten nicht mehr hat, — er, welcher sich noch auf Georg II. erinnerte, — was würde er sagen, der gute, alte Herr?"

„Mein Großvater würde sagen, daß Deutschland unter allen Verhältnissen feststeht, so lange der deutsche Bürger Fleiß und Sitte, Muth und Beständigkeit als die Hausgötter betrachtet, welche ihn und die Seinen schirmen, so lange er ihnen getreu bleibt," erwiederte Georg Hartwig.

Eugen Delmar sagte: „Der Tod meiner guten Schwester hat mir heiße Thränen erpreßt, jetzt aber preise ich sie glücklich, weil sie von Allem, was sich bei uns ereignet hat,

Nichts weiß. Ihrer Gemüthsart nach würde das Schicksal des Königs Georg ihr jede Stunde verbittert haben. Die schwarz-weißen Farben zu erblicken, wo sonst die weiß und orange-gelbe Fahne wehte, würde für sie der größte Schmerz sein. Sie ist in dem festen Glauben gestorben, daß ihr König wieder in sein Welfenreich zurückkehren wird. Ihre letzten Gedanken waren ein heißes Gebet für ihren Landesherrn und die Seinen. Sie ruhe in Frieden!“

„Amen!“ rief die greise Dorothea und faltete andächtig ihre Hände.

Als später, nach Familiengebrauch, die Toaste auf das alte, lebende Geburtstagskind und auf das von der Erde geschiedene aber unsterbliche ausgebracht waren, nahm des Lieutenants Vater, Doctor Bergmann, den Pokal und sprach: „Wir haben oft die Becher zusammenklingen lassen und hoffnungsvoll ausgerufen: das Glas gilt dem Vaterlande, dem vereinten und unter sich einigen Deutschland. Wir dürfen hoffen, daß die Jüngern unter uns Deutschland im Innern blühend und frei, nach Außen mächtig und respectirt sehen werden. Gehören doch wir seit Kurzem schon einem größeren Staate an; aber Empfindungen sind oft mächtiger als Vernunftgründe, und es stimmen wohl alle unter uns ein, wenn ich vorschlage, diesen Becher auf das Wohl König Georg V. zu leeren. Ueber seine Schwächen haben seine Gegner mehr gesagt, als sie beweisen können. Diese werden vergessen werden, aber das Gute, was Georg gestiftet hat, wird bleiben. Dem Beispiel König Ernst August's folgend, hat Georg V. Hannover geschmückt durch Prachtgebäude, gemeinnützige Anstalten, durch Garten- und Forstcultur. Er

hat Künste und Wissenschaften beschützt und wenn seine Mildthätigkeit in Anspruch genommen wurde, gab er gern und königlich. Sein körperliches Leiden trug er mit heitrer Würde und für den blutigen Tag bei Langensalza wird er dereinst weniger zu verantworten haben, als Diejenigen, welche ihn über seine Macht, über seine Berechtigung kriegerisch aufzutreten, wo Widerstand Thorheit war, täuschten. Man sagt, daß sein königlicher Vetter noch nach geschlossener Capitulation dem Könige Georg seine Souverainetät garantirt habe, wenn derselbe auf Seite Preußens trete, und unser Georg habe sich dieser Bedingung nicht fügen wollen."

„Wie dem auch sei, er gleicht der festen Eiche unserer Wälder: der Blitz kann sie verbrennen, der Sturm sie brechen, aber niemals wird sie sich biegen. Möge der Heimathlose sich im Kreise seiner Familie heimisch fühlen. Möge er sein Schicksal nicht als selbstverschuldetes betrachten, sondern als das unabänderliche Geschick Germaniens, dem es bestimmt ist, daß in diesem Jahrhunderte sich alle seine verschiedenen Volksstämme unter einer Krone vereinigen. Der Welf hat dem Hohenzollern weichen müssen, wie einst der Hohenstaufen dem Habsburger; Alles auf Erden ist dem Wechsel unterworfen, aber in ihren guten Werken werden die beiden Könige von Hannover unter uns fortleben und ihr Andenken wird von uns in Ehren gehalten werden. Es lebe Georg V. und die Seinen!"

Die Pokale klangen wie Silberglöckchen und in mehr als in einen fielen Thränen der Wehmuth.

Ende.

Bayerische Staatsbibliothek München

hat Geduld und Aufmerksamkeit verdient und wenn seine Begeisterung in Übertreibungen ausartet, ist er gerne entschuldigt. Sein Herzchen schlägt treu und mit bester Absicht und für den Schwerleidenden hat er bei Gemütsfällen stets ein verständnisvolles Lächeln, als Zeichnung, welche ihm über seine Mutter, über seine Braut, über seine Freunde, wo es etwas Gemeines war, laufen. Dann sagt er in Heimlichkeit: Ich bin noch nicht gefährlich und Gemütsmenschen kann Gönner sein. Ich bin ein Zeitvertreib, aber kein Herr und Meister, wenn Verliebe auf Sein Pferdchen trete, und immer sagt er: Ich trage Geduld und Sanftmut."

„Ich bin auch so, er redet der feinen Seite meiner Schwester zu, in dem Sie sie verleumden, der Thron sie bereden aber nimmer mich sie zu Fall zu bringen. Ihre Ansinnlichkeit ist nicht im Stande, meine Tugend zu verführen. Ihre Augen sind nicht Sonnen, von denen Wärme auf mich fällt, und ich bin nicht Wachs, das sie schmelzen. Ihr Anblick ist nicht Gift, das mich tödtet, und ihre Liebe nicht Feuer, das mich verzehrt. Ich bin ein Mann, und Sie sind ein Weib. Ihre Schönheit ist nicht Tugend, und Ihre Tugend ist nicht Schönheit. Ihre Augen sind nicht Sonnen, und Ihre Liebe nicht Feuer